This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

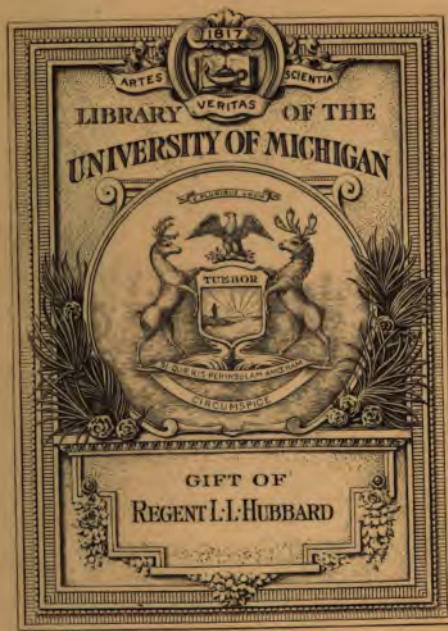
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Zurückgabe dieses Buches muß spätstens
gen erfolgen. Diese Frist kann aber,
hmigung des Bibliothekars, verlän-
en. Im Unterlassungsfalle wird das
h einen Boten abgeholt, welchem der
Sgr. zu zahlen hat. Beschädigung des
t dessen Ersatz und nach Umständen
ng von der Benutzung der Volks-
n zur Folge.

9902

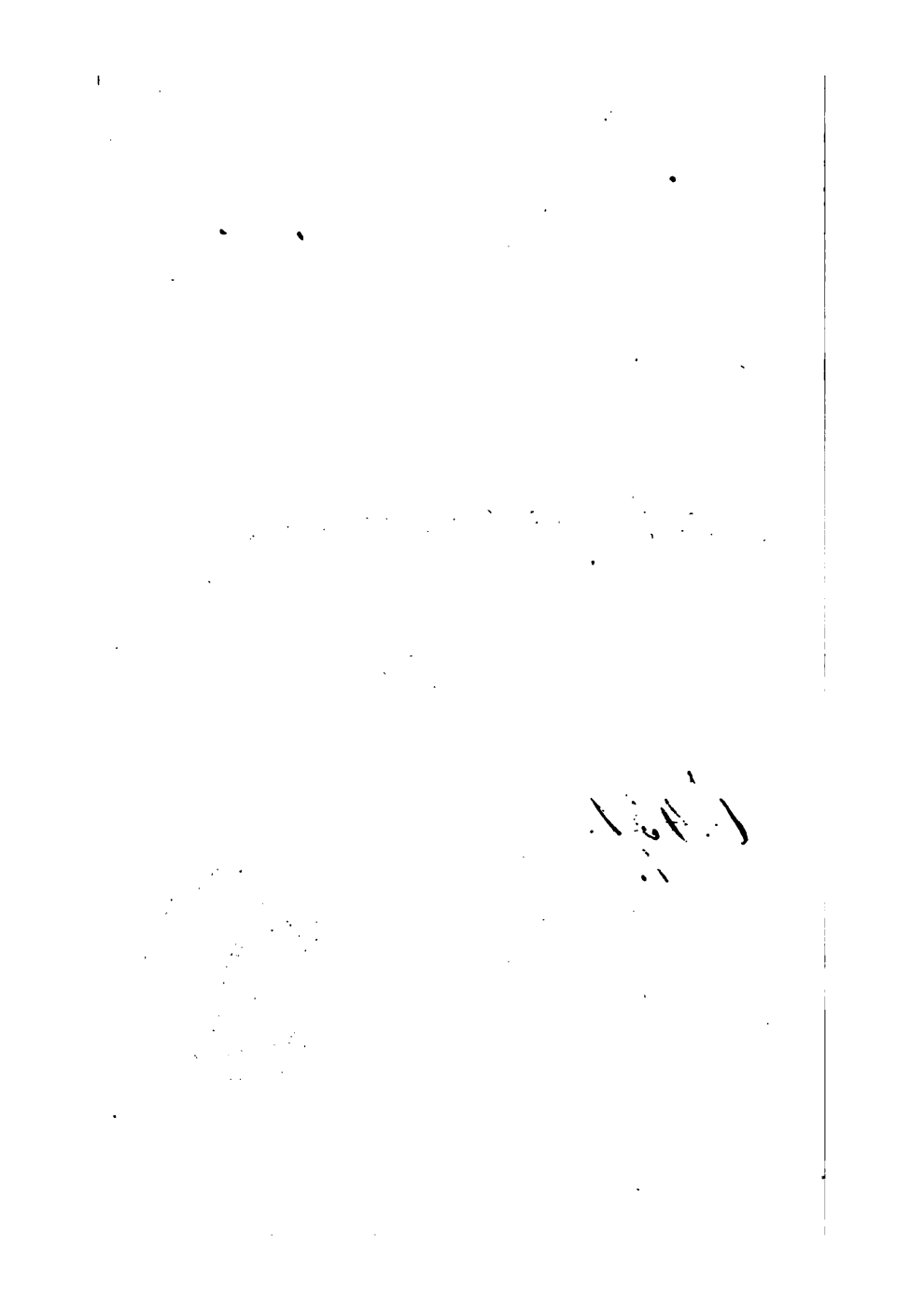


E
166
.B845
v.1-2

c.1 v.1-2

Die Heimat in der Neuen Welt.

Erſter Theil.



Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba,

von

Frederike Bremer.

N 246.

Aus dem Schwedischen.

8 [illegible]
1–2

Erster Theil.

[illegible] BIBLIOTHEK [illegible]

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

gift
Regent L.L Hubbard
7-21-28
6V.

An den Leser.

Meine einzige Entschuldigung für die Beschwerde, die ich dir durch eine so lange Correspondenz verursache, besteht darin, daß ich, wenn meine Reise in Amerika nicht auf diese Weise herausgegeben worden wäre, sie gar nicht herausgegeben hätte. Und meine Entschuldigung für die Herausgabe besteht darin, daß ich dieselbe aus mehren Gründen nicht unterlassen konnte.

12-28-31 MFP

Als ich diese Briefe deinen Händen übergab, lieber Leser, wünschte ich auf eine freundliche Gemüthsstimmung rechnen zu können, wenigstens auf eine Stimmung, die nicht im Kampfe gegen diejenige ist, in welcher ich diese Briefe zuerst schrieb. Sie bedürfen derselben mehr als alles Andere, was ich geschrieben habe. Denn ich kann mir selbst nicht verbergen, daß sie an — — Eigenliebe, dem Stein des Anstoßes für alle Selbstbiographen, leiden. Diese verletzt die sympathetischen Gefühle einer Schwester oder eines Bruders nicht, aber sie verletzt leicht einen

Fremden, der dieſe Gefühle nicht theilen kann. Vieles in dieſen Briefen, was mich allein betrifft und mir perſönlich angenehm geweſen iſt, habe ich deshalb bei der Umarbeitung derſelben weggelaſſen, aber nicht Alles von dieſer Art, denn ich würde ſonſt auch die Natürlichkeit der Briefe und die eigenthümliche Färbung meines Lebens und meiner Verhältniſſe in Amerika weggenommen haben. Vieles von Dem iſt ſtehen geblieben, was mich allein erfreut oder geſchmerzt hat — vielleicht Beides mehr als es ſollte. Ich habe während der Umarbeitung dieſer Briefe mir oft nicht darüber klar werden können, daß ich dieſelben jetzt für die Allgemeinheit ſchrieb und nicht blos an meine Schweſter, „meine Innerſte", vor der ich auch mein Innerſtes öffnen, das Kindiſchſte ſagen durfte. Sobald ich zu ſchreiben begann, ſtand immer wieder meine Schweſter vor mir, mit ihren milden himmliſchen Augen, mit ihrem ſchonungsvollen Lächeln — zwiſchen mir und allen fremden Leſern. Ich ſah blos ſie und vergaß die Leſer. Ich fühle, daß ich hierin oft gefehlt habe, und zwar meiſt in dem erſten Theil dieſer Briefſammlung, die ich in einer Zeit geſchrieben habe, da mich meine Kränklichkeit ſchwach machte und die Schwäche meine Eigenliebe ſtärkte. Wenn ich dieſer Kränklichkeit geſtattete, über die Gebühr hervorzutreten, ſo hat dies ſeine Entſchuldigung darin, daß dieſe Kränklichkeit in einem Leiden beſtand, welches ſehr gewöhnlich in Amerika iſt, durch das Klima des Landes und die Diät und Lebensweiſe des Volks erzeugt wird und vor welchem man Ein-

geborene wie Einwanderer nicht genug warnen kann, Und wenn ich über dieses Uebel und seine Ursachen zuviel gesprochen habe, so haben dagegen andere Schriftsteller zu wenig darüber gesprochen. Es ist das gefährlichste Unthier der Neuen Welt. In seinen äußersten Folgen führt es in das Irrenhaus oder in den Tod. Glücklich, wer es zu vermeiden weiß, oder, wie ich, gleich beim Beginn des Uebels einen guten Arzt findet, der durch die Gewalt der Diät, wie der Arznei es zu beseitigen vermag, bevor es hat überhand nehmen können.

In den Briefen an meine Schwester habe ich Schmeichelnamen beibehalten, die darin standen und die wir in Schweden unter nahen Angehörigen und guten Freunden zu gebrauchen pflegen, obwol mancher Leser dieselben zu kindisch finden wird. Ich kann ihm nicht helfen. Ich habe versucht, diese Namen auszumerzen und andere, passendere dafür zu setzen. Aber sie wollten nicht passen; sie sahen steif, unnatürlich, langweilig aus.

— „Besser das Kindische als das Langweilige" — dachte ich da — „und die kleinen Worte könnten wol der großen Gegenstände halber, die in den Briefen vorkommen, wenn auch ohne meine Schuld und Würdigkeit, vergessen werden."

Und kannst du, lieber Leser, zuweilen Geduld mit der Briefschreiberin haben, wenn sie in ihrer Kränklichkeit oder Eigenliebe spricht; willst du Nachsicht mit ihr wegen dieser Schwachheit haben, so wirst du vielleicht dadurch belohnt werden, daß du in ihren

frischern und stärkern Stunden wie an der Hand einer Schwester zu einer vertraulichern und herzlichern Bekanntschaft mit dem großen Land jenseit des Oceans, mit dessen Volk, mit dessen häuslichem und innerm Leben geführt wirst, als dir außerdem zu Theil werden würde. Und Das dürftest du doch vielleicht der Mühe werth finden.

Besser als du, besser als irgend Jemand — und oft drückend genug — fühle ich die Mängel meiner Arbeit. Sie würden mich muthlos machen, wenn ich nicht daneben fühlte, daß ich doch Etwas dazu beigetragen habe, die guten Familien in der Neuen Welt den guten Familien in Europa, vor allen denen in meinem Vaterland, näher zu bringen — die edeln warmen Herzen dort denen, die hier klopfen; daß ich also in meiner Weise dazu beigetragen habe, die schönen geschwisterlichen Verhältnisse zwischen Volk und Volk zu knüpfen. Mögest du, lieber Leser, auch so fühlen und dich dadurch versöhnen lassen mit der

Briefschreiberin.

An meine amerikanischen Freunde.

Stockholm im Mai 1853.

Diese Briefe sind in eurer Heimat geschrieben, während ich daselbst mit euch gelebt habe, wie eine Schwester mit ihren Geschwistern, im Norden, im Westen, im Süden euers großen Reichs. Während meines Umgangs mit euch sind sie entstanden. Und ohne euch wären sie nicht geworden, was sie jetzt sind, denn ohne euch hätte ich die Heimat in der Neuen Welt nicht kennen gelernt, noch weniger aus ihren friedlichen Räumen das öffentliche Leben daselbst betrachten können. Darum widme ich euch diese Briefe. Sie sollen euch Zeugniß ablegen von mir und von meinem Leben unter euch.

Ihr spracht zu mir: — „Wir hoffen, daß Sie uns die Wahrheit sagen werden!" — Etwas Anderes wünschtet ihr nicht von mir. Was ihr wünscht, habe ich zu erfüllen gesucht. Seid meine Richter!

Was ich in der Neuen Welt gesehen und gefunden habe, das habe ich in diesen Briefen niedergelegt.

Sie sind zum größern Theil Ergießungen aus dem Herzen zum Herzen, aus eurer Heimat an die meinige in Schweden. Als ich sie schrieb, dachte ich wenig daran, sie in Druck zu geben und ein Buch über Amerika zu schreiben, am allerwenigsten in diesen Briefen. Und Das sieht man den Briefen zur Genüge an. Hätte ich daran gedacht, so würde ich sie anders geschrieben haben, weniger unmittelbar und kunstlos, mehr geordnet und im Festtagskleide, ob deshalb besser — weiß ich nicht.

Ich dachte in Amerika zu sehr daran, zu leben, um daran denken zu können, über das Leben zu schreiben. Das Leben war übermächtig.

Der Gedanke, „Briefe über Amerika" zu schreiben, entstand erst spät, nämlich erst dann, als ich nahe daran war, das große Westland zu verlassen und das Gefühl immer mächtiger in mir wurde, daß Das, was ich während zweijähriger Reisen und Aufenthalts daselbst gesehen und erfahren hatte, nicht mein alleiniges Eigenthum sei, sondern daß ich damit eine Mission auszuführen hatte. Daß die große Neue Welt mir manchen Stoff zum Nachdenken, künftig zur Behandlung, vielleicht auch für ein Buch, geben würde, das hatte ich wol geahnt; aber welche Stoffe, welche Bücher — darüber war ich mir noch nicht klar geworden.

Ich bekenne vor euch, daß ich in Amerika mit dem Gedanken umging, ganz Amerika in — — einem Roman zu metamorphosiren und euch, meine Freunde und Freundinnen, als Helden und Heldinnen darin

auftreten zu lassen, aber so fein, daß Niemand von euch Amerika oder euch selbst darin erkennen sollte.

Aber die Scenen der Wirklichkeit in euerm großen Vaterland wollten sich nicht in einen Roman einrahmen lassen. Der Roman verschwand wie ein Regenbogen in den Wolken und die Wirklichkeit trat immer stärker hervor in aller ihrer Größe, Kleinheit, Lieblichkeit, Bitterkeit, Schönheit, Häßlichkeit, mit einem Wort in ihrer ganzen Wahrheit. Und ich fühlte, daß meine beste Arbeit nur ein treues Abbild dieser Wahrheit sein könnte. Wie ich dies ausführen würde und könnte, war mir noch keineswegs klar, als ich Amerika verließ.

— „Sie werden Alles verstehen, Sie werden Alles erkennen, wenn Sie erst wieder in Ihrer Heimat sind!" — sagte zuweilen der theure Freund zu mir, der mir zuerst am Ufer der Neuen Welt begegnete, der mich zuerst in seinem Vaterland empfing, den ich gern „meinen amerikanischen Bruder" nannte und durch den Zauber seiner Freundschaft, durch die Leitung seines klaren Blicks und durch seine brüderliche Sorgfalt mein Leben in der Neuen Welt weit mehr verschönte, als ich sagen kann. Sein Bild ist in meinem Herzen für immer mit dessen schönsten Erlebnissen, mit dessen morgenfrischem Leben und dessen indianischem Sommertag verbunden, vor allen mit den Hochlandsscenen an jenem herrlichen Fluß, an welchem er sein schönes Hausweſen erbaut und jetzt — — — sein Grab hat! Doch nein, nicht blos in Verbindung mit diesen Bildern lebt er für

mich. Zeit und Raum feſſeln eine Perſönlichkeit, wie die ſeinige, nicht. Heute, wie geſtern und in alle Ewigkeit werde ich ſeinen Blick, ſeine Stimme, ſeine Worte vernehmen, wie ich ſie einſt vernahm, denn ſie iſt mit Allem verbunden, was ſchön und edel iſt in dem großen Reich der Schöpfung. Seine Worte ſind Führer für mich in Schweden, wie ſie es in Amerika waren. Gern wiederhole ich mir jedes ſeiner Worte. — „Sie werden es erkennen, wenn Sie in Ihr Vaterland zurückkommen!“ — ſagte er in Bezug auf manche Frage, die bei meinem Abſchied von Amerika noch dunkel vor meinem Blick ſtand.

Der Gedanke, die Briefe herauszugeben, die ich aus Amerika nach Hauſe geſchrieben hatte, und zwar ganz oder doch meiſtentheils ſo, wie ſie zuerſt aus der Feder aufs Papier gefloſſen ſind, herauszugeben, entſtand erſt mehre Monate nach meiner Heimkunft, als ich mit muthloſer und halb widerſtrebender Hand dieſe Briefe an eine geliebte Schweſter öffnete, die nun nicht mehr auf Erden war. Ich bekenne, daß das Leben in ihnen mich wieder belebte und mein Herz wie früher ſchlagen ließ, da ſie geſchrieben wurden. Ich mußte mir ſelbſt ſagen: — „Dieſe Kinder des Augenblicks und eines warmen Gefühls ſind ungeachtet aller ihrer Mängel ein reinerer Ausdruck der Wahrheit, die meine Freunde von mir wünſchen, und die ich zu ſagen wünſche, als irgend Etwas, das ich mit ruhiger Ueberlegung und mit kalter Hand ſchreiben könnte. Und ich entſchloß mich,

die Briefe so herauszugeben, wie sie der Eindruck des Augenblicks mir dictirt hat.

Bei ihrer Umarbeitung habe ich nur wenig ausgeschlossen und nur wenig hinzugesetzt. Die Zusätze betreffen vorzüglich historische und statistische Thatsachen, die ich in den Briefen oder in meinen Aufzeichnungen nur flüchtig berührt finde und nun weiter ausgeführt habe. Die weggelassenen Stellen beziehen sich auf eigene oder fremde Angelegenheiten, die mir zu privater oder zarter Natur zu sein schienen, um sie vor die Oeffentlichkeit kommen zu lassen.

Ich habe in meinen Mittheilungen aus dem Privatleben die Grenze nicht zu überschreiten gesucht, welche Edelsinn und Zartgefühl vorzeichnen, ich habe mich bemüht, aus vertraulichen Mittheilungen namenkundiger Personen Nichts anzuführen, was diese nicht veröffentlicht wünschen könnten. Ich fühle tief die Heiligkeit Dessen, was hier das Zartgefühl fodert, und nichts würde mich mehr schmerzen, als wenn ich aus Unachtsamkeit in dieser Beziehung gefehlt hätte. Manche meiner Freunde werden jedoch, fürchte ich, ihr Zartgefühl durch ein Lob verletzt fühlen, das ich nicht immer zurückzuhalten vermochte. Mögen sie mir vergeben um meiner Liebe willen!

Mit nicht gewöhnlicher Liebe habe ich in euerm Vaterland und in euern Häusern gelebt; auf nicht gewöhnliche Weise habt ihr mich daselbst aufgenommen. Wenn der gefüllte Becher zuweilen übervoll geworden und übergelaufen ist, so ist dies weniger mein, als — — — euer Fehler. Außerdem — die

Thaten der Selbstsucht und des Hasses erklingen alle Tage in unsern Ohren sammt den Namen Derer, welche sie üben. Vergönnet also, daß die Schwingen des Frühlings und der Hauch der Liebe auch andere Namen durch die Welt trägt, um sie gleich der Saat des Himmels mit der Erde zu vermählen und alle die besten Gefühle der Seele erblühen zu lassen. Das Herz zweifelt zuweilen an dem Guten und an der Macht desselben auf der Erde. Es will sehen, um zu glauben. Ich habe ihm dazu verhelfen wollen. Ich habe von euch gesprochen. *)

Das Beste, das Schönste in euern Herzen und in euern Häusern ist jedoch nicht veröffentlicht worden. Im Menschenherzen und im Hause gibt es, wie in dem Tempel des alten Bundes, ein Allerheiligstes, auf dessen goldene Tafeln nur das Antlitz der Cherubim herabblicken und die Worte des Zeugnisses lesen darf.

In Allem, was ich in Bezug auf euer Land und Volk getadelt oder beurtheilt habe, bin ich meiner Ueberzeugung gefolgt. Was ich selbst gesehen, gehört, erfahren, kennen gelernt und gedacht habe, das habe ich geschrieben, ohne etwas Anderes zu fürchten, als gegen Recht und Billigkeit zu verstoßen.

*) In der englischen und amerikanischen Ausgabe sind blos die Anfangsbuchstaben der Namen angegeben, wenn diese Privatleuten angehören. In der schwedischen Ausgabe habe ich diesen Schleier über meine Freunde zu werfen für überflüssig gehalten, da ihre Namen darin jedenfalls nur wie ein Echo aus der Ferne erklingen.

Aber wenn ihr, lieben Freunde, dieſe Briefe leſet, ſo habt, wo möglich, Geduld bis zum Schluſſe derſelben, und denkt daran, daß ſie oft Eindrücke des Augenblickes ſind, die ſpätere Eindrücke gereift oder verändert haben. Betrachtet ſie als Zahlen, die ihr zuſammenrechnen müßt, um eine Geſammtſumme zu erhalten.

Vier von dieſen Briefen, nämlich an H. C. Oerſted, an J. P. Böklin, an Ihre Majeſtät die verwitwete Königin von Dänemark und an H. Martenſen, ſind als Ruhepunkte unterwegs zu betrachten, von denen aus die zurückgelegte Entfernung überblickt und Weg und Ziel überdacht werden. Es kommen darin einige Wiederholungen vor, die nicht füglich zu vermeiden waren. Daß dergleichen auch in andern Briefen vorkommen, fürchte ich allerdings; ich hätte dieſelben auch vermeiden ſollen, aber — — —

Von euch, meine Freunde, erwarte ich die Wahrheit, der man gern huldigt, auch wenn ſie ſchmerzt. Wo ich gefehlt, wo ich mich geirrt habe, hoffe ich, daß ihr mich öffentlich darüber aufklären werdet. Was ich Wahres und Gutes geſagt habe, werdet ihr — ich weiß es — anerkennen. Von euch fürchte ich kein unbilliges Urtheil. Die wahrheitsliebendſten Menſchen, aber ohne Härte, glaube ich unter euch gefunden zu haben. Darum berufe ich mich auf euch.

In euer ſchönes geſegnetes Vaterland kehre ich hier wie ein Geiſt zurück, um euch an die Fremde zu erinnern, die ihr zu Gaſte einludet, die ihr zu

eurer Freundin machtet, um mit euch von frühern, an euerm Herd verlebten Tagen zu sprechen; um euch zu danken und euch zu segnen — und nicht blos euch, deren Gast ich war, sondern die Vielen in euerm Lande, die mir wohlthaten in Worten oder in Werken, die Warmherzigen, die Edeln, alle Diejenigen, welche mich den Morgenthau einer neuen schönern Schöpfung, das Lebenselixir trinken ließen, welches die Jugend des Geistes erneut!

Das Wort ist arm — es kann nur wenig von Dem ausdrücken, was das Herz empfindet. Möchte doch etwas von der Lebensfreude, die ihr mir geschenkt habt, aus diesen Briefen euch wieder entgegenwehen und euch einen bessern Dank bringen, als der ist, den hier auszusprechen vermag euer schwedischer Gast und eure Freundin

Frederike Bremer.

Erſter Brief.

Auf dem Meer, 23. September 1849.

Dies iſt mein zweiter Reiſetag auf dem großen Ocean, meine liebe Agathe! Und wenn die Reiſe ſo fortgeht, wie ſie begonnen hat, ſo werde ich mich nicht ſo bald ans Land ſehnen. Das herrlichſte Wetter, Himmel und Meer voll von Licht, günſtiger Wind und zur Wohnung auf der Fahrt in die Neue Welt ein Fahrzeug, groß und ſtattlich wie ein kleines Schloß, und dazu höchſt bequem. Und wie genieße ich mein ruhiges, ungeſtörtes Leben hier am Bord, nach den anſtrengenden Tagen in England, als die Seele ſich wie auf einem Streckbett fühlte, während der Körper hierhin und dorthin fuhr, um zu ſehen und fertig zu haben, was geſehen und fertig ſein mußte, ehe ich reiſefertig wurde! Denn ich mußte ein Bischen von England, und beſonders von London ſehen, ehe ich Amerika und Neuyork ſah. Ich wollte durch Neuyork nicht zu ſehr verblüfft werden. Ich wollte die Mutter kennen lernen, ehe ich Bekanntſchaft mit der Tochter machte, um Vergleichungspunkte und eine Richtſchnur zu haben, nach denen ich ihren Typus begreifen könnte. Ich wußte, daß Schweden und Stockholm von anderer Art iſt, als engliſche Länder und Städte ſind, in Bezug auf Völker, Sitten, Bauart u. ſ. w. Aber England hat der Bevölkerung von Nordamerika erſt Geſetze und Charakter

gegeben. Es war die Alte Welt in England, die mein Stützpunkt werden mußte, wenn ich die Neue Welt beurtheilen wollte. Deshalb reiste ich zuerst nach England; und nach England werde ich auch — so Gott will — nach Beendigung meiner Pilgerfahrt auf der andern Seite des Meeres zurückkehren, um eine bestimmtere Ansicht, eine Schlußmeinung darüber zu erlangen, bevor ich heimkehre. Wir wollen diese Runen in der Heimat der Runen gemeinschaftlich deuten. Nun weiß ich doch, wie London aussieht und werde mich durch Neuyork nicht verblüffen lassen.

Der heutige Tag, ein Sonntag, ist mir ein festlicher Tag gewesen. Wir hatten Gottesdienst an Bord; und der war gut und schön. Alle Passagiere, sechzig und etliche an der Zahl, waren sammt der Schiffsbemannung in ihren Feiertagskleidern in dem großen Salon auf dem obern Deck versammelt. Der Capitän, ein rüstiger, wohlaussehender, noch junger Militär, las selbst die Predigt und die Gebete, und zwar sehr gut. Die ganze Versammlung stimmte in die Gebete und in die Antworten ein, wie es in der englischen Episkopalkirche gebräuchlich ist. Die Sonne beglänzte diese bunte Versammlung aus so vielen Ländern der Welt, die hier auf den Wogen schaukelte. So allein, so ohne Landsleute, Freunde oder Verwandte in dieser Versammlung zu sein, und mich doch mit Allen so tief in demselben Leben und in demselben Gebet — dem Vaterunser — verbunden zu fühlen, Das ergriff mich so, daß ich weinte. (Mein gewöhnlicher Ausweg in der Freude, wie im Schmerz, wie du weißt.) Der Capitän mochte wol glauben, ich bedürfe der Ermunterung, und kam nach der Predigt freundlich zu mir. Aber — das war keineswegs der Fall. Ich war glücklich. Hernach wanderte ich hinauf auf das Verdeck und las ein Gedicht, betitelt „Evangeline", von dem amerikanischen Dichter Henry Longfellow. Dieses Gedicht gehört der Geschichte und dem Naturleben Nord-

amerikas an. Es hat sehr viel dramatisches Interesse und Leben. Nur der Schluß kam mir melodramatisch und etwas gesucht vor. Der Anfang, die Schilderung der Urwälder in der Neuen Welt, dieser hohen Bäume, die den alten Druiden gleichen, mit langen herabhängenden Bärten und Harfen, die im Winde erklingen und klagen, ist herrlich; er ist ein Anschlag in dem frischen Mollton, der den ganzen Gesang von Arkadias friedlichem, vertriebenem Volk durchklingt — eine schöne, aber traurige Romanze, ganz und gar auf historischem Grunde ruhend. Ich empfing das kleine Buch von Mr. Howitt bei meiner Abreise von England und habe ihm diesen ersten Kostbissen von Amerikas Literatur zu danken, in welchem ich einen Hauch von dem Leben dieser Neuen Welt zu fühlen glaubte.

Wie hübsch es ist, ein Bischen lesen, schweigen und auch ein Bischen denken zu dürfen! Man erweist mir hier alle mögliche Artigkeit; bald kommt der Eine, bald der Andere und sagt mir ein Wort. Ich antworte höflich, setze aber die Unterredung nicht fort. Ich fühle keine Neigung dazu. Unter den funfzig und etlichen Herren Passagieren ist nur einer, ein hübscher alter Herr, dessen Gesicht ein höheres Interesse verspricht. Und die zwölf oder dreizehn Frauenzimmer haben nichts besonders Versprechendes und Anziehendes, obwol einige recht hübsch und angenehm sind. Ich bin sehr allein. Ich habe eine treffliche Kajüte für mich allein. Am Tage kann ich darin bei dem Licht von einem Krystallfenster im Dache lesen. Abends und des Nachts wird sie von einer Lampe durch ein mattgeschliffenes Fenster in einer Ecke des Zimmers erleuchtet. Man ißt und trinkt hier den ganzen Tag, wenn man will; ein Tisch nach dem andern wird gedeckt; eine Mahlzeit löst die andere ab. Alles ist reich und prächtig. Ja, wir leben hier recht stattlich. Allein dieser Ueberfluß gefällt mir nicht; und dieses ewig lange Sitzen beim Mittagessen ist mir peinlich, besonders da

ich zwiſchen zwei Herren eingekeilt ſitze, die ſchweigen und blos eſſen, obgleich der eine, ein Engländer, ein vortrefflicher Geſellſchafter ſein könnte, wenn er wollte. Der Paſſagierpreis für mich beträgt 35 Sovereigns in Allem. Ein etwas billigerer Preis und viel weniger Eſſen und Trinken wäre mehr nach meinem Geſchmack.

Später.

Ich habe ſoeben die Sonne im Meere untergehen und den Mond und die Sterne aufgehen ſehen. Der Nordſtern und der Karlswagen ſind nun weiter von mir entfernt. Aber gerade über meinem Haupte ſehe ich das Kreuz und die Lyra und in der Nähe denſelben Adler, den wir auch in unſerer Heimat über uns ſehen. Mit dieſen Begleitern auf dem Wege kann man zufrieden ſein. Wir haben günſtigen Wind, haben alle Segel oben und fahren mit reißender Schnelle. Geht das ſo fort, ſo ſind wir in zwölf bis dreizehn Tagen am Ziel.

Meine beiden Briefe aus England haſt du hoffentlich richtig erhalten. Den letzten ſandte ich von Liverpool an dem Morgen ab, an welchem ich an Bord ging. Ich hatte ganz allein für Alles zu ſorgen. Aber Alles ging gut. Ich hatte die Sonne bei mir und mein kleines Reiſe-Niſſe und die letzten lieben Briefe meiner Theuern, meinen Reiſepaß in die Neue Welt und — wenn es ſein ſoll — in die beſſere Welt. Ich ſpreche nicht von meinem guten Muth, aber du kennſt mich, mein Kind; — „noch lebt Hakon Jarl!“ —

Donnerſtag.

Fünf Tage auf dem Meere und wir haben ſchon den halben Weg nach Neuyork. Wir haben fortwährend guten Wind, und geht es ferner wie jetzt, ſo haben wir eine der ſchnellſten und glücklichſten Reiſen, die jemals von Europa nach Amerika gemacht werden können. Aber „man ſoll nicht eher „Hei“ rufen, als bis man über den

Berg iſt!" Da der Wind heute bläſt und das Meer etwas hoch geht, ſo wird mein Stil, fürchte ich, dem Karl's des Zwölften in ſeinen Briefen an „Mon coeur" etwas ähnlich. Ich befinde mich vortrefflich, liebes Herz, und ſehne mich nicht weiter, ſo comfortable finde ich es hier und ſo belebend und erhebend finde ich das Schauſpiel von Himmel und Meer. Ja, die Seele empfängt Schwingen und ſchwingt ſich empor, weit über die brauſende Tiefe. Seit mehren Tagen haben wir nichts Anderes, als Himmel und Meer und kreiſende Seevögel geſehen; kein Segel, keinen Rauch eines Dampfſchiffs; Alles iſt öde in dieſem großen runden Raum. Aber Wogen und Sonnenſtrahlen und ziehende Wolken ſind Geſellſchaft genug, dazu noch die eigenen Gedanken. Ich ſtehe und gehe ganze Stunden lang einſam auf dem Verdeck und athme die friſche weiche Meeresluft, ſehe unſern Leviathan in die brauſenden Wellen auf- und niedertauchen und laſſe meine Gedanken eben ſo tauchen und kreiſen wie die Seevögel in der unbekannten Ferne. Es war immer etwas von Vikingerluſt und Vikingerleben in mir, und ſo iſt es auch jetzt. Geſtern war ein herrlicher Tag, ein Feſt von Schönheit noch dadurch, daß ich ihn unſäglich genoß.

In meiner erſten Jugend, in Årſta, als wir noch Viele im Hauſe waren und es mit der Einſamkeit noch übel ausſah, pflegte ich mich zuweilen in den kleinen finſtern Schrank einzuſchließen, in welchem die Mama ihre Schlüſſel hatte, blos um mich einſam zu fühlen; denn ſobald ich ganz allein in der dichten Finſterniß war, empfand ich ein wunderbares Gefühl, ein Gefühl, als ob ich Flügel hätte und von ihnen ohne mein Zuthun gehoben würde; und das war mir ein unausſprechlicher Genuß. Dieſes halb geiſtige, halb körperliche Gefühl kann ich nicht erklären, allein es kehrt ſtets in mir wieder, wenn ich ganz allein und ungeſtört von beunruhigenden Gedanken bin; und es iſt noch heutzutage mein; es macht

mir eine heimliche, wunderbare Freude hier, wo ich so allein unter Fremden, inmitten des Weltmeers stehe, und bewirkt, daß ich mich frei und leicht wie ein Vogel in der Luft fühle. Doch nicht dieses Gefühl allein, macht mich ruhig und gibt mir Schwingen hier, sondern noch ein anderes, das mir über allen steht. Noch ein mal, wer ist einsam in der Welt oder im Herzen, der nur recht herzlich „Vater unser!" sagen kann! Mein und aller Menschen Vater! Ruhe und genügende, unsterbliche Schwingen finden sich nur in diesem Bewußtsein.

Aus der chaotischen Gruppe von gleichgültigen Menschengesichtern, die hier zuerst meinen Blicken begegneten, sind mir einige näher gekommen und haben durch Blicke, Ausdruck und Worte Interesse erhalten. Unter diesen ist ein langer respectabler „Clergyman" aus Neuyork, Namens John Knox, der mir ein Bischen von dem strengen Puritanismus der historischen Knox-Natur, jedoch mit vielem Wohlwollen verbunden, zu haben scheint; ferner eine Familie, auch aus Neuyork, bestehend aus einer „Old lady," der Mutter, mit Tochter und Schwiegersohn, einem schönen jungen Paar, die, anstatt ihrer „Bridal tour"*), während eines Zeitraums von achtzehn Monaten Aegypten, Griechenland, Italien, Frankreich u. s. w. besucht hatte (ohne vorher den Niagara oder ein anderes Naturwunder in ihrem eigenen Vaterland gesehen zu haben, was ich ihnen nicht recht verzeihe) und nun in die Heimat zurückkehrte; „Old lady" mit der Erfahrung, daß „die menschliche Natur sich überall in der Welt ziemlich gleich ist." Diese Familie und Mr. Knox sind Presbyterianer und wollen nicht zugeben, daß die Unitarier Christen sind. Weiter ein paar junge Frauenzimmer aus Georgien (einem der südlichen Sklavenstaaten Amerikas); das eine ein hübsches verheirathetes Weib, das andere ein sehr blasses junges Mädchen mit feinen Zügen, Hanna L**,

*) Hochzeitsreise.

kenntnißreich, klug und angenehm, das ich mit Vergnügen sprechen hörte. Obwol sie einer sklavenhaltenden Familie angehört, verdammt sie die Sklaverei und arbeitet daran, die Sklaven besser und glücklicher zu machen. Sie ist „consumptive" und erwartet kein langes Leben, geht aber dem Tod mit dem freudigsten Muth entgegen. Aus ihren Augen sieht man den werdenden Engel hervorblicken, aber aus den feinen Gesichtszügen sieht man den Todtenkopf auf eine fürchterliche Weise hervorblicken. Endlich einige ältere Gentlemen, mit ehrenwerthen und zutrauenerregenden Gesichtern, die mich versichern, daß ich „much pleasure" *) auf meiner Reise in die „Vereinigten Staaten" finden würde; zwei derselben, Sklavenbesitzer, mit schönen energischen Figuren, laden mich in den Süden ein, und versichern mich, daß ich in den Sklaven „the most happy and most enviable population" **) sehen würde. (?!)

Die Tage vergehen ruhig und angenehm. Das Einzige, was ich gegen das Leben am Bord des Canada habe, ist das unvernünftige Essen und Trinken.

Montag, 1. October.

Der zehnte Tag auf dem Meere. Seit einigen Tagen etwas weniger angenehm, stürmisch und wechselnd. Gestern hatten wir, was sie „eine frische Kühlte" nennen. Ich versuchte auf dem Verdeck zu sein, aber vergebens. Zum Matrosen bin ich also nicht geschaffen. Wir nähern uns Neufundland. Wir steuern deshalb so weit nordwärts, um den Stürmen der Tag- und Nachtgleiche im Süden des Meeres auszuweichen. Aber wir haben ungünstigen Wind, der seit einigen Tagen heftig bläst, sodaß unsere Reise nicht so schnell vorwärts geht, wie der Anfang versprach. Vor morgen kommen wir nicht nach

*) Viel Vergnügen.
**) Das glücklichste und beneidenswertheste Volk.

Halifax. Dort liegen wir einige Stunden still, geben unsere Briefe auf die Post nach Europa und steuern dann gerade südlich gegen Neuyork. Ich befinde mich vollkommen wohl und bin keinen Augenblick seekrank gewesen, aber ich kann nicht leugnen, daß ich mich Abends und des Nachts ein wenig unbehaglich fühle, wenn die Wogen so sehr poltern, über unsern Köpfen anschlagen und das Schiff ächzt und kracht. Glücklicherweise ist die Gesellschaft der Frauen angenehm und unterhaltend und Abends tragen drei Damen, „Old lady," die gerade noch nicht so alt (etwa 50 Jahre alt) ist und eine prächtige Stimme hat, das bleiche Mädchen und ihre Freundin, Lieder und Hymnen mit reinen Stimmen vor, die merkwürdig gut zusammenklingen. Das ist sehr schön und lieblich. Die Töne folgen mir des Nachts wie tröstende Geisterstimmen, wie der Mondschein auf den Meereswellen.

Gestern Nacht, als das Meer sehr unruhig war und das Fahrzeug auch, sodaß alle beweglichen Gegenstände durcheinander geworfen wurden, und ich an die Meinen in der Heimat dachte, wie Andersen's „Grimme Elling" bei schlechter Laune war und dies meinen Reisefreundinnen auch gestand, sangen sie bis gegen Mitternacht so liebliche dreistimmige Hymnen, daß sich alle unruhigen Wogen in mir legten. Heute haben wir besseres Wetter und bessern Wind und sind Alle guten Muthes. Aber mehre kleine Kinder sind so krank, daß sie wol verloren sein werden. In der nächsten Nacht kommen wir in ein gefährliches Fahrwasser. Eins der großen Dampfschiffe, die zwischen Europa und Amerika fahren, stieß bei seiner letzten Reise an der Brandung in der Nähe von Halifax auf einen Felsen und nahm bedeutenden Schaden. Allein wir werden uns besser hüten. Unser Capitän Judkins soll ein ganz besonders tüchtiger Befehlshaber sein. Ein angenehmer, frohsinniger und „kind-hearted" *) Mann ist

*) Gutherzig.

er auch, ſitzt gern unten im Salon bei „the ladies," erzählt ihnen Geſchichten und ſpielt mit den Kindern.

Ich leſe ſehr viel hier an Bord und habe in dieſen Tagen einen ganzen Haufen Bücher durchgeleſen. Ich habe auch Chateaubriand's „Confessions" geleſen, aber ohne beſonderes Vergnügen. Was ſoll man aus einer Selbſtbiographie lernen, die offen ausſpricht, daß ſie Nichts ſagen und bekennen werde, was herabwürdigend für den Verfaſſer ſein könnte. Ganz anders ſchrieb St.-Auguſtinus ſeine Selbſtbekenntniſſe, die blos zum ewigen Auge aufſehen; ganz anders Rouſſeau, groß und edel wenigſtens in dem Willen, die Wahrheit zu bekennen. So möchte ich auch ein mal beichten. Außer dieſem höchſten Ziel iſt jedes andere zu niedrig und ohne Werth. Chateaubriand's franzöſiſche Eitelkeit verſcheucht mich von ſeinem Buche. Aber einige herrliche Schilderungen, einzelne tiefe Ausdrücke habe ich daraus behalten, daneben auch einen friſchen Eindruck mehr von der Schwäche der menſchlichen Natur. Miß Martineau's „Life in the East" *) habe ich hier ebenfalls geleſen; es gefiel mir, ein Bild des Morgenlandes und der älteſten Bildungsepoche unſers Geſchlechts als Gegenſatz zum Weſten, dem Land der Verheißung, welchem ich mich mit tauſend Fragen in meiner Seele nähere, in mich aufzunehmen. Allein mich ſtört bei dieſem Buch das deutliche Beſtreben der Verfaſſerin, ihre eigenen religiöſen Vorſtellungen dem Leben und der Geſchichte der Vorzeit aufzudringen, obwol einige große und ſchöne Gedanken durch das Buch gehen, wie ein erfriſchender Wind. In ihnen finde ich den edeln Geiſt wieder, vor welchem ich mich oft in Liebe gebeugt habe, zuletzt bei der Lecture ihres „Life in the sick-room **)."

*) Leben im Orient.
**) Leben im Krankenzimmer.

Abends.

Der ruhigſte Tag, den wir bisher auf dem Meere gehabt haben! Und dieſe Ruhe thut nach dem Sturm der letzten vierundzwanzig Stunden beſonders wohl. Kleine Vögel umſchwärmen Abends unſer Fahrzeug und bringen Grüße vom Lande. Sie beſtärken mich in dem Glauben an die Vögel, welche Columbus die erſte Botſchaft von den Küſten der Neuen Welt brachten. Wie mag ihm dabei zu Muthe geweſen ſein?! Morgen früh können wir unſere Füße in — Halifax auf amerikaniſchen Boden ſetzen. Aber da wir dort „Old England“ wiederfinden, ſo läßt mich dies kalt. Ich bin lange auf dem Verdeck geweſen. Meer und Himmel ſind grau, einförmig und ruhig wie ein nordiſches Alltagsleben.

Ich habe mich heute über das Benehmen einiger Herren gegen einen kleinen, vom Wind verſchlagenen Vogel geärgert, der auf unſerm Fahrzeug ausruhen wollte. Ermüdet ſetzte er ſich hier und da auf unſer Tauwerk nieder, wurde aber ſtets wieder aufgejagt, beſonders von zwei jungen Männern, einem Engländer und einem Spanier, die nicht abließen, mit ihren Hüten und Taſchentüchern das kleine Thierchen bis auf den Tod zu hetzen. Es war peinlich, zu ſehen, wie der arme Vogel ſich mit ſeinen ermatteten Schwingen abmühte, dem Fahrzeug zu folgen, ſich immer wieder auf deſſen Tauen oder Stengen niederließ und immer wieder aufgejagt wurde. Ich war kindiſch genug, die jungen Männer zu bitten, daß ſie das arme kleine Thier in Frieden laſſen ſollten. Allein das half nichts, und zu meinem Erſtaunen nahm kein anderer von den Paſſagieren den kleinen Fremdling in Schutz. Die Hetzjagd endigte damit, daß der Vogel ſein Schwänzchen in der Hand eines ſeiner Verfolger laſſen mußte und gefangen wurde. Er wurde in einen düſtern Käfig geſteckt, wo er nach einigen Stunden ſtarb. Ich halte mich nicht für übertrieben empfindlich, aber nichts erbittert mich mehr gegen einen Menſchen als unnöthige

Grauſamkeit gegen ein Thier. Eine edle Menſchennatur verabſcheut ſolche Grauſamkeit. Uebrigens beklagte ich dieſe grauſamen Kinder in Männergeſtalt, denn ich glaube an eine Nemeſis auch im Kleinen. Ich glaube, daß einſt die Stunde kommen wird, da dieſe jungen Männer nach Ruhe dürſten und ſie nicht finden, dann aber an den gehetzten Vogel denken werden. Wenn ich nach Amerika komme, ſoll einer meiner erſten Beſuche bei den Quäkern ſein, denn ich weiß, daß einer der ſchönen Züge in ihrer Religion Barmherzigkeit gegen Thiere iſt.

Ich war einſt auch ein grauſames Kind, als ich noch nicht verſtand, was Leiden und was ein Thier iſt. Meine erſte Lection in der Menſchlichkeit gegen Thiere erhielt ich von einem jungen Kriegsmann, der ſpäter den Heldentod im Kriege gegen Napoleon ſtarb. Seine vorwurfsvollen Blicke und ſein an mich gerichtetes Wort: — „Das arme Thier!“ — vergeſſe ich nie. Das iſt nun länger als dreißig Jahre her! — Ich ſchreibe diesmal nichts weiter, mein liebes Herz. Aber ſobald ich nach Neuyork komme, ſchreibe ich dir wieder. Und wie ſehne ich mich, etwas aus der Heimat zu hören! Es iſt nun ſo lange her, ſeitdem ich Briefe erhalten habe.

Viele Gedanken bewegen ſich in mir, je näher ich dem Ziel meiner Reiſe komme, Gedanken, die ſich nicht ſo leicht beſchreiben laſſen. Wie wird es werden? — Ich weiß es nicht. Aber Eins weiß ich — daß ich etwas Neues ſehen, etwas Neues lernen werde. Und ſo „vergeſſe ich, was früher war, und füge mich Dem, was kommen wird“. Ich muß vergeſſen und erneuen!

Und Das weiß ich auch, daß ich Freunde in dem fremden Land finden werde und daß mich ein Freund wahrſcheinlich am Strand bewillkommnen wird. Das iſt gut!

Gute Nacht! Ich umarme dich und die Mama herzlich, grüße freundlich Freunde und Verwandte und lebe in der jungen Welt, wie in der alten

die Deinige.

Zweiter Brief.

Neuyork, Amerika, 4. October.

Guten Morgen, liebe Schweſter, oder vielmehr guten Abend auf der neuen Erde, wo ich nunmehr nach dreizehntägigem Schaukeln auf dem Meer feſten Fuß gefaßt habe. Ich wohne in Aſtorhouſe, einem der größten und beſten Hotels von Neuyork, das gerade ſoviel Einwohner hat wie die Hauptſtadt von Island, nämlich ungefähr 500. Dieſem gegenüber ſehe ich ein großes ſogenanntes Muſeum mit wehenden Fahnen und grünen Zweigen auf dem Dach, an den Mauern mit ungeheuern Malereien bedeckt, welche ungeheure ſeltſame Thiere und ſeltſame Menſchen vorſtellen, die in dem Hauſe zu ſehen ſein ſollen, und mehre andere Curioſa, die von einer Muſikbande austrompetet werden. Die Muſiker ſpielen recht hübſch und Alles ſieht recht luſtig aus. Unten vor dem Aſtorhotel iſt ein grüner eingehegter Platz mit Bäumen und einem großen Springbrunnen; das iſt ein erfriſchender Anblick, und ich habe mich des Nachmittags durch einen Spaziergang von einer Stunde wirklich dort erfriſcht. Aſtorhouſe liegt am Broadway, Neuyorks großer Hauptſtraße, aus der Menſchen und Wagen in einem unaufhörlichen Strom und in wahrer republikaniſcher Vermiſchung hervorrauſchen. Lange Reihen weißer und vergoldeter Omnibus ringeln ſich in gleichförmiger ſchneller Bewe-

gung hervor, soweit man sehen kann, dazwischen tausend andere Fahrzeuge, große und kleine. Die breiten Seitenwege wimmeln von Menschen aller Stände. Da sind schöne Häuser, Paläste noch im Bau begriffen, prächtige Läden und ein Haufen widerliches Gerümpel — es ist ein Durcheinander im Broadway, das mich anfangs schwindlig macht. Ich denke fürs erste blos daran, mit dem Leben davonzukommen, wenn ich quer über die Straße gehe. Das kleine hübsche Parkstückchen mit seiner schönen Fontäne bei dem rauschenden Broadway ist wie eine Oase in der vom Sturm aufgeregten Sandwüste. Nun muß ich etwas über meine Ankunft hier sagen.

Ich verließ dich am Tage vor unserer Ankunft in Halifax. Die folgende Nacht war die einzige auf der ganzen Reise, die uns einige Gefahr drohte. Denn bei starkem Nebel näherten wir uns der Küste und deren gefährlichen Brandungen. Wir mußten zeitweilig still liegen. Aber am Morgen waren wir dicht bei Halifax und ich sah die Brandungen sich wie ungeheure seltsame Meerthiere in der Entfernung um uns erheben. Ich stieg in Halifax ans Land, traf aber daselbst blos das Schlechteste aus der Alten Welt wieder; Nebel, Lumpen, Bettler, schmuzige, schreiende Kinder, dürre Pferde u. s. w. Ich war froh, daß der Aufenthalt blos einige Stunden dauerte.

Am folgenden Tag ging die Fahrt südlich nach Neuyork. Das war ein wirkliches Fest — warmes Wetter, ruhiges Meer, günstiger Wind und Abends das Meer voll von phosphorischem Glanz und Sternen, der Himmel ebenfalls gestirnt aus poetischen Wolken hervorblickend. Es war ein herrlicher Abend. Ich war ganz spät auf dem Verdeck und betrachtete die Lichtexplosionen, die unsere Fahrt mit dem Kiel des Fahrzeugs aus der Tiefe hervorrief. Wir fuhren wie in einer Masse von reinem

Silber, aus welcher die prächtigſten Gruppen von goldenen Sternen beſtändig hervorſprangen.

Tags darauf war es trübe. Himmel und Meer waren grau, das Waſſer bleifarbig. Aber als wir in den großen, ſchönen Hafen von Neuyork kamen, der uns wie ein paar geöffnete Arme umſchloß, brach die Sonne durch die Wolken ſtark und warm und Alles glänzte weit umher. Das war ein herrlicher Empfang von Seiten der Neuen Welt; dazu war in der Luft etwas ſo wunderbar Belebendes, Erregendes, Jugendliches, daß es mich überraſchte. Es war etwas vom Leben der erſten Jugend darin — ſowie man es in dem Alter von 15 — 16 Jahren fühlt. Ich trank die Luft, wie man Nektar trinken möchte, während ich vom Verdeck auf den neuen Strand blickte, dem wir uns ſehr ſchnell näherten. Das Ufer war niedrig; ein Wald von Maſten verbarg mir Neuyork noch, allein ich ſah wenigſtens die Thürme und die Schornſteine, und rechts und links im Hafen lagen mit grünen Hügeln, ſchönen Villen und Häuſern die großen Inſeln Long-Island und Staten-Island, die mir höher und waldiger als der übrige Theil der Küſte vorkamen. Der Hafen iſt prächtig und unſere Ankunft war feſtlich ſchön, Dank der Sonne und dem Wind!

Eine ſehr liebenswürdige Familie, Bones aus Georgien, nahm mich und all das Meine mit der größten Freundlichkeit an die Hand und nahm mich mit ſich nach Aſtorhouſe, wo wir ſogleich Aufnahme fanden. Das blaſſe Mädchen und ich wohnten zuſammen in einem Zimmer im vierten Stock; wir konnten kein anderes bekommen. Ich war noch keine Viertelſtunde in Aſtorhouſe geweſen und ſtand mit meiner Reiſegeſellſchaft in einem „Parlour“, als ein Herr mit bräunlichem Teint, mit feinem, gentlemaniſchen Ausſehen und Weſen und mit den ſchönſten dunkelbraunen Augen, die ich je geſehen habe, leiſe auf mich zutrat und mit ganz beſonders melodiſcher Stimme meinen Namen nannte. Es war Mr. Downing, der

von seiner Villa am Hudson gekommen war, um mich bei meiner Ankunft zu begrüßen. Ich hatte dies kaum erwartet, da ich so lange gezögert hatte und er schon ein mal meinetwegen vergebens nach Neuyork gefahren war. Sein Aussehen und sein ganzes Wesen gefiel mir sehr. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte mir ihn als einen Mann im mittlern Alter mit blauen Augen und blondem Haar gedacht, und er ist ein junger Mann von etwa 30 Jahren, mit dunkeln Augen und dunkelm Haar — schön braun, weich und gelockt — im Ganzen von recht romantischem Aussehen! Morgen will er mit mir hier bleiben, aber übermorgen soll ich ihn in seine Heimat am Hudson begleiten, wo ich die Bekanntschaft seiner Frau machen und übrigens ausruhen, Hudsons „Highlands“ sehen und über meine künftigen Reisebewegungen nachdenken werde.

Ich habe den Abend mit meinen Freunden von „the Canada“ und Mr. Downing in einem der zahlreichen großen Salons des Hauses zugebracht und daselbst verschiedene Bekanntschaften gemacht. Prächtige Salons mit Möbeln von Sammet, mit Spiegeln und Vergoldung, strahlend von Gasflammen, prächtigen Kronleuchtern und anderm glänzenden Schmuck, stehen in jedem Geschoß des Hauses für „Ladies und Gentlemen“ offen, die darin wohnen, Besuche annehmen, sich unterhalten, ausruhen, in weiche, prächtige Sophas oder Armstühle gelehnt, sich mit Fächern Kühlung zuwehend und weiter nichts in der Welt zu thun zu haben scheinen, als artig gegeneinander zu sein. Sobald eine Dame nur aufsteht, ist auch gleich ein Herr bei der Hand, um ihr den Arm zu bieten.

5. October.

Es ist hier mühseliger, als man glauben sollte! Ich bin ganz abgespannt nach dem Löwenleben eines Tages hier. Den ganzen Tag vom Morgen an habe ich Besuche annehmen, in einem prächtigen Parlour sitzen oder

ſtehen und mich nur von dem Einen zum Andern wenden müſſen, grüßend und händeſchüttelnd, zuweilen einem halben Dutzend neuer Bekannten auf ein mal, Gentlemen von verſchiedenen Profeſſionen und Nationen, Ladies, die mich in ihre Häuſer einluden und mir zuſetzten, „jetzt gleich" mit ihnen zu kommen. Ich habe heute 70—80 Perſonen die Hände geſchüttelt. Und viele Beſuche habe ich gar nicht annehmen können. Der Namen erinnere ich mich faſt gar nicht mehr; aber die meiſten Menſchen, die ich geſehen habe, gefielen mir durch ihr herzliches, offenes Benehmen, und ich bin ihnen Dank ſchuldig für ihre große Freundlichkeit. Es liegt etwas ſo Warmes und Gaſtfreundliches darin. Aber froh war ich, als ich meine guten Freunde auf einige Stunden verlaſſen und mit Mr. Downing nach dem ſchönen Park Greenwood, Neuyorks großem, neuem Begräbnißplatz, einem jungen Père-la-Chaise, aber rieſenhafter in der Anlage, fahren konnte. Man fährt darin wie in einem weitausgedehnten engliſchen Park mit Anhöhen und Thälern. Von der höchſten Anhöhe, „Oceanhill", ſieht man auf den Ocean hinaus — eine herrliche Ausſicht. Da möchte ich ruhen. Das prächtigſte Denkmal, das ich ſah — von weißem Marmor — war von trauernden Eltern für ihre einzige Tochter errichtet. Das junge Mädchen war überfahren worden. Wahrſcheinlich im Broadway.

Zu Hauſe im Hotel aß ich Mittags mit Downing in einem der kleinern Säle. Am Tiſche ſah ich einige Herren ſitzen, die ich nur mit Anſtrengung anſehen konnte, mit derſelben Anſtrengung, mit der ich überarbeitete, abgefahrene Pferde anſehe; denn ſo ſahen ſie aus. Und die unruhigen, in tiefen Augenhöhlen liegenden Augen, die abgeſpannten müden Züge — von welchem Leben zeugen ſie! Lieber im Oceanhill liegen und ſchlafen, als ſo in Broadway leben! Dieſe Figuren glichen wenig der Menge Derer, die ich in Aſtorhouſe geſehen habe. Aber auch im Broadway habe ich ſchon Menſchen

und Thiere geſehen, die ich auf dem Boden der Neuen Welt nicht geſehen zu haben wünſchte und die auch hier von dunkeln Lebensſtrömungen zeugen. Doch wie ſollte es anders ſein können, beſonders in Neuyork, das mehr einem großen Hotel, einem Karavanſerai für die ganze Welt, als einer eigentlichen amerikaniſchen Stadt gleicht!

Nach dem Mittageſſen habe ich wieder Beſuche angenommen, darunter auch Mrs. Child. Sie machte den Eindruck einer ſchönen Seele, ſcheint aber zu feinfühlend, um glücklich zu ſein. Die kleine Dichterin Miß Lynch war unter den Beſuchen des Morgens, eine angenehme, hübſche und ſeelenvolle junge Dame, deren Blick und Geſicht etwas von Jenny Lind hat. Auch Landsleute ſah ich. Ein junger, hübſcher Schwede, Herr Freſtadius, kam mit einem großen Blumenſtrauß. Den norwegiſchen Conſul Hejerdahl hatte ich kaum Zeit zu begrüßen. Herr Ononius von Weſten kam auch, wollte gern mit mir ſprechen und unſere Landsleute vor der Auswanderung und deren Leiden warnen. Unter den Einladungen für den heutigen Tag befand ſich auch eine in ein Phalanſtère, in Neujerſey, nicht weit von Neuyork gelegen. Es wird nicht unintereſſant ſein, dieſes Ungeheuer in der Nähe zu ſehen. Die Familie, die mich einlud, damit ich dort bei ihr wohnen ſollte, ſah nicht abſchreckend, ſondern eher anziehend aus, ſo beſcheiden, freundlich und ernſt.

Allein wovor ich mich ein wenig fürchte, iſt — vor mir ſelbſt, wenn das Leben hier im Lande dieſem Tage gleicht. Dann werde ich recht zerſtört werden, denn meine Kräfte widerſtehen dieſen zahlreichen lebhaften Menſchen nicht. Wie ſoll das werden, wenn es hier ſo fortgeht? Glücklicherweiſe werde ich von dem ehrenwerthen Downing morgen zeitig von Neuyork losgeriſſen. Abends muß ich trotz meiner Müdigkeit zu einer Soirée zu Miß Lynch fahren, die mich bei einigen ihrer literariſchen Freunde einführen will. Ich bin dazu gekleidet, habe

meinen beſten Anzug an, ſehe recht leidlich darin aus und ſchreibe, während ich den Wagen erwarte. Ach, wer ſich doch ſchlafen legen dürfte! Ich wohne mit dem blaſſen Mädchen aus dem Süden zuſammen. Nie habe ich Jemand mit ſo klarem Bewußtſein, ſo heitern Muthes dem Tode entgegengehen ſehen. Sie iſt ein ſtilles, frommes Weſen mit großer Kraft und viel Zärtlichkeit im Herzen. Doch jetzt muß ich fahren. Gute Nacht!

Neuburgh am Hudſon, 7. October. Sonntags.

Liebe Schweſter! Wie froh bin ich, hier in der jungen, Neuen Welt zu ſein; wie dankbar bin ich der Vorſehung, die mich in ihrer Güte durch den Zug des Geiſtes und des Dampfes glücklich hierher geführt hat, obwol ich faſt ebenſo gedrückt wie erhoben von dieſer Maſſe von Eindrücken und Gedanken bin, die hier auf mich einſtürzen. Alles was ich geahnt, geſucht und erſehnt habe, das finde ich hier, und noch mehr. Ich meine Nahrung und Licht für den fragenden, forſchenden Geiſt in mir. Beſonders glücklich fühle ich mich durch die Berührung mit Mr. Downing, einem edeln und feingebildeten Geiſt, einem echten Amerikaner, aber ohne blinden Patriotismus, einer offenen Seele, einem kritiſchen Verſtand, der mir über die Zuſtände und Fragen des Landes nachdenken hilft. Und einer ſolchen Hülfe bedarf ich zum Anfang recht wohl.

Auch war es wirklich nöthig, daß ich von den Bewohnern Aſtorhouſe's und Neuyorks mit Gewalt losgeriſſen wurde, denn ſonſt hätten ſie es mit mir gleich anfangs zu Ende gebracht. Ich war ſo ermattet von der Arbeit des erſten Tags im Geſellſchaftsleben, der bis Nachts ein Uhr dauerte, und bedurfte Ruhe und Schlaf ſo ſehr, daß ich nicht glaubte, am folgenden Morgen früh fünf Uhr von Neuyork abreiſen zu können. Ich äußerte

dies gegen Mr. Downing, der sehr mild, aber bestimmt sagte: — „Ah, Sie müssen es versuchen!“ — wobei ich dachte: — „Diese Amerikaner halten also Alles für möglich!“ — aber auch sogleich fühlte, daß die Sache sehr ausführbar war. Und am nächsten Morgen halb fünf Uhr war ich wach und angekleidet, küßte das bleiche Mädchen aus dem Süden in ihrem Bett. Sie schlang mir im letzten Augenblicke ein kleines, seidenes Tuch, weich und weiß, wie sie selbst, um den Hals, und so eilte ich hinunter, um mich unter Mr. Downing's Tyrannei zu stellen. Der Wagen war schon vorgefahren und in demselben fand ich Miß Lynch, die von Mr. Downing eingeladen worden war, den Sonntag in seinem Hause zuzubringen.

— „Go ahead! New World!“ — rief der Portier an der Thür des Hotels unserm Kutscher zu und wir rollten vom Broadway weg nach dem Hafen, wo uns das große Dampfboot „the New World“ an Bord nahm. Dies war in der That ein kleiner schwimmender Palast, prächtig in Weiß und Gold glänzend von außen, prächtig und elegant im Innern, große helle Salons, prächtig möblirt, worin Herren und Damen bequem ausruhten, sich unterhaltend oder Zeitungen lesend. Ich fand keinen von Dicken's rauchenden und spottenden Herren darin. Wir zogen still und stattlich den breiten stattlichen Hudson hinauf. Schade, daß der Tag regnerisch war, denn die Reise war im Uebrigen eine der schönsten, die man sich denken kann, besonders als wir nach einer Fahrt von ein paar Stunden ins Hochland kamen. Die Ufer mit ihren kühnen bewaldeten Höhen erinnerten mich an die Ufer des Dalelf und des Ängermannaelf, ja sie schienen mir derselben Naturbildung anzugehören, nur daß hier der Fluß breiter und die Natur großartiger war. Und die dunkeln Wolken, die in schweren Draperien zwischen den Bergen auf den Fluß herabhingen, harmonirten hier prächtig mit dem düster-schönen Engpaß, durch den wir

drangen und der uns bei jeder neuen Wendung neue großartige Gemälde öffnete. Der Fluß war voll von Leben. Dampfschiffe, Dreidecker, wie das unsere in Weiß und Gold glänzend, fuhren den Fluß auf und nieder; andere Dampfschiffe zogen Flotillen von zwanzig bis dreißig Booten hinter sich her, die mit Fracht nach Neuyork beladen waren. Und Hunderte von größern und kleinern Segelschiffen flogen an den steilen Ufern wie weiße Tauben mit rothen, flatternden Halsbändchen hin. An den Ufern leuchteten viele weiße Landhäuser und kleine Höfe, an denen ich eine große Verschiedenheit der Bauart bemerkte — manche waren in gothischem Stil erbaut, manche glichen griechischen Tempeln. — Und warum nicht? — Das Haus muß eben sowol ein Tempel, als eine Wohnung und ein Vorrathshaus sein. In unserm alten Norden war der Herd des Hauses eine heilige Stelle, und die Hausgötter hatten ihren Platz dort. Ich sah auch Dörfer, Kirchen, Gebäude aller Art an den Ufern; die weiße Farbe herrschte bei ihnen vor. Viele Häuser trugen jedoch ein sanftes Grau oder Sepiafarbe.

Während des letzten Theils der Reise senkten sich die Wolken auf uns nieder und wir bekamen vollkommenes Regenwetter. Aber mit der angenehmen Miß Lynch und Mr. Downing war es leicht, Sonnenschein in der Stimmung und in der Unterhaltung zu erhalten. Nach einer Fahrt von zwei bis drei Stunden stiegen wir bei der kleinen Stadt Neuburgh ans Land, wo Mr. Downing's Wagen uns erwartete und über die Hügel an eine schöne Villa von hellem sepiafarbigem Sandstein mit zwei hervorstehenden kleinen Thürmen brachte. Von einem Park umgeben, hoch und frei gelegen, hatte sie eine köstliche Aussicht über den schönen Fluß und dessen Ufer. Eine kleine, feine, hübsche Frau, blond und blauäugig, kam aus der Hausthür, umarmte Mr. Downing und begrüßte herzlich seine Gäste. Es war Mrs. Downing. Sie scheint eine Vogelnatur zu sein. O, wie wohl

wollen wir uns da zusammen befinden und fröhlich zwitschern!

Astorhouse mit seinem glänzenden Gesellschaftsleben und „the New World“ mit ihrer Pracht waren gute Proben der prächtigen Seite („the showy side“) in dem Leben der Neuen Welt, und Downing sagte, er hätte gewünscht, daß ich sogleich etwas davon sehen möchte, damit ich dann die andere Seite des hiesigen Lebens, die der innern, feinern, eigentlich individuellen Bildung angehört, besser beurtheilen könnte. Und kaum kann ich eine bessere Probe der letztern haben als Mr. Downing selbst und sein Haus. Er selbst hat sein Haus gebaut, er selbst hat alle Bäume und Blumen um dasselbe gepflanzt, und Alles scheint mir das Gepräge eines feinen und ernsten Sinnes zu tragen. Es ist eine romantische Scenerie mit dunkeln Gängen, den hübschesten Einzelpartien und großartigen Aussichten. Alles ist mit Ueberlegung ausgeführt, nichts ist lahm, nichts ist steif. Eine Seele hat hier gefühlt, gedacht, geordnet. Im Hause herrscht ein gewisser düsterer Ton in den Farben; alles Holzwerk ist braun; selbst das Licht ist düster, aber dennoch hell, oder richtiger lichtvoll, es ist ein gebundener Sonnenschein — etwas Warmes und Inniges — es kommt mir vor wie ein Widerschein aus den braunen Augen dieses Mannes. In den Farben, in den Möbeln, in der Anordnung herrscht der feinste Geschmack; Alles ist edel und weich, Alles ebenso behaglich als geschmackvoll. Das einzige Glänzende in den Zimmern sind die schönen Blumen in ausgewählten Urnen und Körben. Uebrigens finden sich Bücher, Büsten und einige Gemälde darin. Ueber kleinen Bücherschränken, in Form von gothischen Fenstern in Mauerischen angebracht, in Downing's „Parlour“, stehen Büsten von Linné, Franklin, Newton und andern Heroen der Naturwissenschaften. Man sieht in dieser Wohnung eine bestimmt durchgeführte Individualität, die sich in ihrer Umgebung ausprägt. Und so

sollte jeder Mensch sich und seine Welt bilden. Man ahnt hier Mr. Downing's Devise: — „Il bello è il buono *)."

Im Essen, in den Früchten, in vielen Kleinigkeiten herrscht ein wirklicher Luxus, der jedoch nicht glänzt und etwas aus sich zu machen sucht, sondern gewissermaßen in dem innern Reichthum und der Ausgesuchtheit der Gegenstände liegt. Diese Art der Häuslichkeit hatte ich in der jungen Neuen Welt nicht erwartet.

Seitdem ich hier bin, hat es fortwährend geregnet und gestürmt und ich bin des Klimas ganz überdrüssig. Es kann kaum schlimmer bei uns im October sein. Aber ich schätze mich auch glücklich, in ein so gutes Haus gekommen zu sein. Mein Zimmer ist im obern Stock und hat eine prächtige Aussicht über den Hudson und die Berge jenseit des Flusses.

Ich dachte, hier würde ich zuerst Frieden vor allem Besuch haben. Aber nein. Gestern Abend spät, im Dunkeln, bei Sturm und Regen, als ich mit meinen Wirthsleuten in ihrem ruhigen „Parlour" saß, kam der Herausgeber von Sartaine's „Union-Magazine" in Philadelphia, der Professor Hart, der sogleich beim Empfang der Nachricht meiner Ankunft in Amerika von Philadelphia nach Neuyork gereist und von Neuyork mir hierher gefolgt war, blos um mich, wie er sagte, für sein Magazin zu „monopolisiren" und mich zu bitten, während meines Aufenthaltes in Amerika nur für dieses und für kein anderes Journal zu schreiben. Soviel von dem amerikanischen Unternehmungsgeist in Geschäften. Der Mann hatte übrigens soviel Anständiges und Feines in seinem Benehmen und etwas so Gutmüthiges und Angenehmes in seinem blassen feinen Gesicht, daß ich nicht umhin konnte, Gefallen an ihm zu finden und ihm mein Wort zu geben, daß ich, wenn ich in Amerika etwas für die Oeffentlichkeit schreiben würde, es seinen

*) Das Schöne ist das Gute.

Händen überlaſſen wollte. Aber — ich zweifle, daß ich hier etwas ſchreiben werde. Ich muß denken und lernen.

Montag, 8. October.

Heute glänzt die Sonne über dem herrlichen Hudſon, der unter meinen Fenſtern fließt, und ich würde mich mit meinen Gedanken und meinen amerikaniſchen Büchern glücklich fühlen, wenn der Strom von Beſuchern nicht wieder in Bewegung wäre und meine Zeit und Aufmerkſamkeit in Anſpruch nähme. Ich habe Downings bitten müſſen, meine Vormittagsſtunden zu ſchützen und mich während derſelben nicht aus meinem Zimmer zu rufen. Sonſt werde ich ein grimmiger Löwe, ſtatt einer zahmen Löwin, wie man mich haben will und wie es am beſten für meine Natur paßt. Mit meinen Wirthsleuten fühle ich mich beſonders glücklich und lerne viel von Downing, deſſen Individualität mich immer mehr intereſſirt. Es iſt etwas Stilles und Melancholiſches an ihm, aber er hat einen ungewöhnlich beobachtenden Blick, einen kritiſchen und ein wenig ſarkaſtiſchen Sinn, aber auf der Grundlage eines großen Verſtändniſſes. Er iſt nicht lebhaft, aber ſehr zu beleben; er iſt ſtill, gehört aber zu denjenigen Stillen, deren Urtheil man zu hören glaubt, auch wenn ſie Nichts ſagen. Er iſt in hohem Grade empfänglich und auffaſſend und jede Unterhaltung mit ihm wird leicht intereſſant. Seine Frau iſt ein kleines, ſeltenes, munteres und liebenswürdiges Weſen, auch von feiner Bildung — wie ich glaube — und ihrem Mann gewachſen. Heute habe ich auf Mr. Downing's Aufforderung an den Profeſſor Bergfalk geſchrieben und denſelben hierher eingeladen. Bergfalk befindet ſich nämlich einige ſchwediſche Meilen von Neuburgh entfernt in Poughkiepſie (ich weiß nicht, ob ich den Namen richtig ſchreibe), wo er ſich im Engliſchſprechen übt. Ich halte es für ein beſonderes Glück für mich, während meines Aufenthaltes hier im Lande zuweilen mit Bergfalk zuſammen-

treffen und sprechen zu können. Und mein Wunsch ist, daß Bergfalk Downing's Bekanntschaft macht und Downing Bergfalk kennen lernt und sieht, wie interessant ein schwedischer Gelehrter sein kann.

Nun eine große herzliche Umarmung über den großen Ocean für Mama und für dich!

NS. Ich muß dir erzählen, daß unter meinen Einladungen auch eine zu einer Hochzeit in der Nachbarschaft ist. Ich werde sie annehmen, denn ich sehe Bräute und Hochzeiten gern. Im nächsten Brief will ich dir von meinen Plänen und Aussichten für die Zukunft erzählen. Sie sind noch nicht recht bestimmt; nur für den Winter wünsche ich in Boston — Amerikas Athen — zu sein und dort, soweit ich kann, die intellectuelle Bewegung im Leben der neuen Welt aufzunehmen. Zuvörderst werde ich wol drei Wochen bei Downings bleiben und mit diesen Ausflüge zu ihren Freunden am Hudson machen, zu einigen „the best people" im Lande, wie es heißt. Unter diesen ist Washington Irving, der nächst Fenimore Cooper uns Schweden zuerst in Amerika heimisch gemacht hat und am Hudson wohnt. Miß Sedgewick wird in einigen Tagen hier erwartet; ich freue mich, sie zu sehen und ihr für den Genuß zu danken, den wir durch ihren „Redwood" und „Hope Leslie" gehabt haben. Wenn ich nur ein wenig Zeit für mich selbst hätte.

Es ist schwer für mich, all' das Wohlwollen zu erwidern, das mir von allen Seiten, von nah und fern, aus den verschiedenen Staaten und Städten entgegenkommt. Aber wenn ich es auch nur unvollkommen erwidern kann, so bin ich doch nicht weniger herzlich dankbar dafür und werde mich stets erinnern, daß am ersten Tage meines Aufenthalts in Neuyork mehr als ein halbes Dutzend Häuser für mich geöffnet wurden, in die man mich als Gast und Familienmitglied einlud. Die Zahl dieser Häuser vermehrt sich täglich. Auch von Quäkern habe ich Einladungen. Wenn ich nur den fünften Theil davon annehmen kann!

Dritter Brief.

Am Hudson. 11. October 1849.

Heute zur Hochzeit, Morgens neun Uhr. Unter anhaltendem Regen fuhren wir in dem Hochzeitshause ein. Alle Gäste, gewiß hundert an der Zahl, waren schon versammelt. Der Vater der Braut, ein ältlicher Herr von besonders hübschem Aussehen, bot mir den Arm und führte mich in das Zimmer, wo die Trauung geschehen sollte. Es war die einzige Tochter des Hauses, die sich verheirathen sollte. Die ältere Schwester war vor ungefähr einem Jahre gestorben und die Mutter trug den Schmerz darum noch immer in ihrem blassen, kummervollen Gesicht. Die Hochzeitsgesellschaft war sehr still. Man konnte eher glauben, in einem Trauerhause, als bei einem Freudenfest zu sein. Und da die älteste Tochter des Hauses kurze Zeit nach ihrer Hochzeit und infolge derselben — nämlich als sie Mutter wurde — gestorben war, so fehlte die Veranlassung nicht, dieses Fest mit ernsten Blicken anzusehen. Ladies und Gentlemen wurden mir vorgestellt, Eins nach dem Andern. Dann wurde es wieder still im Kreise. Darauf begann ein Flüstern, daß die Trauung bald vor sich gehen würde. Eine Thür öffnete sich und ein junger Herr trat ein, eine junge Dame in Hut und Reisemantel führend. Sie stellten sich dicht nebeneinander im Hintergrund des Zimmers

auf; ein alter, ehrwürdiger Geiſtlicher trat vor das junge Paar und traute daſſelbe „für die Ewigkeit" mit einem kurzen Gebet, mit einer kurzen Vermahnung und mit einem kurzen Segen. Dann traten die Verwandten und Freunde vor, beglückwünſchten und küßten die Neuvermählten. Auch ich ging am Arm des Brautvaters zu ihnen, küßte die Braut und ſchüttelte dem jungen Mann die Hand. Er ſah glücklich aus und ſchien ſeiner Sache und ſeiner ſelbſt gewiß zu ſein. Sie ſah auch vergnügt und außerdem recht hübſch aus und würde ſehr ſchön geweſen ſein, wenn ſie im Brautanzuge und nicht im Reiſekleid geweſen wäre. Das junge Paar ſollte nämlich gleich nach der Trauung an den Niagara reiſen, und mußte eilen, um das Dampfboot zu erreichen.

Champagner und Confect wurden herumgereicht. Die Hochzeitsgeſchenke waren auf einem Tiſch ausgeſtellt; man beſah dieſelben, und jeder Hochzeitsgaſt erhielt eine kleine weiße Papierdüte mit Seidenband umwickelt und ein Stück Brautkuchen darin. So reiſten ſie ab; auch das junge Paar reiſte ab, um nach einer Luſtreiſe von einigen Wochen wiederzukommen und mit den Aeltern zuſammenzuleben. Dies Alles ging in einem Hui.

Dieſe neue Hochzeitsfeierlichkeit ſchien mir charakteriſtiſch für die Haſt und Eile, die ich den Amerikanern oft hatte vorwerfen hören. — „Das Leben iſt kurz" — ſagen ſie, und ſo eilen ſie vorwärts auf ihrem Wege, alle unnöthigen Formen und Umſtände vermeidend, welche die nothwendigen Geſchäfte des Lebens aufhalten können, und dieſe letztern ſo ſchnell als möglich beendigend, nur fünf Minuten ſtehen bleibend, um ſich zu verheirathen, und ſogar den ehelichen Segen in Reiſekleidern empfangend, um dann eilends an den Niagara oder in eine andere Gegend zu reiſen. Aber ich muß ſagen, daß blos die Form bei dieſer Gelegenheit flüchtig war. Auf dem Grund aller Herzen lag ſichtbarer Ernſt und ſogar der kurze Trauungsact trug das Gepräge eines tiefen, feier-

lichen Ernſtes. Man ſah wohl, daß hier nicht die Rede von einem Spiel, von einer flüchtigen Sache, ſondern von einem ſehr ernſten Gegenſtand war. Viele Anweſende waren gerührt, Einige weinten. Der alte Diener, welcher das Confect herumtrug, ein Neger, hatte einen Ausdruck, in welchem man ein ganzes Capitel von dem innern Leben der Familie leſen und ſehen konnte, daß es ein Liebesleben iſt, wo ſich der Diener als Mitglied der Familie fühlt.

Viele Leute misbilligen dieſe Hochzeiten im Reiſegewand und wünſchen ſie feierlicher. Nichtsdeſtoweniger ſind ſie die einzigen hier gebräuchlichen. Man hat auch Abendhochzeiten, bei denen die Braut ungefähr wie bei uns angezogen iſt und Alles ungefähr mit derſelben Feierlichkeit zugeht wie bei uns, wenigſtens bei dem Theil derſelben, bei welchem die Braut, von Lichtern, Marſchällen und Brautjungfern umgeben, den Blicken des Volkes ausgeſetzt wird.

Sonnabend, 20. October.

Ich habe nun ſeit mehren Tagen nicht geſchrieben, ſo viele Leute und ſo viele Zerſtreuungen haben dieſe Zeit in Anſpruch genommen. Ich will nun das Weſentlichſte von Dem erzählen, was ich während dieſer verfloſſenen Zeit erlebt habe. Aus der Heimat habe ich noch keinen Brief erhalten; ich ſehne mich ſo ſehr danach.

Ich habe viel von dieſem neuen Leben hier und von deſſen heſperiſchen Früchten genoſſen; und iſt es die Wirkung davon oder der jugendlich belebenden Luft dieſer Neuen Welt (wir haben ſeit einiger Zeit wieder das ſchönſte Wetter) oder der neuen Eindrücke, welche täglich auf mich einſtrömen, aber ich fühle die Saiten des Lebens mit immer größerer Kraft erzittern und die Pulſe bisweilen faſt fieberhaft ſchlagen. Es iſt mir geiſtig und körperlich, als ob ich Nektar tränke; das iſt ein Göttertrank, daher faſt zu ſtark für eine ſchwache Sterbliche,

wenigſtens als Alltagsgetränk. Das allzuhäufige Geſellſchaftsleben iſt auch anſtrengend, ſo ſchön und angenehm es auch iſt. Mr. Downing und ſeine Frau haben keine Kinder und leben für das Schöne und Angenehme des Lebens in einem auserwählten Kreiſe von Freunden und Nachbarn, die meiſt an den ſchönen Ufern des Hudſon wohnen. Ein heiterer, zwangloſer Umgang ſcheint zu dem Charakter des Lebens in dieſem Kreiſe zu gehören. Man beſucht einander fortwährend. Die Ufer des Hudſon ſtehen jetzt in ihrer ganzen Pracht, ſeitdem der Herbſt eingebrochen iſt, und die Laubwälder, welche die Ufer und die Gipfel der Berge bekleiden und aus einer großen Menge verſchiedener Baumarten beſtehen, glänzen in den prächtigſten Färbungen vom Hellgelb bis zum Scharlachroth. Aber es iſt zu prächtig und zu chaotiſch prunkend, um mein Auge, das mehr Einheit verlangt, zu vergnügen. An Früchten iſt jetzt hier der größte Ueberfluß. Die ſchönſten Pfirſichen, obwol ihre Zeit jetzt vorüber iſt, Birnen, Pflaumen, Trauben — nämlich Treibhaustrauben — u. ſ. w. ſind hier zu finden. Downing's Tiſch wird täglich mit einem Korb voll der herrlichſten Früchte — wahren Hesperiden — und ſchönen Blumen geſchmückt, die mit dem feinſten Geſchmack geordnet ſind.

Das Frühſtücken iſt hier zu Lande weit ſtärker als bei uns in Schweden. Außer Kaffee und Thee gibt es Fiſche, Fleiſch, Buchweizenkuchen, Omeletten u. ſ. w. Und außerdem Maisbrot und eine Art ſüßer Kartoffeln, die dem Lande eigenthümlich und eine ausgeſucht gute und ſchmackhafte Frucht ſind. Sie ſind länglich, weich und mehlig, gelb und ſehr ſüß. Man trägt ſie gewöhnlich in der Schale auf und ißt ſie mit Butter. Das Mittagseſſen gleicht dem in England, außer einigen Wurzeln und Früchten, die Amerika eigenthümlich ſind. Abends ißt man nicht viel, gewöhnlich Thee mit Butterſchnitten oder Theebrotchen, dann eingemachte Früchte — meiſt Pfirſichen — und Rahm. Eine Sitte, die ich beſonders

hübsch finde, ist die, daß man den Gästen an ganz kleinen Tischen für eine oder zwei Personen servirt. Diese Tische werden herumgesetzt, ehe man den Thee servirt. Man gesellt sich dann zu Zwei und Zwei zusammen und hat die hübschesten und angenehmsten kleinen têtes-à-têtes; und du weißt, wie ich das liebe. Anders kann ich mich nicht gut unterhalten.

Meine schönsten Stunden verlebe ich hier theils des Vormittags, allein in meinem Zimmer mit amerikanischen Büchern, die Downing mir geliehen hat, theils Abends still mit meinen Wirthsleuten, in dem kleinen düstern „Parlour" mit den Bücherschränken und Büsten rings um uns sitzend, während das Feuer in dem großen Kamin leise brennt. Da, bei der Abendlampe, lesen Mr. Downing und seine Frau abwechselnd mir Stücke aus den beliebtesten amerikanischen Dichtern vor. Die Bücher nehme ich dann mit auf mein Zimmer; so habe ich Bryant, Lowell, Emerson kennen gelernt, alle Repräsentanten des Lebens der Neuen Welt, obwol auf sehr verschiedene Weise. Bryant besingt eigentlich ihr Naturleben, ihre Wälder, ihre Prairien, ihre eigenthümlichen Naturscenen und Erscheinungen, und seine Gesänge athmen die stille, frische Begeisterung des Naturlebens. Man fühlt den Saft durch die Adern der Gewächse rinnen und das Laub ausschlagen. Sein Thanatopsis oder Nachtgesang ist ein großartiges, wenn auch kurzes Gedicht, in welchem die ganze Erde wie ein großer Begräbnißplatz betrachtet wird.

Lowell ist begeistert von den großen socialen Fragen der neuen Welt, von dem Ideal des Lebens dieser jungen Welt und ruft dieselbe auf zum Bewußtsein der Freiheit, der Seligkeit eines freien und genügsamen edeln Lebens, des Ruhms und der Schönheit in der Arbeit. Wieder und immer wieder mußte ich Downing bitten, das kleine schöne Gedicht zu lesen: — „O Sohn des armen Mannes!" — das mich seiner Melodie und seines gerechten

Sinnes, ſowie ſeiner heitern Wahrheit halber entzückt, die ſich in den Ausſichten des Sohnes vom armen Mann auf dem Boden der Neuen Welt ausſpricht. Ich möchte das ſchöne Gedicht überſetzen und Downing's muſikaliſche Stimme haben, um es dir vorzuleſen. Seine liebe Frau Karoline lieſt aus Lowell's Gedichten beſonders ein kleines epiſches Gedicht unter dem Titel „Sir Launfall's Viſion". Lowell's Ideale ſind rein ſittlich und von einer tiefen Ader religiöſen Gefühls durchzogen. Eins ſeiner ſchönſten Gedichte, in welchem ein ſtarker und edler Patriotismus glüht, iſt gegen eine Verhandlung im Congreß gerichtet, durch welche die Beibehaltung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten begünſtigt wird. Mit dieſem und mehren andern Antiſklavereigedichten hat der junge Dichter ſeinen Platz unter der großen Partei im Lande genommen, die ſich Abolitioniſten nennt und für die Abſchaffung der Sklaverei wirkt. Lowell's Verſe zeugen von einer wahren Dichternatur. Er muß ſich in Verſen ausſprechen; er macht keine Verſe, er ſingt ſie; und in ſeinen Geſängen iſt die Wärme, die das Herz wallen und den Gedanken ſeine Schwingen erheben läßt.

Waldo Emerſon, mehr Philoſoph, als Dichter, aber poetiſch in ſeinen proſaiſchen, philoſophiſchen Aufſätzen, überraſcht mich als eine neue und eigenthümliche Natur, die ungewöhnlichſte unter den Dreien. Er kommt mir vor wie ein amerikaniſcher Thorild, der aus ſeiner eigenen mächtigen Natur die Welt umſchaffen will und Regel und Eingebung nur in ſeiner eigenen Bruſt ſucht. Stark und rein, beſonnen und ruhig, aber zugleich phantaſtiſch, ſendet er von ſeinem transſcendentalen Standpunkt aus ſeine Aphorismen über Natur und Geſchichte, über Gott und über Menſchen, ſie ſelbſt und ihre Thätigkeit nach dem Ideal der höchſten Schönheit kritiſirend. — „Die Erde hat noch nie einen Mann geſehen" — ſagt Emerſon, und ſieht mit Sehnſucht dieſem Mann entgegen, dem Menſchen dieſer neuen Welt, an deſſen Erſcheinen

er glaubt. Was dieſer neue Menſch eigentlich ſein oder wirken ſoll, iſt unbeſtimmt; er ſoll blos wahr und ſchön ſein in des Wortes höchſter Bedeutung. Und ich denke noch dazu, er muß auch ſchön und von hohem Wuchs ſein, wenn er Gnade vor Emerſon finden ſoll, der ſelbſt ein Mann von ſeltener Schönheit ſein und körperliche Mängel für eine Art von Sünde anſehen ſoll. Dieſer neue Menſch folgt keinen Geſetzen, außer denen in ſeiner eigenen Bruſt; aber er findet die unverfälſchten Quellen der Wahrheit und der Schönheit. Dieſer neue Menſch glaubt allein an ſich ſelbſt, fodert Alles von ſich ſelbſt und thut Alles ſelbſt, ruht auf und in ſich ſelbſt. Dieſer neue Menſch iſt ein Stoiker, aber nicht ſtreng, ſondern ſchön und mild. Wohin er kommt, blüht das Leben; im Kreiſe der Freunde wird der Tag gefeiert; Nektar und Ambroſia duften in ſeiner Nähe; aber er ſelbſt bedarf keinen Freund. Er bedarf Niemand, nicht einmal Gott; er wird ſelbſt göttlich, indem er ſeiner nicht bedarf; er erobert den Himmel, indem er zum Himmel ſagt: — „Ich begehre dich nicht." Zur Natur ſteigt er als ein Wiederherſteller herab, er beherrſcht und entzückt ſie, und ſie — iſt ſeine Freundin. Mit ihr hat er genug; die Waldgötter flüſtern ihm ihren Frieden und ihre Genügſamkeit zu; „es iſt kein Hügel, der nicht einen Stern über ſich hat"; es gibt keinen Schmerz, den die Heilkraft der Natur nicht heilen kann. Er ſagt der ſtolzen Welt Lebewohl, er tritt in ſeiner ländlichen Heimat auf Roms und Griechenlands Größe, er kann „in jedem Gebüſch Gott begegnen". Emerſon's Sprache iſt zuſammengedrängt und kräftig, einfach, aber ſchlagend und plaſtiſch. Die Wendungen ſind originell; alte Sachen werden auf eine ſo neue und glänzende Weiſe vorgetragen, daß man ſie zum erſten mal zu hören glaubt. Er hält die Wünſchelruthe des Geiſtes in ſeiner Hand. Er iſt Meiſter auf ſeinem Feld. Seine eigentliche Stärke ſcheint mir die Kritik zu ſein, eine gewiſſe göttlichgroße, höhnende Ver-

achtung des Schwachen und Mittelmäßigen, des Erbärmlichen, wo er es auch ſieht; und er ſieht es oft und ſehr. Er geißelt es ohne Schonung, aber dabei mit einer ſonderbaren Grazie. Emerſon's Bewegungen in dieſer Richtung ſind wirklich athletiſch und dazu königlich. Sie erinnern mich an unſern König Guſtav Adolf den Großen, als er einen Soldaten beim Haar nahm und ihn der Strafe überlieferte, indem er freundlich dazu ſprach: — „Komm, mein Sohn; es iſt beſſer, daß dein Körper jetzt Schmerzen leidet, als daß deine Seele in die Hölle kommt." — Doch — darin iſt mehr, als Emerſon, auch in der Abſicht der Beſtrafung. Wie es aber auch ſein mag, dieſer Verächter des Unvollkommenen, des Niedern und Kleinlichen, dieſer kühne Foderer der Vollkommenheit bei dem Menſchen, hat für mich in ſeinen Schriften eine Zauberkraft, die faſt magiſch iſt. Ich ſpreche oft gegen ihn, ich zanke auf ihn, ich ſehe, daß ſein Stoicismus eine Einſeitigkeit, ſein Pantheismus eine Unvollkommenheit iſt; ich weiß, was größer und vollkommener iſt; aber ich unterliege der Bezauberung, ich glaube größer durch ſeine Größe, ſtärker durch ſeine Kraft zu werden, ich athme eine Hochlandsluft in ſeiner Welt, die mich unbeſchreiblich erfriſcht. Emerſon hat weit mehr Idealismus, als bei Denkern engliſchen Stammes gewöhnlich iſt, und man könnte ſagen, daß ſich in ihm Germaniens Idealismus mit Britanniens Realismus vermählt habe. Ich bin noch nie einen Schritt gegangen, um einen literariſchen Löwen zu ſehen, allein Waldo Emerſon, dieſem Pioneer in den moraliſchen Wäldern der neuen Welt, der ſeine Axt an die Wurzeln der alten Bäume ſetzt, um dieſelben umzuſchlagen und neuen Anſiedelungen Platz zu machen — dieſem Mann möchte ich gern ein Stück entgegengehen, um ihn zu ſehen. Und ſehen muß ich den Mann auch, der in einem ſo ſtreng kirchlichen Staate, wie in Maſſachuſetts und in Boſton (Emerſon iſt Geiſtlicher einer unitariſchen Gemeinde in Boſton geweſen),

den Muth beſaß, ſich offen von ſeinem Prieſterſtande, ſeiner Kirche und — von dem chriſtlichen Glauben loszuſagen, ſobald er auf Zweifel an einigen Hauptlehren des letztern geſtoßen war, edel genug, um deſſen ungeachtet die allgemeine Achtung und ſeine alten Freunde zu behalten, ſtark genug, um, jede Polemik, jedes bittere Wort vermeidend, ſich in die Stille zurückzuziehen und dort allein für die Wahrheit zu wirken, die er vollſtändig erkannt hatte, für die Lehren, zu denen ſich der Heide, wie der Chriſt bekennt. Emerſon hat das Recht, von Stärke und Wahrheit zu ſprechen, denn er lebt für dieſe Tugenden. Und die Welt, die aus Mangel an lebendigem Chriſtenthum in der Kirche ſchläft, kann durch ſolche friſche Winde von dem Himalaja des Heidenthums recht gut aufgeweckt werden. Aber wie kann Emerſon überſehen — —? — Doch danach will ich jetzt nicht fragen. Emerſon iſt gerecht und wahr. Wären doch Viele wie er!

Nun muß ich dir ein wenig von meinem geſelligen Leben aus dieſer Zeit erzählen. Miß Anna Sedgwick (Verfaſſerin des „Redwood") kam mit einer jungen Bruderstochter, Suſan Sedgwick, einige Tage nach meiner Ankunft hierher. Mr. Downing, der ſie ſehr ſchätzt, wünſchte, daß ich ſie kennen lernen möchte. Sie iſt zwiſchen 50 — 60 Jahre alt und hat ein Aeußeres, das ſehr viel verſtändige Güte und Wohlwollen, aber keinen eigentlichen Geiſt verräth. Ihre Geſtalt iſt weiblich ſchön und ihr ganzes Weſen weiblich, redlich, offen, ohne einen Schimmer von Manier. In den erſten Tagen fühlte ich meinen Geiſt bei ihr etwas ſchläfrig, allein dieſes Gefühl verſchwand in einem Augenblick vor einem rührenden ſchönen Ausdruck von Herzlichkeit ihrerſeits; — es war, als öffnete ſie ſich mir und ich mich ihr, und ſeitdem habe ich mit ihr wie mit einer himmliſchen Seele leben können, zu welcher man das reinſte Vertrauen haben kann. Ich genieße das Tiefverſtändige in ihren Worten und ihren

wahrhaft weiblichen Sinn für alte Verhältnisse des Lebens. Sie ist eine wahrhafte und sanfte Seele, und ich fühle, daß ich sie sehr lieb haben kann. In den letzten Jahren soll sie Vieles für Diejenigen geschrieben haben, die ich die kleinen Leute in geselliger Beziehung nennen möchte; denn hier, wo fast alle Menschen arbeiten, um zu leben, kann man nicht eigentlich von einer arbeitenden Classe sprechen, wol aber von einer Classe, die in kleinen Verhältnissen, in schlimmen Umgebungen lebt. Für diese Classe schrieb Franklin, selbst ein Arbeiter, der sich emporgearbeitet hatte; für diese hat auch Miß Sedgwick geschrieben, und ihre kleinen Novellen und Erzählungen sollen sehr beliebt sein und viel Gutes wirken. Man rühmt besonders eine Erzählung, „Die Heimat" betitelt, die ich zu lesen suchen werde. Auch ich möchte so gern mehr für die kleinen Leute in geselliger Beziehung schreiben, als ich bisher gethan habe. Miß Sedgwick war eben mit einer neuen Auflage ihrer gesammelten Schriften beschäftigt. Sie sprach mit mir über einige Veränderungen in ihren frühern Arbeiten, und ich sagte ihr, daß ich für meine Person nie etwas an einer Arbeit ändern würde, die ich schon längst hinter mir hätte, auch wenn ich Fehler darin sähe und dieselben leicht verbessern könnte. Denn wenn ein Schriftsteller eine lange Reihe von Jahren lebt und schreibt, so machen seine Schriften eine Geschichte seiner eigenen Entwickelung aus, die wie eine Geschichte für sich dastehen muß, stets lehrreich für ihn selbst wie für Andere. Die Arbeiten eines Schriftstellers sind Theile seiner Selbstbiographie, die er schreiben muß, er mag wollen oder nicht.

Miß Sedgwick lud mich für den nächsten Sommer in ihr Haus in Lennox (im westlichen Theil von Massachusetts) ein, und versprach mir, mit mir die Quäkergemeinde in Neulibanon zu besuchen, die nicht weit von ihrer Wohnung liegt. Während Miß Sedgwick hier war, machten Downings mit ihr und mir eine Ausflucht

auf den Gipfel des Bergs „South beacon“, einen der höchsten Punkte des Hochlandes dieser Gegend. Mr. Downing fuhr mich, und zu dieser Kletter- und Bergfahrt brauchte man wirklich einen geschickten Fuhrmann und ein gutes Pferd; denn der Weg war steil und mehr die Verstümmelung eines Weges als ein gebahnter Weg. Aber wir strebten und hüpften in unserm leichten Karriol über Stock und Stein, bis wir ungefähr 900 Fuß hoch waren und von dem Gipfel des bewaldeten Berges herab auf — ungefähr die halbe Erde blickten (wie mir schien), die aber wie ein wogendes Chaos von waldigen Höhen und Thälern aussah, in welchem die Wohnungen der Menschen blos wie kleine helle Flecken erschienen, dem unbewaffneten Auge kaum deutlich. Solche Aussichten drücken mich, wie du weißt, stets nieder. Der Mensch, so groß in seinen Leiden, in seinen Kämpfen, verschwindet in ein Nichts, von diesen materiellen Berghöhen aus gesehen; und darum gefällt mir dies nicht. Das Erfrischende für mich in dieser Aussicht war der Anblick des Hudson, der, wie ein klarer Gedanke aus dem Chaos hervorbrechend, sich einen Weg aus dem Wald bahnte und glänzend hinaus ins Unendliche floß. Unsere Gesellschaft war ein wenig zu groß und ein wenig zu munter für mich. Ich weiß nicht, welche ängstliche Stummheit in solchen heitern Gesellschaften über mich kommt, besonders in der freien Natur. Und hier hätte ich mit der großartigen Naturscene allein sein müssen. Ein Weilchen theils allein mit dieser, theils mit Downing, der froh und heiter mit den Fröhlichen und still mit einer stillen Natur sein kann, war mir ein Leckerbissen auf dieser Fahrt, bei welcher übrigens Champagner und Scherz, delicate Dinge für die Zunge, artige Herren und schöne junge Mädchen und Frauen nicht fehlten. Die Frauenzimmer sind hier mehr hübsch und fein als eigentlich schön. Eine wirkliche Schönheit habe ich hier noch nicht gesehen; aber auch kein einziges häßliches Gesicht und keine entstellte Gestalt.

Was mir besonders gefällt, ist die leichte, unbefangene und doch zurückhaltende freundliche Umgangsweise zwischen den jungen Leuten von beiden Geschlechtern.

Recht ernstlich müde kamen wir Abends von unserer Bergfahrt heim; und herrlich war die Ruhe in der schönen stillen Heimat bei den freundlichen Downings. Was ich von dieser Fahrt übrig behalten habe, ist der Blick auf den klaren, aus den dunkeln Wäldern hervorbrechenden Fluß. Es ist, als ob er in mir glänzte.

Von Miß Sedgwick trennte ich mich mit einem Gefühl, als ob ich mich nie von ihr trennen möchte. Ihre Nichte Susan war ein angenehmes, gebildetes Mädchen. Ein junger Herr, der ihr Anbeter sein soll, folgte ihren Spuren hierher.

Einige Tage nach dieser Partie unternahmen wir eine andere, den Hudson hinauf, zu einer Familie Donaldson, die zur Aristokratie dieser Ufer gehört. Wir fuhren des Morgens bei guter Zeit fort. Die Luft war lieblich, die Winde waren still, die Ufer glänzten in der schönsten Herbstpracht in der etwas umschleierten Sonne. Die Segel auf dem Flusse bewegten sich kaum und über den Höhen stand eine Art von Sonnenrauch, ein dünner Nebel, der diese Zeit des Jahres und den Zustand der Atmosphäre, den man hier „indianischen Sommer" nennt, auszeichnen soll. Dieser letztere kommt, wie man sagt, zu Ende des October, dauert oft den ganzen November hindurch bis in den December hinein und gilt für einen der schönsten Theile des Jahres. Und wenn ich nach diesen Tagen urtheile, so kann man sich kaum ein vollkommneres Wetter wünschen, warm und ruhig, die reinste, durchsichtigste Luft, fortwährender Sonnenschein, gemildert durch den leichten Sonnenrauch, der einen geheimnißvollen, romantischen Schleier über die in der höchsten herbstlichen Pracht glänzende Landschaft wirft. Woher kommt dieser poetische Nebelschleier? — „Er kommt von den Indianern, die nun ihre Pfeifen bei ihren großen Pahaws (Raths-

verſammlungen) rauchen!" — antwortete die heitere Mrs. Downing — „ich wünſche, daß Sie richtige Begriffe von den Dingen hier zu Lande haben mögen!" — Die Wahrheit iſt, daß Niemand den eigentlichen Grund dieſes Rauchs und dieſes Sommers im Herbſt angeben kann.

Doch wieder zurück zu unſerer Fahrt, die entzückend war. Wir verließen das eigentliche Hochland des Hudſon, die Ufer wurden niedriger, der Fluß breiter und umgab mehre Inſeln. Aber bald zeigten ſich in der Ferne noch größere und maſſivere Bergmaſſen, als ich bisher geſehen hatte, die prächtigen, 1000 Fuß hohen Katskillberge, welche einen Theil der großen Alleghanybergkette ausmachen, die Nordamerika von Nord nach Süd durchſchneidet. Längs des Fluſſes war das Land gut angebaut und ſah reich und veredelt aus. Keine Schlöſſer, keine Ruinen; meiſt kleine, aber oft ſehr geſchmackvolle Wohnhäuſer mit Terraſſen und Baumgärten und ganzen Parks von Pfirſichbäumen. Einige Traditionen aus den Kriegen mit den Indianern ſind die einzigen hiſtoriſchen Erinnerungen dieſer Ufer. Ich vermißte die Ruinen und Sagen des Rheins nicht. Mir gefällt dieſe friſche Neuheit, die eine große Zukunft hat. Ruinen haben wir genug in der alten Welt.

Unter unſerer Geſellſchaft bei Tiſche war ein Quäker in graugelbem Anzug, mit einem breitkrempigen Hut; ſein Geſicht glich einem Sauertopf. Er war gerade kein ſchöner Repräſentant der Quäkergemeinde.

Nach einer Flußfahrt von ungefähr drei Stunden erreichten wir Blithewood, Donaldſon's ſchöne Reſidenz, wohin wir zu einem großen Frühſtück geladen waren. Hier, wie an einigen andern Orten, bemerkte ich, wie man das Licht vom Raum ausſchließt. Dies beläſtigt mich, denn ich bin an unſere lichten Räume in Schweden gewöhnt und liebe das Licht. Aber man ſagt, daß die Hitze der Sonne hier einen großen Theil des Jahres

hindurch so groß ist, daß man ihr Licht so sehr als möglich aus den Zimmern ausschließen muß.

Eine schöne stattliche Frau mit einer Gestalt von auffallend schönen Verhältnissen und mit mehr Fülle, als ich bisher unter den hiesigen Frauenzimmern gesehen habe, empfing uns freundlich. Es war Mrs. Donaldson. Sie ist Katholikin (und, wie ich glaube, eine Irländerin); Mr. Donaldson (ein hübscher, etwas steifer, ältlicher Gentleman) und seine Schwester sind Calvinisten. Sie sollen aber in Liebe und guten Handlungen in der Centralkirche, in welcher alle Sekten im Namen des Herrn vereinigt sind, zusammenstimmen.

Wir wurden in unsere Zimmer geführt, erfrischten uns und kleideten uns an; so kam das Frühstück mit allen Nachbarn. Ich hatte 60 — 70 freundlich ausgestreckte Hände zu schütteln, was gerade keine so schwere Arbeit gewesen wäre, wenn nicht eine Unterhaltung darauf gefolgt wäre, die durch die Wiederholung derselben Worte und Dinge ermüdend wurde und mich wie ein Papagei erscheinen ließ. Die Versammlung war heiter und schön, das Frühstück prächtig; es schloß mit Tanz. Ich fand Vergnügen daran, mehre sehr schöne und lebhafte junge Mädchen, feine Gestalten, aber ohne Kraft, zu sehen. Die Damen kleiden sich mit Geschmack, haben kleine Hände und Füße, erinnern an die Französinnen, sind aber schöner als diese. Aber etwas fehlt in ihren Gesichtern, ich weiß nur nicht recht was; ich glaube, es ist — der Ausdruck. Ich war nicht recht gestimmt und fand diesen Tag etwas mühsam. Aber als ich Abends hinaus unter den freien Himmel kam, am Arme des schweigenden Downing still an dem herrlichen Fluß hinwandelte und die Massen von sammetweichen Schatten und Lichtern über den majestätischen Katskillbergen sah, hinter denen die Sonne in wolkenfreier Pracht unterging, da erweiterte sich mein Herz und athmete frei in der hohen, herrlichen Landschaft, da trank ich aus den

Quellen in den Bergen, da lebte ich erſt an dieſem Tage Abends hatte ich ein unerwartetes Vergnügen. Mrs. Donaldſon ſpielte Harfe und Piano und ſang ausgezeichnet ſchön, belebend ſchön, wie eine wahre Muſikerin — hier zu Lande eine Seltenheit. Es war Wort und Ausdruck in ihrem Geſang, und ſo iſt auch ihr ganzes Weſen; eine edle, ſelbſtändige Geſtalt, die „ſich ſelbſt trägt", wie du dich auszudrücken pflegſt. Sie ſingt und ſpricht nicht nach Gehör. Sie ſingt und ſpricht aus ihrer eignen frei denkenden und fühlenden Seele. Ihr älteſter Sohn, ein dreizehnjähriger Knabe, ſchien mir wirklich ein muſikaliſches Genie zu ſein, auch darin, daß er ſich ſelbſt unterbrach und durchaus nicht dahin gebracht werden konnte, ein kleines phantaſtiſches Lied zu Ende zu ſingen, deſſen erſte Töne jedoch hinreichten, etwas mehr als Talent bei dem Knaben ahnen zu laſſen.

Am folgenden Tage ſah ich wieder eine Menge Nachbarn, welche die ſchwediſche Fremde ſehen wollten. Nachmittags beſuchte ich einige ſchöne Stellen in der Nachbarſchaft. Auf einer derſelben befand ſich auf einer Erdzunge, die weit in den Fluß hineinſchoß, eine künſtliche Ruine, die man aus verſchiedenen Figuren und Stücken von Mauern und Säulen erbaut hatte, welche unter den merkwürdigen, neulich entdeckten Ruinen in Centralamerika oder Mexico gefunden worden waren. Geſichter und Kopfſchmuck dieſer Figuren glichen den ägyptiſchen Bildſäulen; beſonders überraſchte mich ein Sphinxantlitz und ein Kopf, welcher einem Iſispriester glich. Dieſe Ruine und deren Verzierungen mitten in einem wilden, romantiſchen, felſigen Waldgebiet war eine Anlage vom beſten Geſchmack. Am Abend dieſes Tags verließen wir das ſchöne Blithewood, deſſen ſchöne Wirthin und die freundlichen Wirthsleute. Wir fuhren in der Nacht heimwärts. Das Zimmer, in welchem wir ſaßen, war verſchloſſen und ziemlich heiß. Ganz nahe bei uns ſaßen zwei junge Männer, von denen der eine Taback kaute und unaufhörlich

vor Mrs. Downings und meinen Füßen ausspuckte. Ich sagte leise zu Downing: — „That gentleman needs a Dickens!“ — und Mr. Downing antwortete ebenso: — „But then Dickens would have committed the mistake to take him for a gentleman.“ —

Eine andere Festivität, der ich am folgenden Tage beiwohnte, war bei Mrs. Downing's Großmutter und ein Familienfest zu deren neunzigstem Geburtstage. Sie wohnt an dem Ufer gegenüber und versammelte zu Ehren dieses Tages Kinder und Kindeskinder und Urenkel nebst andern nahen Verwandten bei sich, eine Versammlung von 50—60 Personen. Die kleine neunzigjährige Alte war noch lebhaft und beweglich, fast wie ein junges Mädchen. Wir aßen und tranken und brachten einige Toaste aus; ich schlug einen vor für die Heimat in Amerika, wie in Schweden. Nachmittags hatten wir ein wenig Musik; ich spielte schwedische Polsken, und ein junger Künstler, Mr. Cranch (eigentlich Landschaftsmaler), Schwiegersohn einer von des Hauses Sohnes- oder Tochterstöchtern, sang eine italienische Bravourarie so gut und mit so schöner Stimme, daß man ganz aufgeregt wurde und deutlich wahrnahm, daß er diese Kunst in Italien gelernt hatte.

Einige andere Häuser an den Ufern des Hudson habe ich auch besucht; in einem derselben sah ich eine schöne lebhafte Wirthin und eine ganze Menge schöner Luxusartikel, aber ohne den Geist, welcher Downing's Haus auszeichnet; in einem andern Hause war eine ältliche originelle Frau, die man hier der „Ma chère mère“ in den „Nachbarn“ vergleicht, und wahrlich nicht ohne Grund. Dort traf ich auch den sehr angenehmen Dr. Hull, einen starken Swedenborgianer, mit dem eine weit bessere Unterhaltung zu pflegen war, als mit den meisten Swedenborgianern, die ich getroffen habe. Hier zu Lande sollen sehr viele Anhänger Swedenborg's sein.

Viel Vergnügen finde ich jetzt an Bergfalk's Besuch,

an seiner Gemüthsstimmung und an dem frischen vorurtheilsfreien Blick, womit er Gutes und Böses in dieser neuen Welt betrachtet, an seinem innigen Gefühl für Schweden und an seinen günstigen Hoffnungen für dessen künftige Entwickelung. Er ist frisch und voll von Leben und Lust, sich mitzutheilen. Und obgleich sein Englisch zuweilen das wunderlichste „Gibberish" ist, was ich jemals gehört habe, so bahnt sich sein Geist dennoch den Weg durch dasselbe, manchmal sogar auf eine glänzende Weise. So z. B. gestern Abend bei einer Charakteristik von Macaulay's historischen Werken, deren Fehlern und Vorzügen, sodaß der keineswegs demonstrative Downing einmal über das andere „excellent! trefflich!" ausrief. Downing interessirte sich im höchsten Grade für Bergfalk und lud ihn ein, über Nacht zu bleiben; allein Bergfalk hatte schon unten in der Stadt sein Quartier genommen. Wir begleiteten ihn bis an seine Wohnung und ich gab ihm Lowell's und Emerson's Schriften zur Gesellschaft.

Heute, Sonntag den 21. October, indem ich meinen Brief fortsetze, ist Bergfalk wieder hier und mit ihm ein schwedischer Arzt, Uddenberg, in Barthelemi wohnhaft, der mich begrüßen wollte. Die Morgenstunde war besonders reich durch eine Unterhaltung über Lowell's Gedicht „Prometheus" und über die Art, mit welcher ein amerikanischer Dichter diesen uralten Gegenstand aller Zeiten und aller Dichter aufgefaßt hat. Bergfalk zeichnete sich wieder durch seine Fähigkeit aus, das Charakteristische darin aufzufinden; und für Downing geht so etwas nicht verloren. Auf mein Bitten las Downing das schöne Stück von Prometheus' Trotz gegen den alten Tyrannen laut vor. Darin tritt der Dichter der neuen Welt eigentlich als Gegensatz gegen den der alten Welt

hervor; denn es ist nicht die Freude des Hasses und der Rache in dem Bewußtsein, daß die Macht des Tyrannen einst ein Ende nehmen wird, die das zerrissene Herz des Märtyrers tröstet, wie in Aeschylus' Prometheus; nicht, wie bei Byron, blos der Trotz, nicht nachzugeben und sich größer als Zeus zu fühlen in der Kraft des Leidens und des Wollens — nein, es ist keine selbstsüchtige Freude, die den Prometheus dieser neuen Schöpfung stärkt; es ist die Gewißheit, trotz des Tyrannen durch seine eigene Kraft dem Menschengeschlecht Freiheit und Glück bereitet zu haben. Die Drohung, mit der er sich gegen seinen Henker waffnet, der Trotz, womit er ihn zu zermalmen weiß, ist die Weissagung von der schönen Zukunft der Neuen Welt, Amerikas. Denn „unendliches Weh hat meinen innern Blick geschärft und mich zu einem Seher, zu einem Richter zwischen der Wahrheit und dem Schein gemacht."

„Die gewisse Macht des ewig Guten, doppelt vergewissert durch das Zeugniß von Märtyrern, wie ich, ist meine Rache, eine Rache, die aus allem meinen erlittenen Unrecht eine Ehrenpforte aufrichtet, durch die ich ein Scepter und einen Thron sehe."

„Fröhlich flötende Hirten auf den Hügeln, weidende Heerden, nicht mehr bestimmt, für dich zu bluten."

„Singende Mädchen, mit weißen Füßen die Weintrauben pressend, die nicht mehr auf deine Altäre hingegossen werden — Seligkeit der Liebenden, im Schatten der Weinlauben flüsternd, deren purpurne Beeren sich nicht dichter aneinander schmiegen, als ihre heißen Wangen, nicht mehr gestört durch deine rohen Lüste."

„Geräusch — wie von Bienenschwärmen — in friedlichen Ländern, wo sonnengebräunte Arbeitskraft für sich selbst die reiche Erde erntet, die sie durch eigene Arbeit zu der ihrigen gemacht hat, erquickt durch heitere Lobgesänge an eine Allmacht, gegen welche du zu kämpfen suchst, wie ein Funke gegen das große Weltmeer."

„Der Geist freier Liebe und heitern Friedens, der Tugend sicherer Lohn durch Leben und Tod."

„Das sind die Ernten, die allen Meistergeistern zu Theil werden, nicht allemal auf der Erde, aber nichtsdestoweniger gewiß, wenn auch andere Hände, als die ihrigen, die Garben binden; das sind die unblutigen Dolche, mit denen sie gestürzte Tyrannen niederstoßen, das ist ihre höchste Rache."

„Der beste Theil ihres Lebens auf Erden ist, wenn lange nach ihrem Tod ihre Gedanken, nicht mehr gefesselt oder gefangen, ja auch ihre wilden Träume, ein nothwendiger Theil der Luft geworden sind, welche die Menschen athmen; wenn sie, wie der Mond, selbst durch Wolken verhüllt, Licht über das Meer des Lebens gießen und in Licht und Hoffnung unsern Pfad zeigen."

„Die Erde mit allen ihren treuen Erinnerungen zieht Immergrün über ihre heiligen Grüfte; das freie Meer, im Sturm wie in der Stille, ruft ihre Gedanken aus; Blitz und Donner und jeder freie Gegenstand zeugen von ihnen vor den Ohren der Menschen. Jeder andere Ruhm gleicht einem fallenden Stern; aber die ewige Natur wacht über dem ihrigen."

„Durch Menschenliebe gewinnt man solche Macht!"

So spricht, so trotzt der Prometheus der Neuen Welt. Ein fast göttlicher Trotz! —

Hernach kam Karoline Downing mit ihrem Liebling, dem Naturdichter Bryant. Auch Bryant's Lieder sind warm von Patriotismus, von dem Glauben an Amerikas Zukunft und große Mission. So in dem schönen epischen Gedicht „The Prairies", in welchem er, wie Worte nur selten malen, diese unendlichen westlichen Flächen in ihrer sonnenbeglänzten einsamen Schönheit und Größe malt, ihre Wellen von Gras und Blumen im Winde wogend, über ihnen die ziehenden Wolken und darüber die Sonne, die herabblickt auf den weiten Schauplatz, paradiesisch glänzend und reich, obgleich still und öde, wie eine Wüste.

Aber das Schweigen wird unterbrochen. Der Dichter hört ein leises Summen. Was ist es? — Es ist eine Biene, die heranfliegt über die Blumenfläche und den Honig der Blumen saugt. „The busy bee“ wird dem Dichter zum Propheten; in ihrem summenden Fluge und in ihrer stillen Thätigkeit hört er das kommende thätige Menschengeschlecht, das sich über die Prairien ausbreiten, sie in ein neues Paradies verwandeln und neue Blumen von edler Art — Blumen menschlicher Wohlfahrt und Seligkeit — aufblühen lassen wird.

Zuletzt kam ich mit Waldo Emerson's Dichtungen, klein im Umfang, aber groß in Geist und Tendenz, und las ein kleines Gedicht von dithyrambischer Art vor, das charakteristisch für die Individualität des Dichters ist. Die andern amerikanischen Dichter sprechen zur Gesammtheit, Emerson spricht stets blos zum Individuum. Alle aber deuten einen Flug des Lebens der Neuen Welt in ein Unbegrenztes an, in etwas Großes im Zweck, im Ahnen, im Fodern, im Glauben und im Hoffen, in eine größere freiere Welt. So sagt Emerson's Gedicht: „Gib Alles der Liebe“:

Gib Alles der Liebe:
Des Herzens Gehorsam,
Gib Freunde, Verwandte,
Vermögen und Ruf,
Dein Lied, deine Zeit,
Und weig're ihr nichts!
— — — — — —
Denn sie ist ein Gott
Und kennt ihren Weg
Und den Weg aus den Wolken.

Sie ist nicht für den Schwachen,
Sie verlangt viel Muth,
Ein Herz ohne Zweifel,
Eine Kraft ohne Wanken.
Und wen sie will lohnen,
Der wird werden
Mehr, als er war,
Und wird aufwärts steigen.“

Aber noch einen Schritt, noch einen Pulsschlag fortgesetzten Bemühens fodert die Vervollkommnung deines Herzens:

„Halte dich heute,
Morgen und immer,
Frei wie ein Araber
Von der, die du liebst.“ —

Halte dich zu ihr mit deinem ganzen Leben, aber wenn sich, sobald sie getrennt von dir ist, auch nur der Schatten einer Freude in ihre junge Brust stiehlt:

„Dann sei sie liebefrei;
Halt' ihr Gewand nicht fest,
Heb' auch kein Blättchen auf
Von ihrem Sommerdiadem.

Und liebst du sie auch innig,
Wie ein bess'res, höh'res Selbst,
Und nimmt dir auch ihr Abschied
Die Sonne deines Lebens,
Und raubt dir allen Reiz,
So weißt du doch,
Wenn Halbgötter fliehen,
Kommen Götter herbei.“ —

Das ist edler Stoicismus. Unter Emerson's Gedichten sind einige, die von einem weniger edeln Stoicismus zeugen, von einem Gefühl, das sich in seiner Weltverachtung freut, genug zu haben, während die Welt hungert. Allein dieser Schatten geht wie eine Wolke über den hellen Himmel des Dichters und hat keine bleibende Stelle daselbst. Ein hervorstechender Zug bei ihm ist seine Liebe zu dem Starken, Großen und Naturnothwendigen. So singt er in seinem Gedicht: „Die Weltseele“:

„Ich danke dem Licht des Morgens,
Ich danke dem schäumenden Meer,
Ich danke Neuhampshires Bergen,
Des Waldes grünhaarigem Baum;

Ich danke dem muthigen Manne,
Dem Weibe von heiligem Sinn,
Ich danke dem ſpielenden Knaben,
Der keck nimmer rückwärts geblickt." —

Aber höher ſteht Geijer's Gedicht:

„Grünendes Land, nimm meinen Gruß,
Blauendes Meer, wie lieb' ich dich!
Belebendes Licht in Tiefen und Höhn,
Himmliſche Sonne, wie freuſt du mich!
Aber mehr, als der Erde Kranz,
Aber mehr, als der Wogen Tanz,
Liebe ich:
Des himmliſchen Lichtes keimende Luſt
In einer lebenden Menſchenbruſt!" —

Dieſes Licht kennt Emerſon nicht. Emerſon hat im Uebrigen viel Aehnliches mit Geijer, aber er ſteht ihm ſo weit nach, wie auch das edelſte Heidenthum dem Chriſtenthum nachſteht.

Ich kann Emerſon's Gedichte nicht nach meiner Ueberſetzung beurtheilen laſſen. Nie beſaß ich Geſchick zum Ueberſetzen; und außerdem iſt Emerſon's Poeſie faſt unüberſetzbar, glaub' ich, namentlich in der Verſification. Dieſe iſt von ganz eigenthümlicher Art und folgt, wie des Dichters ganze Natur, ihren eigenen, ungewöhnlichen Regeln.

Henry Longfellow, der Sänger Evangelinens, iſt vielleicht der geleſenſte und populärſte Dichter Amerikas; aber er iſt es durch Eigenſchaften, welche den edlern Dichternaturen aller Länder angehören, und nicht durch irgend etwas Beſonderes als Dichter der Neuen Welt. Die Gefühle, freudige oder traurige, die ſich in jeder beſſern Menſchenbruſt bewegen, ſind eigentlich ſein Gebiet, und er iſt darauf Meiſter, beſonders in der Beobachtung der feinern Abwechſelungen. Nur in „Evangeline" hat er einen amerikaniſchen Stoff behandelt und amerikaniſche Scenerie geſchildert.

Aber nun genug von dieſer Poeſie der Morgenſtunde. Jetzt wollen wir Mittag eſſen. Die beiden Landsleute eſſen mit, und noch ein Dritter, der ſchwediſche Conſul in Boſton, Benzon.

Am Abend.

Der Tag iſt vorüber mit ſeinen wechſelnden Scenen und Eindrücken. Könnte ich dieſelben doch ein wenig kälter aufnehmen. Aber ich empfinde zu warm und werde zu leicht erregt. Jeder Eindruck geht mir ſogleich zum Herzen, und dieſes ſchlägt leicht — zu ſtark. Ich bin allein in meinem Zimmer und ſehe aus meinem Fenſter in der dunkeln, aber ſternerleuchteten Nacht die Dampfboote, welche auf dem Hudſon gehen, ſchwefelblaue und gelbe Flammen aus ihren Schornſteinen ſenden. Das ſieht prächtig aus.

Morgen reiſe ich mit Downings zu einer Familie Hamilton, ihren beſten Freunden, die am Hudſon in Waſhington Irving's Nachbarſchaft wohnen. Und in nächſter Woche reiſe ich nach Neuyork, um dort meinen Feldzug zu beginnen, zu welchem dieſe Stückchen Land- und Geſellſchaftsleben blos ein Vorſpiel ſind.

Unter den Menſchen, die mir während dieſer Zeit näher gekommen ſind, befinden ſich namentlich zwei Eheleute, Mr. und Mrs. Spring, die mit ihrer kleinen „Baby" von Neuyork hierher gekommen ſind, blos um mich einzuladen, ihre dortige Wohnung als die meinige zu betrachten. Sie ſind ſo hübſch, ſo freundlich ernſt, und aus ihrem Weſen ſcheint mir eine ſo reine und fleckenloſe Menſchlichkeit zu ſprechen, daß ich mich froh fühlte, ihr Anerbieten annehmen und einige Zeit bei ihnen verweilen zu können, ehe ich mich in die andern Häuſer begebe, in welche ich auch auf einige Zeit zu kommen verſprochen habe. Unter dieſen iſt auch Miß Lynch's Haus. Es ſieht aus, als ſollte ich gar nicht dazu kommen, hier im Lande etwas für meinen Lebensunterhalt zu bezahlen,

wenn ich so fortfahren soll, in Privathäusern Gast zu sein. Allein darauf ist nicht überall zu rechnen. Uebrigens hat es seine Beschwerden, wenn es auch seine Vortheile und sein großes Interesse hat.

Mr. und Mrs. Spring werden Socialisten und Abolitionisten genannt, gehören zur liberalen Bewegungspartei im Lande und sind allgemein als ausgezeichnet edle und achtungswerthe Leute bekannt. — „Von ihnen" — sagte Mr. Downing — „werden Sie hören, was diese Partei auszeichnet. Bei ihnen werden Sie wahrscheinlich Henry William Channing sehen, einen unserer talentvollsten Sprecher ex tempore, und durch Diesen können Sie mit Emerson bekannt werden." —

Ich kann dir nicht sagen, wie glücklich ich mich schätze, sogleich beim Anfang meines hiesigen Aufenthalts in Berührung mit dem denkenden und Alles erfassenden Downing gekommen zu sein, der außerdem so unbeschreiblich freundlich gegen mich und so besorgt ist, daß ich alle nur mögliche Vortheile von meiner Reise habe und alle Sachen, gute und schlimme, in ihrem wahren Licht sehe. Er docirt nie, er unterrichtet mich nie; aber allmälig und anscheinend zufällig nennt er mir Namen von Personen, welche für die Zukunft der Neuen Welt in dieser oder jener Richtung thätig sind, und macht mich aufmerksam auf Das, was im Lande vorgeht. Ich bemerke dabei, mit welcher Bestimmtheit die Vertheilung der geistigen Arbeit hier vor sich geht, wie jede Fähigkeit und jedes Talent sich leicht seinen Weg bahnt, seinen Platz und seine Thätigkeit angewiesen erhält, bekannt und anerkannt wird. Als einen der thätigsten Fortschrittsmänner hat mir Downing Horace Mann genannt, der durch seinen Enthusiasmus und durch seine Ausdauer eine große Reform im Unterrichtswesen zuwegegebracht, die Erbauung von großen, schönen Schulhäusern überall in den nördlichen Staaten bewirkt und neues Leben in den Schulorganismus gegossen haben soll.

Ueber ſeine eigene Thätigkeit ſpricht Downing mit der größten Beſcheidenheit; aber ich hörte von Miß Sedgwick, daß wenige Männer in den Vereinigten Staaten ſo allgemein bekannt ſind und ſo wohlthätig wirken wie er. Seine Werke über Baukunſt, über Gartencultur, über Blumen und Früchte, welche alle darauf ausgehen, den Geſchmack zu veredeln und die reinſten Producte der Wiſſenſchaft und der Kunſt in dieſen Branchen Jedermann zugänglich zu machen, dieſe Werke ſind überall zu finden; und Niemand, vornehm oder gering, baut ein Haus oder legt einen Garten an, ohne Downing's Bücher um Rath zu fragen. Jedes junge Paar, das ſich eine Wohnung baut, kauft dieſelben. — „Ich kam gerade" — ſagt Downing beſcheiden — „in eine Zeit, in der man allgemein das Bedürfniß fühlte, Kenntniſſe bei der Anlegung von Häuſern und Gärten zu beſitzen." — Er iſt, was man hier einen „ſelbſtgemachten Mann" nennt, d. h. ein Mann, der Das, was er iſt, nur wenig der Erziehung Anderer, ſondern meiſt ſeinen eigenen Anſtrengungen dankt. — „Er iſt einer unſerer beſten Männer" — ſagte Miß Sedgwick.

Es wird mir ſehr ſchwer werden, ihn und ſeine geiſtreiche und freundliche kleine Frau zu verlaſſen. Downing hat mir einen Reiſeplan und eine Marſchroute zu einer Reiſe von einem Jahr durch die Vereinigten Staaten gemacht, mich auch mit Briefen an ſeine Freunde an verſchiedenen Orten verſehen.

Ich hätte dir noch viel zu ſagen von meiner Freude, hier zu ſein, von meiner Freude über Das, was mich belebt, wenn ich auch finde, daß das äußere Leben hier zuweilen ein wenig mühſam iſt, und mich bereite, künftig nach Vielem ſtreben zu müſſen. Aber ach, wie Wenige haben ſich über ein ſolches Streben mit allzuvielem Intereſſe, allzuvielem Wohlwollen zu beklagen! Meine Agathe! Wenn du in deinem Gebet meiner gedenkſt (und ich weiß, daß du es thuſt), ſo danke Gott für mich, daß

er meine geheimen Bitten ſo reichlich erfüllt, meinen Hunger und Durſt ſo reichlich ſtillt und mir nach ſeinem Reichthum und ſeiner Güte zumißt!

Am Morgen.

Noch einen Gruß von dem ſchönen Hudſonſtrand, von Neuburghs Höhen, bevor ich ſie verlaſſe vielleicht für immer. Downings ſagen zwar, daß ich zum nächſten Frühling wieder zu ihnen kommen ſoll, aber — — es iſt lange dahin, und ich muß weit herumfahren und ſo Vieles ſehen! —

Wieder ein ſchöner Morgen! Der Fluß liegt ſpiegelklar da; hundert kleine Segel gleiten leiſe, wie ſchwimmende Fiſchmöven, auf dem Waſſer zwiſchen den hohen Bergen. Ich wundere mich, wie ſie ſich bewegen können. Der Wind ſcheint zu ſchlafen. Ueber dem Fluß und den Bergen, über den vergoldeten Wäldern, die immer mehr Goldfarbe annehmen, über den weißen ſchimmernden Dörfern mit ihren Kirchthurmſpitzen ruht der durchſichtige Nebelſchleier des indianiſchen Sommers. Es iſt eine großartige und ſtille romantiſche Scenerie. Ich fühle und ſehe es — nicht blos außer mir. Den indianiſchen Sommer mit ſeinem geheimnißvollen Leben, ſeinem Schleier über goldenen Wäldern und Bergen — ich fühle ihn in meiner Seele leben. Ich blicke die Natur an und frage: — „Bin ich es, die in dir lebt, oder biſt du es, die dieſes Leben in mir erweckt?“ —

Die kleinen, hübſchen, wohlgebauten Häuſer mit ihren Fruchtgärten und Parks, die wie Perlen eingefaßt in den ſmaragdgrünen Rahmen der Ufer liegen, wieviel liegt nicht in ihnen von Dem, was das Beſte in dem Leben der Neuen Welt iſt! Wie ſchön und vollkommen erſcheint hier nicht das Einzelleben eingefaßt in dem allgemeinen; und wie froh bin ich nicht, mehre von dieſen kleinen Häuſern an dem großen herrlichen Fluß kennen gelernt

zu haben! Ganz nahe bei Downing's Villa ist ein hübsches Landhaus, in welchem vier Schwestern wohnen, alle unverheirathet. Ein guter Bruder, der durch den Handel zu Wohlstand kam, baute das Haus und kaufte den darumliegenden Platz seinen Schwestern. Einige Jahre später gerieth der Bruder ins Unglück. Er verlor Alles, was er besaß. Nun erzogen die Schwestern seine Kinder und er hatte seine Wohnung bei ihnen. Es sind einfache, gute, angenehme Frauenzimmer, die ebensowol ernsthaft als scherzhaft sprechen können.

Weiterhin, am andern Ufer des Flusses, hat ein Ziegelschläger sich eine schöne Villa gebaut. Ein paar mal ist der Ehrenmann — so sieht er aus und das soll er sein — hier gewesen, um mir Blumen zu bringen und mich in sein Haus einzuladen. Downing hat mich auf ein kleines hübsches Haus (frame house) mit grüner Veranda und einem Garten hier in der Nähe aufmerksam gemacht. — „Das gehört" — sagte er — „einem Manne, der am Tage seinen Karren mit Steinen und Schutt zum Wegebau fährt. Das ist ein Vorzug, den der Arbeiter in der Neuen Welt vor dem in der Alten Welt hat. Er kann hier durch grobe Handarbeit schneller zu dem feinen Glück des Lebens gelangen, ein schönes Haus und in demselben alle Vortheile der Bildung erwerben.

In diesem Augenblick donnern Schüsse von dem andern Ufer des Hudson und ich sehe große Steinblöcke in die Luft fliegen und ins Wasser niederfallen, welches aufwallt und schäumt. Es ist ein Berg, den man sprengt, um den Weg für eine Eisenbahn zu ebnen, die längs dem Ufer des Flusses angelegt werden und auf welcher die Dampfkraft zu Lande mit der Dampfkraft auf dem Wasser wetteifern soll. Berge werden aus dem Wege geräumt, Berge werden durchbohrt, um Tunnel oder bedeckte Wege zu bilden, Berge werden ins Wasser geworfen, um als Grundlage für den Weg zu dienen, der an einigen Stellen über das Wasser führen soll. Diese

Amerikaner ſtutzen vor nichts und zweifeln an nichts. Sie haben einen Glauben, der Berge verſetzt.

Jetzt kommen Dampfſchiffe, dumpf donnernd, wie Gewitter im Gebirge. Zwei oder drei jagen einander, wie große Meteore; ein paar andere kommen ſchwerarbeitend, ſchnaubend, große Flotten von kleinern oder größern Booten ſchleppend. Jetzt erhält Neuyork Butter und Käſe, Vieh und viele andere gute Sachen aus dem Lande, während das Land mit ſeinen Städten und Dörfern Kaffee, Thee, Wein, Kleider und allerhand nützliche Gegenſtände von Neuyork und durch Neuyork aus Europa erhält. Die kleine Stadt Neuburgh allein unterhält durch den Handel mit dem hinter ihr gelegenen Lande zwei bis drei Dampfſchiffe. Wenn man die Menge und die Pracht der Dampfſchiffe auf dem Hudſon ſieht, ſo kann man kaum glauben, daß vor nicht mehr als 30 Jahren Fulton auf dieſem Fluß ſeinen erſten Verſuch mit der Dampfkraft anſtellte, und zwar unter dem Mistrauen der Menge gegen ſein Unternehmen. Er ſelbſt erzählt dies folgendermaßen:

— „Als ich mein erſtes Dampfboot baute, ſah das Volk in Neuyork theils mit Gleichgültigkeit, theils mit Verachtung darauf, wie auf ein ganz thörichtes Unternehmen. Meine Freunde waren höflich, aber ſcheu. Sie hörten meinen Erklärungen mit Geduld zu, aber auch mit dem Ausdruck des Mistrauens im Geſicht. Da ich täglich den Bauplatz beſuchte, blieb ich häufig ungekannt bei den müßigen Gruppen von Fremden ſtehen, die ſich dort ſammelten, und hörte ihren Fragen über die neue Locomotive zu. Ihre Reden waren ſtets höhniſch und ſpöttiſch. Man lachte und witzelte laut auf meine Koſten und überrechnete die Ausgaben und Geldverluſte bei „the Fulton folly“, wie man das ganze Unternehmen nannte. Nie vernahm ich eine aufmunternde Bemerkung, eine belebende Hoffnung oder einen herzlichen Wunſch.

„Endlich kam der Tag, an welchem der Verſuch vorgenommen wurde. Für mich war dies ein Tag der

höchsten Bedeutung. Ich hatte mehre Freunde gebeten, mit mir an Bord zu gehen und Zeugen der ersten glücklichen Fahrt zu sein. Manche von ihnen waren so freundlich und kamen; aber es war klar, daß sie es ungern und in dem Glauben thaten, Zeugen meiner Demüthigung, nicht meines Triumphes, zu werden. Und ich wußte wohl, daß Grund genug vorhanden war, meinen Erfolg zweifelhaft zu machen; die Maschinerie war neu und schlecht gearbeitet; manche Stücken derselben waren von Arbeitern verfertigt, die mit solcher Arbeit ganz unbekannt waren; und auch aus andern Ursachen konnten leicht Schwierigkeiten entstehen. Die Zeit kam, da das Fahrzeug anfangen sollte, sich zu bewegen. Meine Freunde standen in Gruppen auf dem Verdeck. Furcht und Unruhe sprach aus ihren Blicken. Sie waren stumm und niedergeschlagen. Das Signal wurde gegeben und das Boot bewegte sich ein Stück vorwärts, blieb dann stehen und verblieb unbeweglich. Das frühere Schweigen ging nun in ein Gemurmel des Misvergnügens und der Unruhe, in Flüstern und Achselzucken über. Ich stieg auf die Plattform und sagte meinen Freunden, daß ich die Ursache dieses Aufenthalts nicht kenne, daß ich aber, wenn sie sich beruhigen und mir eine halbe Stunde Zeit lassen wollten, entweder die Fahrt fortsetzen oder das ganze Unternehmen aufgeben würde. Ich ging hinunter in die Maschinerie und entdeckte daselbst bald ein unbedeutendes Versehen in der Anordnung. Es wurde beseitigt. Das Boot bewegte sich wieder; wir verließen Neuyork; wir passirten das Hochland; wir kamen nach Albany! Aber noch jetzt war die Kraft des Mistrauens größer als die des thatsächlichen Beweises. Es wurde bezweifelt, daß die Sache gehen, und wenn sie ginge, daß sie einen nennenswerthen Vortheil bringen würde." —

Das war vor etwa 30 Jahren, und jetzt fliegt das halbe Menschengeschlecht auf Fulton's Schwingen über Land und

Waſſer! — Auch in der Neuen Welt hat der erſte Erfinder Mühe und Kampf.

Der Morgenthau liegt auf den weichen Raſenrändern vor meinem Fenſter und die ſchönen Blumengruppen und Bäume glänzen; darunter ein kleiner Magnolienbaum mit ſchönem hellrothem Samenbehälter; Alles ſchön und friedlich, und — die große, reiche Ausſicht, das Leben auf dem Fluſſe unten! Ich möchte an einem ſolchen großen Fluß wohnen. Welche große Gedanken, welches Leben führt er mit ſich von ſeinem Beginn in den Quellen der Wolken, aus der Wiege der Berge, auf ſeiner Fahrt durch die Thäler und Felder des Landes, immer gewaltiger wachſend.

„Die reichen Städte laden ihn zu Gaſte
Und Blumenmatten ſpielen um ſein Knie*).“

Er iſt ein Wohlthäter, wohin er kommt; er wird begrüßt und gefeiert, benutzt und geſegnet; aber er achtet Deſſen nicht; er hält nicht an und ruhet nicht:

„Er tauft mit ſeines Namens Klang die Völker!“

Das Leben eines Helden! So eilt er ſeinem Ziel entgegen, dem Ocean. Dort darf er ruhen. Die Ruhe eines Heldengemüths, Frieden in dem Unendlichen, dem Großen, für Alle Hinreichenden.

Ich möchte am Hudſon wohnen, wenn ich nicht einen Fluß wüßte, der mir noch lieber iſt. Er heißt Götha Elf. Unſer Årſta iſt gut mit ſeinen ſalzigen Wogen. Aber noch lieber möchte ich eine kleine Stätte am Götha Elf haben. Und ich glaube, du würdeſt es beſſer finden an der weſtlichen Küſte von Schweden als an der öſtlichen kältern.

Ich muß dich nun verlaſſen, um andere Briefe zu ſchreiben. Downing will auch einige Worte an dich und an die Mama ſchreiben. Geſtern brachte er euer Wohl aus und wir tranken es in Champagner.

*) Der Fluß. Ein Gedicht von Tegnèr.

Vierter Brief.

Brooklyn. 5. November 1849.

Wieder in Neuyork, oder vielmehr in der Hälfte der großen Stadt, welche Brooklyn heißt, von Neuyork durch den sogenannten „East river“ getrennt ist und eine Stadt für sich selbst sein will, wozu sie auch ihrer eigenen Schöpfungskraft wegen berechtigt ist. Brooklyn ist ebenso still, wie Neuyork belebt und geräuschvoll ist. Brooklyn ist auf den Höhen Long-Islands gebaut, hat eine herrliche Aussicht auf den weiten Hafen und stille, breite Straßen, auf beiden Seiten mit Ailantusbäumen (einer chinesischen Baumart vom Akaziengeschlecht, glaub' ich) besetzt, welche Laub wie unsere Eschen, aber viel breitere Blätter und gegenwärtig lange Schoten haben. Auch andere Bäume, mit höhern Stämmen als der Ailantus, geben den Straßen Schatten und ein friedliches ländliches Ansehen. Man sagt, die Kaufleute Neuyorks kämen nur hinüber nach Brooklyn (wo sie ihre Häuser und ihre Wohnung haben), um zu schlafen. Der Freund, bei dem ich hier wohne, Markus Spring, hat sein Handelshaus in Neuyork und seine eigentliche Heimat und Wohnung hier in Brooklyn, eine allerliebste ländliche Besitzung, Namens „Rose-cottage“, die er selbst erbaut und um die er selbst Bäume gepflanzt, Gehege von Weinranken, Beete mit Mais und andern Gartenfrüchten angelegt hat, halb

Parkanlage, halb Garten. Von hier aus fährt er jeden Morgen nach Neuyork und kehrt jeden Abend hierher zurück, aber nicht blos um zu ſchlafen, ſondern um auszuruhen und ſich mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und ſeinen Freunden zu freuen. Roſe-Cottage liegt gerade an einem Ende der Stadt — aber du darfſt nicht glauben, daß es eine kleine Stadt iſt; es iſt eine Stadt, die 500,000 Einwohner, ein eigenes, recht ſtattliches Rathhaus und 100 Kirchen hat — und am Anfang des Landes auf drei Seiten mit waldigen Höhen und grünen Feldern. Allein auf allen Seiten entſtehen jetzt neue Häuſer und drohen, das Land bald zu beſchränken. Aber noch wird es wol einige Jahre dauern, bevor Roſe-Cottage zur Stadt gehört. Ich will nun einige Zeit hier bleiben, ehe ich nach Maſſachuſetts und Boſton reiſe.

Viel ſehr viel hätte ich dir zu erzählen; aber ach, die Zeit will mir nicht Zeit und Ruhe dazu laſſen, und ich muß dir hier mein Leben mehr im Zuſammenhang mittheilen, als ich es in Dänemark that. Meine Eindrücke vom Leben ſind hier auch größer und maſſiver, als ich es ſagen kann; ich kann ſie noch nicht bemeiſtern und behandeln, ich habe keine Worte dafür. Ich ahne die Geſtalten im Block, aber es gehört Zeit und Arbeit dazu, ſie hervorzurufen.

Allein ſo viel iſt gewiß — die Wirkung meiner amerikaniſchen Reiſe auf mich ſelbſt hat ſchon die beſtimmteſte Wendung angenommen, und dieſe iſt von ganz anderer Art, als ich erwartet hatte. Ich kam hierher, um eine neue, friſchere Lebensluft zu athmen, das Volksleben, die Einrichtungen und Verhältniſſe in einem neuen Staate zu betrachten, klarer über gewiſſe Fragen in Bezug auf die Entwickelung des Staates und des Volks zu werden und namentlich die Frauen und das häusliche Leben in der Neuen Welt zu beobachten und über die Schwelle des Hauſes eine Ausſicht auf die Zukunft der Menſchheit zu erhalten; denn wie der Fluß aus den Quellen des

Himmels entſteht, ſo entſteht das Leben und Schickſal eines Volks aus dem verborgenen Leben des Hauſes. Ich kam, mit einem Worte, um mich mit allgemeinen Gegenſtänden zu beſchäftigen, und es ſind einzelne Gegenſtände, es ſind Individuen, die mein Intereſſe, meine Gedanken am meiſten feſſeln. Ich kam mit der geheimen Abſicht, mich von Romanen und romantiſchen Stoffen loszumachen und mit meinen Gedanken für andere Gegenſtände zu leben; und ich fühle mich ſtärker als je zu den erſtern getrieben, ich fühle mich unwillkürlich durch Gedanken und Gefühle genöthigt, für Romane zu arbeiten, Geſtalten, Auftritte und Verhältniſſe zum Leben zu bringen, die ſich ſeit 20 Jahren als dunkle Schatten im Hintergrund meiner Seele bewegt haben. Und in dieſem ſogenannten realiſtiſchen Lande (das jedoch mehr poetiſches Leben hat, als man in Europa ahnt), habe ich „in petto“ ſchon mehr Romantik erlebt und geſchrieben, als ich ſeit vielen Jahren gemacht habe. Und damit werde ich wol während meines hieſigen Aufenthalts fortfahren.

Als ich gewahrte, daß ich von meinem Erwachen des Morgens an in meiner innerſten Werkſtatt nicht mit amerikaniſchen Angelegenheiten und Dingen, ſondern mit meinen eigenen idealen Schöpfungen unter dem Einfluß der Eindrücke beſchäftigt war, die meine neuen Umgebungen und Verhältniſſe auf mich gemacht hatten, da gab ich den Gedanken auf, etwas Anderes zu thun, als — was Gott mir zu thun gibt. Ich muß auch hier mit meinem Pfund wuchern und meinem Beruf folgen und Schickungen und Gegenſtände darauf wirken laſſen, wie ſie müſſen und wollen. Ich muß alſo, wie früher, die Welt des Privatlebens pflegen, aber die Luft und das Leben dieſer Neuen Welt, dieſes großen Weltlebens, frei hineinſtrömen und ihr größern Inhalt geben laſſen. So möchte ich es immer haben. Ich werde künftig Beſſeres leiſten. Den Roman des Lebens in ſeiner unendlichen Größe und Innerlichkeit habe ich lange geahnt. Wie ſie vor meinem

Blick aufging — diese erste Erscheinung einer verklärten Welt, diese himmlische Aurora — vergesse ich nie. Sie war es, sie ist es, die ewig der Glanzpunkt meines Lebens bleibt. Sie danke ich Schweden. Aber Wolken zogen einige Zeit darüber; ich sah sie nicht deutlich, oder vielmehr ich fühlte sie nicht mehr in der ersten Schönheit. Jetzt sehe ich sie wieder. Und, ich ahne es, für das volle Licht werde ich — Amerika zu danken haben.

Auch mein Leben in und mit dieser Neuen Welt nimmt eine romantische Schöpfungslaune an. Es ist nicht blos ein neuer Continent, eine neue Weltbildung, mit einer Zukunft von Jahrtausenden, die ich hier betrachten will; es ist eine lebende Seele, eine große Persönlichkeit, ein individueller Geist, den ich kennen lernen will, mit dem ich leben, mit dem ich mich während eines tiefen, ernsten Zusammenlebens unterhalten will. Wie gelüstet mich, diese charakteristischen Züge zu sehen, diese Offenbarungen, diese unbewußten Orakelsprüche über sein Leben und seine Zukunft zu hören! Und die große, allgemeine Gastfreundschaft, womit mir diese Neue Welt entgegenkommt, läßt mich fühlen, daß es ein Herz, ein lebendiger Geist ist, der mir daselbst entgegenkommt.

Jetzt etwas von der Außenseite meines Lebens. Ich verließ dich zuletzt, als ich mit Downings im Begriff war, Mr. Hamilton und seine Familie zu besuchen. Als wir an die Brücke bei Neuburgh hinunterkamen, gingen daselbst zwei Männer, ein dicker und ein magerer, und sprachen laut, eifrig und, wie es schien, im Zorn miteinander. — „Jeder, der mit diesem Dampfschiff fährt, wird beraubt!" rief der Eine — „Es ist voll von Taschendieben und Schuften!" — Der Andere rief: — „Wer sein Leben lieb hat, der möge sich hüten, mit dem Dampfboot zu fahren, das er empfiehlt; es ist ein Wrack und wird nächstens in die Luft fliegen!" — „Das ist nicht wahr, das ist die größte Lüge!" — entgegnete der Erstere, und beide warfen einander die entsetzlichsten Blicke

mit zusammengezogenen Augenbrauen zu, indem sie fortfuhren hin- und herzugehen, Jeder sein Schiff anzupreisen und das des Andern herabzusetzen.

— „Was bedeutet Das?" — fragte ich Downing, der ruhig lächelnd erwiderte: — „Das ist Opposition. Zwei Fahrzeuge bemühen sich um Passagiere, und diese Kerle sind gemiethet, Jeder das seinige zu loben. Sie spielen diese Rolle jeden Tag, und das Ganze hat nichts zu bedeuten." — Ich bemerkte auch, daß die beiden Kerle mitten unter den wüthendsten Blicken zuweilen die Lippen zu einem Lächeln über die erfinderische Grobheit verzogen, die sie über ihre gegenseitigen Fahrzeuge ergossen, von denen jedenfalls eins so unschuldig und sicher, wie das andere war. Und das Volk umher lachte ebenfalls oder kümmerte sich gar nicht um den Streit dieser Menschen. Ich sah, daß Alles eine Komödie war, und wunderte mich blos darüber, daß Beide ihre Rolle so oft zu spielen vermochten. Downing hatte unser Fahrzeug schon gewählt.

Wir waren noch nicht lange an Bord, als uns der Capitän sagen ließ, „Miss Bremer and her friends" hätten freie Reise auf dem Dampfboot und auf der Eisenbahn am Hudson. Und auf Kosten meines Namens und amerikanischer Artigkeit reisten wir den Hudson hin in der ruhigen, sommerwarmen Luft. Aber der Ziegelschläger, Mr. A., der sich schon früher für meinen Freund erklärt hatte, mit schönen Blumen zu mir gekommen war, mich in sein Landhaus am Hudson eingeladen und einige gute phrenologische Districte auf meiner Stirn entdeckt hatte, stieß hier auf mich und führte mich bei seiner Frau ein, die mich einem Poeten vorstellte, dessen Verse ich gelesen haben mußte, und der Poet stellte mir drei Damen vor, und die drei Damen stellten mir verschiedene andere Herren und Damen vor. Ich wurde wie eingemauert und so heiß wie in einem Ofen, flüchtete mich zu meinem stillen Freund hinauf aufs Verdeck und machte ihm Vorwürfe, daß er mich den Eingeborenen des

Landes so zur Beute preisgab. Mein Freund, der Ziegelstreicher, gefiel mir im Uebrigen sehr; er war eine breite, dauerhafte, wohlwollende Natur, mit offenem Herzen und Gesicht. Und so gefiel mir auch der Poet, augenscheinlich ein frischer und gutmüthiger Mann, nur daß ich seine Verse nicht gelesen hatte und daß mir die neuen Freunde zu zahlreich waren. Auf dem Verdeck konnte ich nun mit dem stillen Downing stillsitzen, aber doch mit dem Gefühl mich innerlich mit ihm unterhalten, daß sein Blick auf denselben Gegenständen wie der meinige ruhte, und dieselben, wenn auch nicht gerade wie ich auffaßte und beurtheilte, doch auf eine Weise, die ich verstand, weil ich ihn verstand. Dann und wann kam ein Wort oder eine Bemerkung erweckend und belebend. Wie angenehm ist eine solche Gesellschaft!

Aus dem Dampfboot stiegen wir auf die Hudsoneisenbahn, auf welcher wir pfeilschnell zu Mr. Hamilton's Villa flogen, die auf einer Anhöhe am Flusse liegt. Hier waren wir bald in einem schönen Haus und in einem schönen Familienleben.

Der Familienvater Mr. Hamilton ist ein Sohn des Generals gleichen Namens, des Freundes und Zeitgenossen Washington's und eines großen Mannes aus dem amerikanischen Freiheitskriege. Mrs. Hamilton, eine noch hübsche, ältliche Frau von stillem, mütterlichem Wesen, ein Sohn und drei Töchter machen die Familie aus. Mrs. Skeyler, die verheirathete Tochter — die ich von Vielen als eine durch Gemüth und Geist ausgezeichnete Frau rühmen gehört habe — lud mich ein, mit ihr die Schulen und mehre wohlthätige Anstalten Neuyorks zu besuchen, was ich dankbar annahm. Die beiden jüngern unverheiratheten Töchter, Mary und Angelika, kamen mir wie die Typen zweier weiblichen Charaktere vor, die häufig in Cooper's Romanen auftreten. Mary ist lebhaft, feurig, voller Energie, hat braune lebendige Augen, ist witzig und angenehm in der Unterhaltung, Angelika ist ma-

donnenartig ſanft und freundlich, ein ſchönes, edles, in meinen (und vieler Andern) Augen höchſt einnehmendes Weſen. Beſondere Anmuth bemerkte ich in ihrer Stimme, in ihren Bewegungen und in der Weiſe, wie ſie, ohne zu fragen, auch mit Fremden eine Unterhaltung in Gang bringen und lebhaft erhalten kann.

Mr. Hamilton, der Vater, nahm mich zu verſchiedenen Beſuchen zu kleinen Landbauern oder Farmern der Gegend mit, damit ich auch von deren Verhältniſſen etwas ſähe. In einigen Häuſern kamen wir gerade zum Mittagseſſen und ich fand den Tiſch reich beſetzt mit Fleiſch und Maiskuchen, Gemüſe, Früchten und dem ſchönſten Weizenbrot. Die Häuſer waren meiſt „frame houses“, d. h. eine Art nettgebauter Blockhäuſer. Die Zimmer hatten große Fenſter und waren ſauber und hell. Es war mir lieb, mich mit Mr. Hamilton zu unterhalten, der Vieles im Lande kennt und ein warmer Freund der freien Einrichtungen iſt, deren Güte er während eines langen Beamtenlebens hinlänglich zu erproben Gelegenheit gehabt hat. Der Tag war ſchön, aber ein wenig kalt, keine „wohlgemiſchte Luft“, wie du zu ſagen pflegſt. Und die Luft hat hier etwas ſo Scharfes und Durchdringendes, daß ſie auf mich einwirkt, wie die Luft in Schweden nie gethan hat.

Mittags hatten wir eine Menge Fremde, darunter Waſhington Irving, ein Mann von etwa 60 Jahren, mit ſchönen Augen, einer großen wohlgebildeten Naſe und einem noch jetzt hübſchen Geſicht, in welchem ein Lächeln und zwei jugendliche Grübchen von etwas Friſchem, Humoriſtiſchem und Jugendlichem in Geiſt und Gemüth zeigen. Er ſoll auch eine ungewöhnlich glückliche Laune und das allerbeſte Herz haben. Er umgibt ſich mit einer Menge Geſchwiſterkinder, eigentlich Mädchen (Mr. Irving ſagt, er könne nicht begreifen, wozu die Jungen nützten), die er glücklich macht und die ihn durch ihre Liebe wieder glücklich machen. Er ſoll eine

eigenthümliche Fähigkeit haben, an Allem, was er besitzt und was ihm zustößt, Wohlgefallen zu finden. Er ist ein Optimist, aber kein selbstsüchtiger. Bei Tische war er mein Nachbar und ich konnte es ihm nicht verargen, daß er dabei schläfrig wurde; allein dies mal schrieb ich dies nicht auf meine Rechnung, da man mir gesagt hatte, daß er bei großen Mittagessen schläfrig zu werden pflegt — und ich wundere mich darüber nicht. Dieses Mittagessen war jedoch nicht besonders lang und langweilig; augenscheinlich suchte er das Gespräch artig und freundlich im Gange zu erhalten, und ich that auch mein Bestes, wie du leicht denken kannst; aber es wollte nicht gehen. Nachmittags bat ich ihn um Erlaubniß, sein Profil abzuzeichnen. Damit er aber während dieser Operation nicht gänzlich einschlafen möchte, bat ich Angelika Hamilton, sich ihm gegenüber zu setzen und mit ihm zu sprechen. Und das gelang vortrefflich. Der hübsche alte Herr wurde nun so munter, so unterhaltend und lebhaft, in seinem Gesicht entstand ein solches Leben von Lächeln und Scherz, daß es mein Fehler ist, wenn ich nicht eins der besten und sprechendsten Porträts erhalten habe, die man von diesem allgemein beliebten Schriftsteller hat. Ich freue mich, es seinen Bewunderern und Freunden in Schweden zeigen zu können. Washington Irving lud mich und meine Freunde für den nächsten Abend in sein Haus ein; da wir aber an diesem Abend heimreisen mußten, schlugen wir die Einladung aus und behielten uns vor, ihn Vormittags zu besuchen. Abends kam der junge neuvermählte Sohn des Hauses von einer Reise zurück. Es war ein angenehmer Anblick, den schönen jungen Mann zwischen Vater und Mutter sitzen zu sehen, heiter und herzlich zugleich sich bemühend, zwischen Beide sich zu theilen, ihre Fragen und Liebkosungen erwidernd.

Unter den Gegenständen von Interesse, die ich hier sah, waren „Amerikas Vögel" von Audebon, ein Werk von wahrhaftem Geist und Verdienst; denn man sieh

darin nicht blos Amerikas Vogelarten, ſondern auch ihren Charakter, ihr Leben und ihre Geſchichte, wie ſie bauen, ſich ernähren, ihre Kämpfe, Gefahren und Freuden. Einige Abbildungen ſcheinen mir ein wenig Excentricität in der Auffaſſung anzudeuten. Aber wer kann excentriſcher ſein als die Natur ſelbſt in gewiſſen Zeiten?

Eine andere intereſſante Bekanntſchaft für mich war ein Mr. Steevens, der ſehr anſprechend über die Alterthümer in Centralamerika ſprach. Welch ein reiches Feld iſt dort für amerikaniſchen Unternehmungsgeiſt und Forſchungstrieb! Und ſie werden nicht ruhen, dieſe Vikinger der Gegenwart, bis dies Alles ihr Eigenthum iſt und bis ſie dort freien Spielraum haben. Jetzt ſtehen ihrem Eindringen in dieſe Gegenden noch große Schwierigkeiten entgegen.

Am nächſten Tage hatten wir unter den Delicateſſen des Frühſtücks auch Honig vom Berge Hymettus, ein Geſchenk eines aus Griechenland zurückgekehrten Freundes der Familie. Dieſer claſſiſche Honig erſchien mir nicht beſſer als der Jungfrauenhonig von unſern nordiſchen Bienen. Blumen und Bienen ſind wol überall auf Erden dieſelben und werden von demſelben himmliſchen Honigthau genährt. Ich denke daran, wie unſere Bienen in Ärſta im Herbſt um die Reſedenbeete ſummen, wie du ihnen zuſiehſt und gleich einer kleinen Königin unter deinen Unterthanen in deinen Blumenbeeten, unter den Blumengruppen, die du pflanzen ließeſt, einhergehſt. Ach, aber es iſt wahr, jetzt liegen ſie ſchon im Winterſchlafe und die Bienen haben ſich in ihren Stöcken verborgen! Hier vergeſſe ich, wie das Jahr vorgerückt iſt; denn der indianiſche Sommer iſt eine Zeit der Verzauberung.

Vormittags ging ich mit Marie Hamilton zu Waſhington Irving. Sein Haus oder ſeine Villa, nahe am Ufer des Hudſon, gleicht einer friedlichen Idylle; dichte Ranken von Immergrün bekleiden einen Theil der weißen Mauern und bekränzen den Dachforſt. Fette Kühe wei-

beten auf der Wieſe dicht unter dem Fenſter. Im Zimmer ſah es ſommerwarm und friedlich, dazu lebendig aus. Man merkte, daß ein warmer, ſeelenvoller Geiſt darin lebte und wirkte. Waſhington Irving, obgleich die Belebtheit eines Weltmannes und ſehr viel Gutmüthigkeit in ſeinem Weſen beſitzend, hat doch etwas von der nervöſen Schüchternheit, die Schriftſtellern von feinerm Schrot und Korn leicht anhaftet. Der poetiſche Geiſt muß ſeinen Umgang mit göttlichen Sphären oft durch eine kleine Disharmonie mit der irdiſchen unförmlichen Wirklichkeit büßen. Und zu den letztern gehört weſentlich der Beſuch Fremder und die Umgangsformeln, die wir in guter Geſellſchaft zu üben pflegen und die gewiſſermaßen die Schale ſind, welche wir knacken müſſen, um zu dem Saft des Kerns oder zur Frucht zu gelangen. Allein es iſt eine Mühe, zu der wir oft nicht Zeit übrig haben.

Ein Porträt in Waſhington Irving's Vorzimmer, ſchon vor längerer Zeit gemalt, zeigt ihn als einen ausgezeichnet ſchönen Mann mit dunkelm Haar und dunkeln Augen — ein Kopf, der einem Spanier zugehört haben könnte. Er ſoll in ſeiner Jugend auch ungewöhnlich ſchön geweſen ſein. Er iſt mit einem jungen Mädchen von ſeltener Schönheit und Güte verlobt geweſen, und man hat ſich ſchwer ein ſchöneres Paar denken können. Allein ſie ſtarb und Waſhington Irving ſuchte ſich keine andere Braut. Er iſt ſo weiſe geweſen, ſich mit der ſchönen Erinnerung an eine vollkommene Liebe zu begnügen und der Wiſſenſchaft, der Freundſchaft und der Natur zu leben. Er iſt ein Weiſer ohne Runzeln und graue Haare.

Waſhington Irving war gegenwärtig mit ſeiner Lebensbeſchreibung Mohammed's beſchäftigt, die er bald im Druck herausgeben will. Zwei Frauenzimmer, eine ältere und eine jüngere, nicht ſchön, aber mit geiſtvollen Geſichtern und nahe Verwandte Waſhington Irving's, waren im Hauſe.

Bei Hamiltons empfing ich wieder mehre Beſuche; lauter hübſche, in ihrem Benehmen freundliche und offenherzige Leute. Die Frauenzimmer haben im Allgemeinen feine Geſtalten, entbehren aber der Fülle. Später machten wir Muſik. Mary Hamilton und ich ſaßen eben mit vollem Eifer über einer Ouvertüre für vier Hände und ſpielten ſo, daß man uns Bravo zurief, als Mr. Downing mit ſeiner melodiſchen Stimme und ſeinem beſtimmten Weſen (das ihn zu einem liebenswürdigen Despoten unter uns macht) uns mit dem Zuruf unterbrach: — „Nun iſt es Zeit!“ — nämlich zur Abreiſe. Wir mußten mitten im Stück abbrechen, um Abſchied zu nehmen und auf die Eiſenbahn zu eilen, die ſo mit eiſerner Hand in die Muſik des Lebens eingriff. Sie begleitete mich jedoch in dem Eindruck des ſchönen Familienlebens, das ich hier wieder geſehen hatte; und auf die Eiſenbahn begleitete mich auch der alte ſtattliche Gentleman, Mr. Hamilton, der mir während dieſer ganzen Zeit die größte Güte bewieſen hatte und mich jetzt endlich bat, ihn wie einen Vater anzuſehen, ſein Haus als meine Heimat zu betrachten und dahin zu kommen und dort zu bleiben, ſooft ich mich anderswo in den Vereinigten Staaten weniger wohl befinden würde. Und ich weiß, daß dieſes Anerbieten ebenſo ernſtlich gemeint iſt wie das Downing's, ihn als einen Bruder zu betrachten und ſeine Dienſte anzunehmen, ſooft ich Gelegenheit dazu fände. — „Denken Sie daran!“ waren ſeine letzten Worte an mich bei unſerm Abſchied. So habe ich nun einen Vater und einen Bruder in der Neuen Welt! Das iſt ein guter Anfang.

Auf der Eiſenbahn ſaß ich ſtill neben meinem ſtillen Freund, deſſen Seelenmuſik ich ſtets höre, wenn er auch ſchweigt.

Wir fuhren an einem dunkeln, aber ſchönen Abend den Hudſon aufwärts. Die Luft war ganz ruhig; dann und wann kam ein Dampfboot brauſend mit flammen-

den Schornsteinen uns entgegen; aber der Fluß war ungewöhnlich still. Aus den schwarzen Schatten, welche die hohen Berge über die Ufer warfen, schimmerten hier und da kleine rothe Lichter. — „Das schimmert in den Hütten der Eisenbahnarbeiter" — sagte Downing.

— „Keineswegs" — erwiderte ich — „sondern es sind kleine Zwerge, die aus den Felsen herausgucken und die Läden zu den Bergsälen im Innern öffnen; das wissen wir Skandinavier!" Downing lächelte und ließ meine Erklärung gelten.

Was ich hier vermissen könnte, wenn ich an irgend etwas Fehlendes dächte, wo sich so viel reiches Leben darbietet, das sind die Sagen und Legenden, die wir überall in Schweden haben und die unser Vaterland zu einem poetischen Land machen, voll von symbolischen Runen im Wald, in den Bergen, in der Erde, an Seen und Strömen, ja, die jedem Stein Leben, jedem Hügel Bedeutung geben. In Schweden würden alle diese prächtigen Anhöhen am Hudson symbolische Namen und Sagen haben. Hier gibt es blos einige historische Sagen, meist aus den Zeiten und Kämpfen der Indianer; und die Namen sind mehr von humoristischem als von poetischem Gehalt. So heißt eine lange, nasenförmig in den Fluß hineinragende Felsenspitze „St.-Antony's Nase"; und ich mußte, als ich dort vorüber fuhr, an ein kleines lustiges Gedicht denken, das mir Downing vorgelesen hatte und in welchem St.-Antonius den Fischen predigt, die ganz bestürzt aus der Tiefe kommen und entzückt der Belehrungspredigt des eifrigen Kirchenvaters zuhören. Es endigt mit den Worten:

„Much delighted were they
But preferr'd the old way." —

Und sie behielten ihre natürlichen Untugenden fort, und St.-Antonius zog ab mit — einer langen Nase.

Noch ein paar indianische Sommertage verlebte ich mit meinen Freunden am Hudson, Tage reich an vielem

Schönen im Umgang mit Menſchen und Natur und im Genuß paradieſiſch ſchöner Früchte. Der Mondſchein gab dem Sommerſchleier über dem Berg und über dem Fluß einen höhern romantiſchen Ausdruck — wunderbar ſchöne Tage und Scenen — und wunderbar ſchön war es, als ich während eines warmen Sturmes mit meinen Freunden den Hudſon hinauf nach Neuyork fuhr. Der Herbſt hatte in ſeinem Vorſchreiten dem Farbenſpiel des Laubes Einheit gegeben. Das Laub wechſelte jetzt zwiſchen Kupfer und Gold und glänzte wie eine reiche goldne Stickerei auf dem indianiſchen Nebelſchleier, der auf den Höhen längs des Hudſon lag. Der Wind war ſo heftig, daß das Fahrzeug zuweilen auf die Seite gedreht wurde. Und je weiter der Abend vorrückte, deſto ſtiller ward es unter den Gruppen in dem großen, mit Menſchen gefüllten Salon. Freunde zogen ſich näher an ihre Freunde, Gatten an Gatten; Mütter drückten ihre Kinder feſter an ſich. Meine Augen fielen zufällig auf eine hohe Mannesgeſtalt von ſchönem, energiſchem Ausſehen; ein kleines Frauenzimmer ſtand vor ihm und dicht bei ihm, deren Hand er an ſeine Bruſt gedrückt hielt. Ich fühlte einige Neugierde, ihr Geſicht zu ſehen; ich wußte nicht recht, weshalb. Sie wandte den Kopf und ich ſah unter ihrem Strohhut ein — ſchwarzes Geſicht ohne irgend ein Zeichen von Schönheit. Ein ſtummes, paſſionirtes Leben herrſchte darin, herrſchte überall in der Atmoſphäre an dieſem ſtürmiſchen, warmen Abend. Dieſer und einige andere Abende haben ſich mit unverlöſchlichen Zügen in meine Seele eingeſchrieben; du wirſt ſie einſt leſen, dort oder auf dem Papier. Denn was ich tief und ſtark erlebe, das, weißt du, muß ich früher oder ſpäter in Wort und Bild wiedergeben.

In Sturm und Finſterniß kamen wir nach Neuyork, in Sturm und Finſterniß, aber im Uebrigen comfortabel, kamen wir nach Aſtorhouſe. Und bald ſaß ich mit meinen Freunden vertraulich in einem hellen, ſchönen Zim-

mer und trank Thee mit ausgesuchter, in Eis gekühlter Milch. — „Um Sie nun zu unterhalten" — sagte Downing, als wir fertig waren — „glaube ich, muß ich Sie um — ein Autograph bitten!" — So reizt er mich oft scherzweise, weil er mein Entsetzen vor der amerikanischen Autographensucht kennt. Wir brachten den Abend sehr angenehm zu, abwechselnd aus unsern Lieblingsdichtern Lowell, Bryant, Emerson lesend. Es war 12 Uhr, als wir uns trennten und ich in mein Zimmer ging. Aber lange ging ich noch auf und ab, durch die offenen Fenster dem leise plätschernden Regen lauschend, die balsamische Luft eintrinkend und den Athem eines neuen Lebens durch mein Inneres strömen lassend.

Ich blieb mit Downings mehre Tage in Astorhouse. Während dieser Zeit besuchten wir die Ausstellung des amerikanischen Kunstvereins in Neuyork. Unter den Gemälden von inländischen Künstlern sah ich nichts von Bedeutung, außer ein großes historisches Gemälde aus dem ersten mexicanischen Krieg zwischen den Spaniern und Indianern. Einige plastische Kunstwerke gewährten mir großes Vergnügen durch ihre Feinheit im Ausdruck und ihre Meisterschaft in der Ausführung. Unter diesen war besonders eine Proserpina (Marmorbüste) und ein Hirtenknabe auf die Töne einer Muschel lauschend, Beides Arbeiten eines amerikanischen Künstlers Namens Hiram Powers. Man könnte etwas Größeres und Nationelleres im Stoff, aber unmöglich etwas Schöneres und Vollendeteres in der Form wünschen. Dieser Ausstellung gerade gegenüber hat man, absichtlich, wie mir scheint, die sogenannte Düsseldorfer Galerie ausgestellt, d. h. eine Galerie, in welcher alte Gemälde, besonders aus der Deutschen Schule, gesammelt und zur Vergleichung und zum Studium für die Künstler und Kunstliebhaber des Landes ausgestellt worden sind. Aber die Zeit gestattete mir nicht, diese Galerie in Augenschein zu nehmen.

Unter das Angenehme, was mir hier begegnet iſt, gehört das Anerbieten eines ſehr geachteten Buchhändlers in Neuyork, Mr. G. Putnam (deſſelben, welcher Miß Sedgwick's Verleger iſt), eine neue und ſchöne Auflage meiner Schriften zu veranſtalten und mir dabei dieſelben Rechte zu gewähren, die ein eingeborener Schriftſteller genießt. Downing freute ſich über dieſen Vorſchlag, denn er kennt Mr. Putnam als einen durchaus ehrenwerthen und zuverläſſigen Mann. (Und ich glaube dies ſchon nach den Augen des Mannes.)

Es fiel mir ſchwer, mich von Downings zu trennen, mit denen ich eine ſo reiche und genußvolle Zeit verlebt hatte (ich möchte ſie meine Süßbrotstage in der Neuen Welt nennen) und an denen mein Herz innig hängt. Aber — ich werde ſie ja wiederſehen! Viel Dank bin ich Downing für die Klugheit, den Takt und den brüderlichen Ernſt ſchuldig, womit er mir beigeſtanden hat, meine Bewegungen hier im Lande, die Annahme von Einladungen und andern Freundlichkeiten u. ſ. w. zu überlegen. Beim Abſchied foderte er mich mit ſeinem feinen Lächeln auf, bei allen Gelegenheiten ein wenig angeborenen Takt anzuwenden — NB. eine Sache, ohne die ich geboren bin — um zu wiſſen, was ich thun oder laſſen ſolle. Ich glaube indeſſen, daß ich dieſen Rath gut befolgte, da ich gleich darauf den Vorſchlag eines jungen Herrn abſchlug, mit ihm einen hohen Kirchthurm zu erklettern. Nichts überraſcht mich ſo ſehr wie der jugendliche, ich möchte faſt ſagen kindiſche Eifer und Unternehmungsgeiſt dieſes Volks. Sie ſcheuen nichts und halten nichts für unmöglich. Aber — ich bin zu alt, um hohe Kirchthürme mit jungen Herren zu erklettern.

Als Downings mich verließen, übernahm mich Mr. Putnam, der mich auf ſeine Villa auf Staten-Island bringen wollte. Wir hatten ſchwere Arbeit mit unſerm Wagen in dem Gedränge von Wagen aller Art auf den Straßen nach dem Hafen, um zur rechten Zeit auf das

Dampfboot zu kommen. Ich mußte bewundern, wie die Fuhrleute hier ſich ohne Gefahr aus wahren Gordiſchen Knoten von Karren und Wagen zu drehen, zu wenden, einzukeilen und herauszuwickeln wiſſen. Es iſt merkwürdig, aber — angenehm iſt es nicht. Ich ſaß beſtändig in der Erwartung, einen Pferdekopf durch das Wagenfenſter hereingucken oder den Wagen zerſchmettert zu ſehen. Indeſſen ging Alles gut. Wir kamen zur rechten Zeit am Dampfſchiffe an und hatten eine ſchöne Fahrt auf dem ruhigen Waſſer in dem weiten Hafen, wo große und kleine Dampfſchiffe unaufhörlich herumfahren und ſich durch die Segelſchiffe winden; — das iſt ein Leben! —

In Mr. Putnam's ſchönem Hauſe auf einer Anhöhe von Staten-Island fand ich eine allerliebſte ſchöne, lebhafte und angenehme Wirthin, drei liebe Kinder und am Abend eine ganze Menge Nachbarn. Ich ſpielte ihnen ſchwediſche Polsken und Lieder vor. Der Leckerbiſſen des Abends war ein humoriſtiſches Lied, geſungen von einem ältlichen, hübſchen Mann. In meinem Schlafzimmer fror ich, denn das Wetter war nun kalt und die Schlafzimmer werden hier zu Lande nicht geheizt. Es iſt damit, wie in England, aber nicht wie in unſerm guten Schweden; und ich werde mich ſchwer an dieſe kalten Schlafzimmer gewöhnen. Es fiel mir beſonders ſchwer, das Bett zu verlaſſen und mich in dem kalten Zimmer anzukleiden, mit Fingern, die vor Kälte ſteif waren. Aber als ich hinunter zum Frühſtück ging, vergaß ich Froſt und Steifheit über dem hellen Sonnenſchein und über der hübſchen freundlichen Wirthin in dem heitern Zimmer mit der Ausſicht über den Hafen, die Stadt und die Inſeln. Vormittags fuhr mich Herr Putnam in einem bedeckten Wagen aus, um die Inſel zu beſehen und einige Familien zu begrüßen. Die reichen gelben Wälder glänzten in ihrer herbſtlichen Pracht, in Gold und Braun ſchön wechſelnd — ein Farbenſpiel, warm und tief wie die reinſten Empfindungen des Her-

zens. Ich lebte auf in den Gefühlen, die dadurch in mir erregt wurden. Ich fuhr durch die Waldung wie durch einen Tempel voll ſymboliſcher Inſchriften. Und was darin geſchrieben ſtand, konnte ich leſen und deuten. So gelangten wir zu dem höchſten Punkt der Inſel, von welchem die weitausgedehnte Ausſicht über Land und Meer groß und herrlich war. Höhen fehlten. Das Auge ſchwebt und kreiſt wie der Adler in der Luft, es hat aber keine Klippe, keine Bergſpitze, um darauf zu ruhen.

Ich ſah auch ein paar ſchöne Häuſer mit ihren Gärten, ſowie ein paar hübſche freundliche Frauen. Eine derſelben war wirklich ſchön, aber tief betrübt. Der Tod hatte ihr kürzlich ihr Glück geraubt. In dem andern Hauſe war Glück und Freude heimiſch; das war nicht zu verkennen. Ich mußte verſprechen, im Frühling wieder dahin zu kommen. Aber — ich bin neugierig, wie viele Wortbrüche ich hier in Amerika begehen werde.

Mr. Putnam führte mich zurück nach Neuyork und zu der freundlichen Mrs. Skeyler, die mich nun an die Hand nahm und mir verſchiedene gemeinnützige Einrichtungen zeigte, darunter ein paar große Schulen, in denen Hunderte von lebhaften Kindern und jungen Leuten waren. Mir fielen beſonders die hellen, muntern, ſchönen Augen der Kinder auf. Die Unterrichtsmethode ſchien mir beſonders darauf gerichtet zu ſein, die Kinder munter und aufmerkſam zu erhalten. Ein Schulhaus enthält mehre oder alle Claſſen der Schule. Im unterſten Geſchoß ſind die kleinſten Kinder, vier bis ſechs Jahre alt (jedes Kind hat ſeinen kleinen freiſtehenden Stuhl und ſein kleines Pultchen vor ſich), und mit jedem Stockwerk ſteigt das Alter der Schüler ſammt den Gegenſtänden, in denen ſie unterrichtet werden. Im oberſten Geſchoß ſteigen ſie (in Mädchen- wie in Knabenſchulen) bis zu einem Alter von 19 bis 20 Jahren und darüber, beſtehen Prüfungen, erhalten Diplome darüber und gehen dann hinaus in die Welt, um zu leben und zu lehren, wie ſie hier

gelernt haben. Allein ich erfuhr nicht viel darüber. Ich wollte fragen, aber man nahm ſich nicht die Zeit, mir zu antworten, und ich ſah bald, daß mein Beſuch nicht als eine Unterweiſung für mich, ſondern als ein Vorwand angeſehen wurde. In dem Inſtitut für Taubſtumme machte der Lehrer durch Zeichen eine lange Erzählung von mir und meinem Begleiter für ſeine Schüler, welche ſie auf Tafeln nachſchrieben, die rings an den Wänden hingen. Sie ſchrieben vortrefflich. Ich mußte ihr Gedächtniß und die Klarheit ihrer Auffaſſung und ihres Ausdrucks bewundern.

Am nächſten Tage wurde eine Fahrt auf eine der Inſeln in der Nähe der Stadt unternommen, wo wohlgeſinnte Männer eine große Anſtalt zur Aufnahme und Unterſtützung für Auswanderer gegründet haben, die krank oder arm aus Europa nach Neuyork kommen. Die Inſel heißt „Ward's Island", die Anſtalt „Emigrants Asylum". Einer der vornehmſten Gründer und Pfleger derſelben, Mr. Colden, früher einer der bedeutendſten Rechtsgelehrten Neuyorks, jetzt ein reicher Mann, der ſich ganz und gar mit wohlthätigen Anſtalten beſchäftigt, denen er ſeine Zeit und ſein Vermögen widmet, fuhr mich und Mr. Skeyler und Mr. Bergfalk, den ich verlockt hatte, mit uns zu kommen, in ſeinem Wagen. Er iſt ſehr geneigt, ſich in Geſetzbücher und Acten zu vergraben und mit den Todten zu leben, und ich muß ihn herauslocken, damit er friſche Luft mit den Lebenden und im lebendigen Leben athme.

Der Tag war herrlich und die Fahrt auf dem ruhigen, wohlriechenden Waſſer (ich habe das Waſſer noch nie wohlriechend gefunden, wie hier), in der warmen Herbſtſonne, war eine der angenehmſten. Auf „Ward's Island" kann man ſich einen kleinen Begriff von der ſchweren Aufgabe machen, welche die Aufnahme von Europas armer, oft der elendeſten Bevölkerung den Amerikanern auflegt, und wie die Letztern dieſe Aufgabe löſen.

Tausende, die in Lumpen gekleidet und mit Krankheiten behaftet, hierher gebracht werden, werden hier gepflegt, gekleidet, gespeist und dann nach Westen in die Mississippistaaten gesendet, falls sie nicht Verwandte und Freunde in größerer Nähe haben. Es sind besondere Gebäude für Typhuskranke, für Augenkranke, für kranke Kinder, für Genesende, für Wöchnerinnen vorhanden; mehre neue Häuser sind im Bau begriffen. Auf den grünen, frei gelegenen Hügeln, von den weichen Seewinden umweht, müssen die Kranken, wenn möglich, gesund, die Schwachen stärker werden. Wir besuchten die Kranken; — mehre Hunderte lagen am Typhus danieder; — wir besuchten auch die Genesenden bei ihrem guten reichlichen Mittagstisch.

— „Aber, wenn die Reconvalescenten alle Tage solche Suppe und solches Fleisch bekommen" — sagte ich zu Mr. Colden — „wie werden Sie dann dieselben wieder los, wenigstens Diejenigen darunter, die blos fürs Essen leben?" —

— „Mit denen machen wir es wie der Quäker mit seinem Gegner" — erwiderte Colden lächelnd. — „Er faßt den Widerstrebenden mit starken Händen." — „Wie!" — rief dieser. — „Ihr gedenkt mich doch nicht etwa zu schlagen; das ist ja gegen Eure Religionslehren!" — „Nein" — versetzte der Quäker — „ich werde Euch nicht schlagen, aber ich werde Euch — sehr unbequem halten!" —

Bergfalk freute sich mit mir, diese großartige, immer mehr aufblühende Anlage zu sehen, welche die Bevölkerung der Neuen Welt hier für die verunglückten Kinder der Alten Welt errichtet hat; und ich fand keinen geringern Genuß an der Persönlichkeit Mr. Colden's, einer jener starken Naturen, die eine solche Anstalt ebenso leicht tragen, wie eine Mutter ihr Kind auf den Armen trägt — ein Mann, stark an Herzen, Geist und Körper. Für solche Männer empfinde ich eine Bewunderung, die fast der kindlichen Liebe gleicht.

Mit Mrs. Skeyler beſuchte ich auch das Haus, welches zur Beſſerung gefallener Frauenzimmer errichtet iſt. Es erſchien mir gut und wohleingerichtet. Miß Sedgwick iſt eine Vorſteherin deſſelben und ſoll unendlich viel Gutes darin wirken. Sie lieſt den gefallenen Frauen Erzählungen vor, die deren beſſere Natur erwecken, und redet ebenſo klug als gütig mit ihnen.

Mrs. Skeyler, die eine ebenſo ſanfte und mütterliche Hausfrau, als eine gute Bürgerin außerhalb des Hauſes iſt (und das ſollte jedes edle Weib ſein), war mir eine liebenswürdige Wirthin, bei der ich blos vermißte, daß ich nicht viel mit ihr ſprechen konnte. Dieſe Schulen, Aſyle u. ſ. w. ſind höchſt vortrefflich und anerkennenswerth — aber ach, wie ſehr ermüden ſie mich! Mrs. Skeyler führte mich zu Miß Lynch, wo ich eine ganze Menge Menſchen ſah, darunter auch den Dichter Bryan, der einen ſchönen, ausdrucksvollen Kopf mit ſilberbeſprengten Locken hat. Von Miß Lynch wurde ich von einem freundlichen und würdigen Profeſſor — ich glaube, er heißt Hacklitt — zu den „Elyſeeiſchen Feldern“ geführt, einer parkähnlichen Ebene auf einer Inſel nahe bei Neuyork, ſeiner idylliſch ſchönen Natur halber ſo genannt. Sie waren auch idylliſch ſchön, und Licht und Luft — nein, meine Liebe, dergleichen haben wir nicht in der Alten Welt, wenigſtens habe ich dergleichen nie geſehen. Ich trinke dieſe Luft, wie ich Nektar trinken würde, und empfinde ſie faſt wie einen angenehmen Rauſch, der dieſer Jahreszeit und dem magiſchen Leben dieſes indianiſchen Sommers eigenthümlich zu ſein ſcheint. Ich wanderte in den Elyſeeiſchen Feldern mit wahrhaft elyſeeiſchen Gefühlen umher, ſah Scharen von weißen Segeln wie beſchwingte Friedensboten den Hudſon herabkommen und ließ meine Gedanken vor denſelben her zu meinen Freunden ſchwimmen, ſo neu und doch ſo lieb, ſo fern und doch ſo nahe. Es war ein reizender Tag, dieſer Tag in den Elyſeeiſchen Feldern der Neuen Welt. Mein Pro-

feſſor war gut und weiſe, wie Mentor in „Les Aventures de Télémaque“, und ich glaube noch weiſer, denn er hielt durchaus keine Reden, ſondern begleitete mich mit väterlicher Huld und ſchien in meinem Vergnügen Genuß zu finden. Abends geleitete er mich über den „East river“ zur Roſe-Cottage in dem ruhigen Brooklyn. Und dort will ich einige Tage ruhen, zurückgezogen aus der Welt.

Jetzt ein Wort über meine neuen Freunde Marcus und Rebecca Spring. Sie ſind eine ganz beſondere Art Leute; ſie haben etwas Einfaches und Menſchliches, etwas Klares und Schönes; ich nenne es etwas Engelhaftes. Beim Mittagseſſen des erſten Tags in ihrem Hauſe nannten ſie mich beim Vornamen und wollten, daß ich ſie ebenfalls ſo nennen ſollte; und nun lebe ich mit ihnen ſo vertraulich wie mit einem Bruder und einer Schweſter. Sie ſind unbeſchreiblich gütig gegen mich. Während der erſten Tage hier war ich in etwas bedenklicher Laune und litt durch die Kälte, beſonders in meinem Schlafzimmer, und durch die Nothwendigkeit, mich in neue Verhältniſſe einzuleben, was mir ſtets zuwider geweſen iſt. Aber ſie ließen einen Ofen in mein Zimmer ſetzen, machten es warm und behaglich für mich und bald fühlte ich mich heimiſch und glücklich bei ihnen.

Marcus Spring iſt ebenfalls, was man einen „ſelbſtgemachten Mann“ nennt; ſein Geſicht erinnert mich an einen Ausdruck Sterne's, der von einem Geſicht ſagt: — „Es gleicht einem Segen.“ — Seine Gattin Rebecca ſtammt aus einer Quäkerfamilie und hat etwas von dem innern ſtillen Licht und dem Nachdenken, was dieſer Sekte eigenthümlich ſein ſoll. Dazu iſt ſie begabt und geiſtvoll; es iſt ſehr angenehm, ſie ſprechen zu hören. Sie hat ein anſprechendes Aeußere, ohne ſchön zu ſein; ihr Mund iſt beſonders friſch und lebendig, ihre Geſtalt claſſiſch ſchön. Beide Gatten ſind warme Patrioten und Menſchenfreunde, lieben die Ideale des Lebens und leben für dieſelben. Sie ſind vermögend und thun viel Gutes.

Sie intereſſiren ſich für den Socialismus, aber mehr als Liebhaber wie als Eingeweihte. Doch hat Marcus in ſeinem Handelsgeſchäft ein paar von ſeinen Contorherren mit ſich aſſociirt. Allein er gehört zu der Art von Menſchen, die nicht gern von Dem ſprechen, was ſie thun, und die auch Andere nicht gern damit beſchäftigt ſehen. Aber ſeine Frau und ſeine Freunde ſprechen gern von ihm. Und ich wundere mich nicht darüber. Das Haus hat drei Kinder. Eddy, der älteſte Knabe, 12 Jahre alt, könnte zum Modell für einen Amor, wie für einen Engel dienen; er hat ein ſtilles ſinnendes Weſen, auch viel Feinheit im Ausdruck. Die kleine Jenny, des Hauſes einzige Tochter, iſt ein tüchtiges, lebendiges Mädchen, und dann kommt „the baby“, ein goldlockiger kleiner Knabe mit der Stirn und den hellen blauen Augen ſeines Vaters, ein kränkliches, aber liebenswürdiges Kind.

Mit Marcus ſpreche ich über Das, was ſich im Lande, fern und nah, bewegt und vorwärts ſchreitet; mit Rebecca von den Geſchichten des innern Lebens, und erfahre Viel, was mich bewegt und intereſſirt. Ja, hier iſt mehr Poeſie und romantiſches Leben, als man ſich bei uns vorſtellt. Das Leben hier iſt eine neue Jugend. Auch das Klima iſt jugendlich, aber nicht immer auf die beſte Weiſe. Es hat etwas Veränderliches. Die erſten Tage, die ich hier in Brooklyn zubrachte, waren ſo bitter kalt, daß ich am Körper und im Gemüth fröſtelte. Jetzt, ſeit drei Tagen, iſt es ſo warm geworden, daß ich die Nächte bei offenen Fenſtern im Bett gelegen, die Sterne durch die Jalouſien glänzen geſehen habe und von der Morgenröthe mit dem ſanfteſten Wehen dieſer Luft und dieſes Dufts begrüßt worden bin, der etwas Bezauberndes hat.

7. November.

Ich habe ſeit einigen Tagen nicht ſchreiben können. Es thut mir leid, mein Herz, aber ich kann mir nicht

helfen. Mündlich werde ich künftig die Lücken ausfüllen, die meine Briefe lassen. Viel Schmeichelhaftes und viel Beschwerliches, das des Niederschreibens nicht werth ist, widerfährt mir tagtäglich. Mein Leben ist ein täglicher Kampf mit Wohlwollen, Artigkeit und — Neugierde. Oft bin ich deren unendlich müde, oft fühle ich aber auch einen wunderbaren Hauch von Jugendlichkeit und Kräftigung durch meine Seele strömen. Dieses Gefühl hatte ich gestern bei dem Zusammensein mit dem edlen Enthusiasten H. W. Channing, eine Natur so glühend als rein, ein strahlendes Auge und ein Gesicht, rein und regelmäßig, wie ich mir das eines Seraph denken könnte. Seine Gestalt, edel und elegant, paßt vortrefflich für einen öffentlichen Redner. Für sein Vaterland ist er mehr kritischer Liebhaber als Enthusiast. Er liebt enthusiastisch blos das Ideale und Vollkommene und weiß, daß die Wirklichkeit noch weit hinter beiden zurückgeblieben ist. — „Wir sind sehr jung, sehr jung!" — sagt er von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Von Emerson spricht er mit Bewunderung — aber wie von einem entfernten höhern Geist. — „Er ist der Beste von uns Allen" — sagte er. — „Ist er Ihr Freund?" — fragte ich. — „Nein" — entgegnete er — „ich kann mir nicht mit diesem Verhältniß zwischen uns schmeicheln. Dazu ist er zu — zurückhaltend, zu — — — — Aber Sie müssen ihn sehen, um ihn zu begreifen." — Ich machte einige Bemerkungen gegen Emerson's Ansichten. Channing antwortete nicht viel darauf, aber seine Gedanken blieben bei Emerson, wie man zu einem Stern erster Größe emporblickt. Dieser Mann muß die Gabe der Bezauberung besitzen.

Mittwoch will ich mit Channing und Springs in das „North American Phalanxtery" in Neujersey reisen, dieses wunderliche Institut in der Nähe besehen und mehr vom „christlichen Socialismus" lernen. Bergfalk begleitet uns. Ich kehre hierher zurück und bleibe dann hier

bis zum Ende der Woche. Die nächſte Woche werde ich bei Miß Lynch in Neuyork zubringen und mich dort dem geſellſchaftlichen Leben überlaſſen. Dann komme ich wieder hierher und begleite meine Freunde Springs nach Maſſachuſetts, um daſelbſt bei ihren Verwandten das große Dankfeſt, „Thankgivings“ genannt, mitzufeiern. Es iſt in dieſem Jahre bis zum 26. November ausgeſetzt worden und ſoll beſonders von den Staaten Neuenglands, in denen es entſtanden iſt, ſehr feſtlich begangen werden.

Später wollen wir zuſammen Lowels, Emerſons u. ſ. w., zu denen wir eingeladen ſind, beſuchen. So laufen wir in Boſton ein, wo ich während der Wintermonate ſtill zu bleiben gedenke, während meine Freunde von da in ihre Heimat zurückkehren.

Abends.

Bei Sonnenuntergang ging ich zu einer einſamen Wanderung hinaus auf die Straße, halb Stadt und halb Land; ich ging unter die grünen Bäume, an meiner Seite ging der ſchöne Eddy Spring, ganz ſtill. Der Abendhimmel glühte und breitete ſeinen warmen Schein über Wieſen und waldige Höhen. Und als ich davon meinen Blick auf den ſchönen Knaben wandte, begegnete mir ſein Auge ſo ſanft und eindringlich wie der Blick eines Engels. Er ſchien zu bemerken und zu begreifen, was in mir lebte. So gingen wir lange. Aber es begann zu dämmern; da kam ein Reiter zu uns herauf, mit einem großen Kaſten oder einer Schachtel auf dem Arme. Es war der gute Marcus auf ſeiner Dolly, und der Kaſten, den er trug, war für mich, und mit den allerſchönſten Blumen von Mr. Downing angefüllt. Und dabei waren einige Worte, die mir noch lieber waren als die Blumen. Rebecca und ich ordneten die Blumen in einer ſchönen Alabaſtervaſe, die lilienförmig aus ihrem Baſſin emporſtieg. Marcus und Channing halfen uns dabei mit ihren Augen.

Trotz aller Anſtrengungen des Geiſtes und des Körpers befinde ich mich ſehr wohl und bin unendlich dankbar für Das, was ich hier erlebe und lerne, und für dieſe guten herzlichen Freunde! Es fehlt mir blos noch, Gutes von dir und der Mama zu hören. Ich hoffe auf die heutige Poſt, ich hoffe und ſehne mich. Nun muß ich dieſen Brief abſenden und eine Menge andere ſchreiben. Küſſe die Mama für mich und grüße Alle, welche gegrüßt ſein wollen, von

Deiner Friederike.

Fünfter Brief.

Rose-Cottage, 12. November 1849.

Endlich, endlich erhalte ich Briefe aus der Heimat, Briefe von dir und von der Mama, meine liebe Agathe! Ich küßte die Briefe vor Freude, als sie in meine Hand kamen. Aber ach, wie schmerzt es mich, dich wieder krank zu wissen, und so ohne alle Veranlassung, so bald nach dem Marstrandsbad, wo ich dich zuletzt so frisch sah. Ich kann jetzt blos in dem Gedanken Trost suchen, daß du dich durch diese Krankheit von aller deiner Kränklichkeit für das ganze Jahr frei gemacht hast und im Winter desto gesünder werden wirst. Sollte das nicht geschehen, ja, dann müssen wir im nächsten Winter mit dir in ein wärmeres Land, in dein schönes Italien, nach Rom oder Palermo, nachdem du dich im nächsten Sommer bei Marstrand wieder gehörig gesalzen haben wirst. Und ich werde dich begleiten, mein liebes Herz, und werde dir schöne Sachen erzählen oder schreiben. Denn hier werde ich reich an solchen Sachen, und wir wollen ein neues schönes Leben zusammen führen. Deinen Brief nach London habe ich nicht erhalten, aber ich werde ihn noch erhalten oder Ed. L. verdient — den Kopf zu verlieren, wenn er ihn nicht schon verloren hat; denn er war beauftragt, Briefe an mich in Empfang zu nehmen und mir zu übersenden. Nochmals Dank für die lieben Briefe!

Nun muß ich dir von einem Besuche im Phalanstere erzählen. Es war ein schöner Morgen, als wir uns dahin begaben. Die Luft war ganz jung — kaum 15 Jahre alt; sie war kein Knabe; sie war ein Mädchen, lebhaft, aber schüchtern — eine verschleierte Schönheit. Die Sonne stand hinter lichten Wolken, der Wind schwieg still. Als Marcus, Rebecca und ich einige Zeit an der Fährstelle bei Brooklyn warteten, um nach Neuyork überzufahren, stand auch eine Quäkerin da, mit einer römischen Nase und einem redlichen ernsten Gesicht. Ich sah sie an und sie sah mich an. Auf einmal erglänzte ihr Gesicht, wie von Sonnenschein. Sie kam zu mir. — „Du bist Miß Bremer" — sagte sie. — „Yes" — erwiderte ich — „und Du?" — Sie nannte ihren Namen und wir schüttelten einander die Hände.

Wir fuhren über den Strom, Marcus, Rebecca und ich. Der Morgenwind fing an zu wehen und die Wolken begannen sich zu bewegen. Segelschiffe und Dampfschiffe durchkreuzten einander im Hafen, und in kleinen Booten saßen Knaben, welche Stämme und Breter auffischten, die der Strom mit sich hinaus ins Meer führte. Die Ufer glänzten in Gold und Grün. Eine Stunde später waren wir an Bord des Dampfschiffs, das uns nach Neujersey bringen sollte. Bergfalk kam voll von Leben und guter Laune, Channing kam mit einem diamanthellen Strahl in seinem reinen Blick, mit ihm kam Mr. H., ein Freund der Blumen und Channing's. Wir fuhren im Sonnenschein und unter Gesprächen über interessante Gegenstände, der Dialog eigentlich nur zwischen Channing und mir geführt, die Andern beitretend, Alle ein wenig gegen mich, ich ein wenig gegen Alle, außer gegen Marcus, dessen Geist vorzugsweise mit dem meinigen zusammengeht. Inzwischen fingen sich Wolken an über uns zusammenzuziehen und bald begann es zu regnen. Im Regen kamen wir nach Neujersey und an die kleine Stadt Neu-Ark. Dort kam uns ein Wagen

aus dem Phalanstere entgegen, für Menschen wie für Kartoffeln eingerichtet, und in diesen Wagen schachtelten wir uns ein unter einer gewölbten Decke von gelber Wachsleinwand, die uns vor dem Regen schützte. Ein hübscher junger Mann von den Bewohnern des Phalanstere fuhr uns mit ein paar trefflichen wohlgenährten Pferden, und nachdem wir einige Stunden lang den Sand gepflügt hatten, kamen wir an das Phalanstere, aus einigen großen Häusern und etlichen kleinern Nebengebäuden ohne besondere architektonische Auszeichnungen bestehend. Die Landschaft rings herum sah parkähnlich, schön und freundlich aus; Erdboden und Bäume waren noch ganz grün. Neujersey ist seines milden Klimas und seiner guten Früchte halber bekannt. Wir wurden in einen Saal geführt und mit einem Mittagsessen bewirthet, das in Arkadien nicht besser hätte sein können; unmöglich konnten Milch, Brot und Käse dort besser sein. Hier hatte man auch Fleisch.

Ich fand hier die Familie aus dem Phalanstere, die mich zuerst dahin eingeladen hatte, und lernte in ihnen die Schwester und den Schwager von Marcus kennen, zwei ernste innerliche Menschen mit tiefem Glauben und großer Liebe für die Idee der Association, die bereits seit dem Entstehen dieser Anlage hier gewesen sind. Mr. A., der neben seinem Enthusiasmus auch einen guten und klaren Kopf für Geschäfte hat, auch schaffende Kraft besitzt, ist früher Prediger gewesen und hat lange und wohlthätig als Missionär unter den Armen „minister at large“, wie es hier zu Lande heißt, gewirkt; dann hat er zehn Jahre als Farmer in einem der westlichen Staaten des Mississippithals gelebt, Mais und Früchte gebaut und sich in der reichen einsamen Natur wohlbefunden; als aber seine Kinder aufwuchsen, wurde es denselben zu einsam und das Haus zu eng; und ihrer Ausbildung und Erziehung halber zog er der großen Welt näher. Allein indem er sich derselben näher anschloß, faßte er den Plan,

mit ihr ein Leben zu führen, das ihm dem Ideal einer christlichen Genossenschaft am nächsten zu kommen schien. Er, seine Frau und einige andere verheirathete Paare, alle Enthusiasten für diese Idee, thaten sich zusammen und bildeten vor acht Jahren die Gesellschaft, welche sich „New American Phalanxtery“ nennt. Jedes Mitglied legte eine Summe von 1000 Dollars ein, man kaufte Land und begann gemeinschaftlich zu arbeiten, nach Gesetzen, welche die Gesellschaft sich selbst gegeben hatte. Anfangs stießen sie auf große Schwierigkeiten, besonders wegen ihres Mangels an Mitteln zum Bau der Häuser, zum Ankauf der Geräthschaften u. s. w. Es war schön und rührend anzuhören, welchen Mühen und Arbeiten sich die Frauenzimmer unterzogen hatten, die so wenig daran gewöhnt gewesen sind, wie fest und guten Muths sie ausgehalten haben und wie brüderlich sie von den Männern unterstützt worden sind, die ebenso wie die Frauen bei jeder Arbeit nur deren Ehre und Nothwendigkeit gesehen, nicht aber danach gefragt haben, ob es Männer- oder Frauenarbeit sei. Sie hatten viel Schlimmes ertragen, waren aber dabei stark und geduldig geworden. Jetzt hatten sie das Schlimmste überwunden, und die Anstalt war bedeutend in der Verbesserung begriffen. Man dachte daran, neue Gebäude, besonders einen großen Eß- und Gesellschaftssaal, anzulegen und in der Küche und im Waschhause Maschinerien einzuführen, welche die schwersten Handarbeiten überflüssig machen sollten. Die Zahl der Mitglieder war auf siebzig und einige gestiegen. Die Anstalt bezieht ihre eigentlichen Einkünfte aus Mühlen, Landbau und Gärtnerei — man zieht Pfirsichen, Melonen, Tomatoes (eine Art sehr großer rother Früchte, die als Salat benutzt werden und allgemein beliebt sind). In den Mühlen wird Homouny, eine Art Grütze von Mais, gemahlen, die zu Mus gekocht und allgemein, besonders zum Frühstück, gegessen wird.

Abends versammelte sich ein großer Theil der Be-

wohner des Phalanstere in einem Gesellschaftszimmer; verschiedene Personen wurden mir vorgestellt und ich sah eine ganze Menge recht hübsche junge Leute; besonders waren die ältesten Schwesterkinder Marcus Spring's, Abbie und ihr Bruder, idealisch schön. Unter den Männern waren einige grob gekleidet, aber Alle sahen sehr sauber aus und hatten im Umgang etwas sehr Ernstes und Gutmüthiges.

Die Arbeit wurde hereingebracht und auf den Tisch gelegt. Es waren kleine Leinwandsäcke zum Einpacken des Homouny zu nähen, der in dergleichen zum Verkauf nach Neuyork versendet wird. Diese Säcke tragen sämmtlich den Stempel des Phalanstere. Ich nähte einen Sack; Channing nähte auch einen und behauptete, daß er flinker nähe als ich; ich aber meinte, daß ich besser nähte als er. Ich spielte dann den jungen Leuten schwedische Tänze und Lieder vor, die sie sehr elektrisirten, besonders die Polska Neck's, und erzählte ihnen die Legende von Neck, dem Priester und dem blühenden Stock, welche beweist, daß auch ein Naturgott selig werden kann. Diese Legende sprach sehr an und trieb Mehren Thränen in die Augen.

Für die Nacht erhielt ich ein kleines Zimmer allein für mich, welches mir eins der jungen Mädchen überließ. Es war klein, wie eine Gefangenenzelle, und hatte vier kahle weiße Wände, war aber sauber, hatte ein großes Fenster mit schöner freier Aussicht und ich — befand mich ganz wohl in der kleinen Zelle auf einem guten Schlafsopha und schlief prächtig bei dem Geräusch des fallenden Regens und bei der milden Luft, die durch das halb offene Fenster eindrang.

Am Morgen erwachte ich durch den Lärm des Arbeitslebens rings um das Haus; man kam und ging und arbeitete; Alles sah eifrig und arbeitsam aus. Aber ich dachte: — „Essäer und Pythagoräer begannen den Tag mit einem Gesang, einer Weihe des Arbeitstags

für den Dienst der heiligen Mächte." — Und ich seufzte, die Gesellschaften des Westlandes so tief unter denen des Ostlandes zu finden.

Ich kleidete mich an und ging hinunter. Da es in mir liegt, der Gegenwart Herz und Seele hinzugeben, so wollte ich auch hier wie ein wahrhaftes Mitglied des Phalanstere leben und arbeitend in eine der Gruppen seiner Bewohner eintreten. Ich wählte die Küchengruppe, weil ich glaubte, daß mein Geist am besten für diese Richtung passe; und bald stand ich am Herd neben der trefflichen Mrs. A., welche dieser Gruppe vorstand, und buk eine Menge Buchweizenkuchen zum Frühstück, indem ich mir das Vergnügen machte, Marcus, Channing und mehren Mitgliedern des Phalanstere mit solchen ganz warmen Kuchen aufzuwarten. Mir selbst schien es, als ob meine Kuchen ausgezeichnet gelungen wären. Ich fuhr auch in meinem bürgerlichen Eifer mit den Händen und Armen bis zum Ellenbogen in einen großen Backtrog, wäre aber im Teig beinahe stecken geblieben. Die Arbeit war zu schwer für mich; ich wollte es nicht zugestehen, allein man war so gut, mich auf die artigste Weise von meiner Arbeit zu trennen und dieselbe bessern Händen zu übergeben.

Der Regen hatte aufgehört und die Sonne fing an, sich einen Weg durch die Wolken zu bahnen. Nun mußte ich hinaus und herumwandern, um mich umzusehen, begleitet von Mrs. A. und der Frau des Präsidenten, die ein kurzes Kleid und Beinkleider trug, was ihr bei ihrer schlanken wohlgewachsenen Gestalt sehr wohl ließ und außerdem bei dem Gehen durch Wald und nassen Wiesenboden sehr angemessen war.

Zuerst besuchten wir die Mühlen. Zwei junge, hübsche Mädchen, auch mit kurzen Kleidern oder Blousen, Ledergürteln und kleinen kecken Mützchen auf den Köpfen, die sie ausnehmend wohlkleideten, gingen, oder richtiger tanzten auf dem Fußsteig vor uns her über Hügel und

Thäler, leicht und fröhlich wie Vögel. Sie sollten in den Mühlen helfen; die Müller waren schon dort bei ihrer Arbeit.

Von da aus gingen wir über die Felder zum Kartoffelland, wo ich dem Präsidenten die Hand schüttelte, der Kartoffeln ausgrub, in weißen Hemdärmeln mitten unter seinen Rathsherren arbeitend. Der Präsident und die übrigen Bürger sahen wie recht tüchtige und gute Leute aus und die Kartoffelernte versprach in diesem Jahr besonders reich zu werden. Der Boden in Neujersey soll sehr gut und fruchtbar sein. Die Sonne schien freundlich auf das Kartoffelfeld, den Präsidenten und die Arbeiter, unter denen mehre Männer von Bildung und Kenntnissen waren.

In der Unterhaltung mit den beiden angenehmen klugen Frauen, meinen Begleiterinnen, erfuhr ich Mancherlei über die Einrichtungen und das Leben im Phalanstere. Jedes Mitglied kann bei dem Verein einlegen, soviel es will, und von seinem Vermögen zurückbehalten, soviel es will. Für Das, was es einlegt, wird ihm die Rente berechnet. Die Arbeitszeit dauert zehn Stunden täglich. Was darüber gearbeitet wird, kommt auf Rechnung und wird besonders bezahlt. Frauenzimmer haben dieselben Rechte wie die Männer, sie stimmen mit und nehmen an den Gesetzen und Urtheilen Theil. — „Aber" — sagte Mrs. A. — „wir haben so viel mit häuslichen Geschäften zu thun, daß wir uns bis jetzt um die Theilnahme an andern Angelegenheiten wenig gekümmert haben. Wir überlassen dergleichen den Männern." —

Jeder, der sich als Mitglied anmeldet, kann nach einer Prüfungszeit von einem Jahre ins Phalanstere aufgenommen werden. Während dieser Prüfungszeit muß er sich fleißig in der Arbeit und fest in brüderlicher Liebe und Wohlwollen zeigen. Nach seiner Religion, seinem Stand und seinem frühern Leben wird nicht gefragt. Der Verein macht einen neuen Versuch mit dem socialen

und ökonomiſchen Leben, nimmt die thätige Menſchenliebe als leitendes Princip an und will von dieſer alles Uebrige abhängen laſſen. Er will — ſo zu ſagen — ein neues Leben beginnen und deſſen Einrichtungen auf experimentalem Wege erforſchen. Gleich den Pflanzen, die man „Exogens“ nennt, wächſt er von außen nach innen, allein ſein Princip ſcheint mir weit unbeſtimmter als das dieſer Pflanze zu ſein.

Als ich am Abend aufgefodert wurde, mich über dieſen Verein auszuſprechen, ſagte ich aufrichtig meine Meinung über ſeine Mängel, namentlich in Bezug auf den Mangel eines religiöſen Bekenntniſſes und eines öffentlichen Gottesdienſtes und auf ſeine Begründung auf ein bloßes moraliſches Princip, deſſen Gültigkeit leicht in Zweifel gezogen werden kann, da es keinen Zuſammenhang mit einem ewigen, über Erde und Zeit hinausreichenden Leben und mit einem ewig geltenden Geſetz nachzuweiſen vermag. — „Die Schlange wird ein mal in Euer Paradies eindringen, und dann — womit wollt Ihr ſie vertreiben?“ — Ich ſagte auch, was ich an dieſem Morgen gefühlt hatte, wie öde und leer mir ein Leben voller Arbeit vorkäme, das nicht daneben einer höhern Macht diene und nicht Raum für das Heilige und Schöne habe. Ein ältlicher Herr, der neben mir ſaß und ein gutmüthiges, ehrwürdiges Geſicht hatte, aber entſetzlich ſpottete, war es beſonders, der die Beantwortung meiner Einwürfe übernahm. Aber ſeine und einiger Anderer Antworten befeſtigten blos meine Anſicht von dem nebelhaften Standpunkt, auf welchem ſich ihre Intelligenz befand. Ich ſchwieg deshalb, nachdem ich meine Gedanken ausgeſprochen hatte. Aber ich und mehre Andere hofften, daß Channing etwas ſagen ſollte. Er that es jedoch nicht, ſondern ſaß zuhörend da, ſein ſchönes ſprechendes Geſicht und ſeinen denkenden Blick auf die Sprechenden gerichtet.

Bergfalk und ich wurden dann aufgefodert, ſchwediſch miteinander zu ſprechen, damit man die wunderliche fremde Sprache einmal höre. Wir mußten uns mitten in der Verſammlung einander gegenüberſetzen und ſprachen ſchwediſch zur großen Erbauung unſerer ſehr aufmerkſamen Zuhörer.

Sodann mußte ich den jungen Leuten wieder vorſpielen.

Tags darauf um die Mittagszeit wollten wir abreiſen. Früh am Morgen nahmen mich ein halbes Dutzend ſchöne junge Mädchen in Beſchlag und führten mich aus einem Haus ins andere, aus einer Stube in die andere, um allen Großmüttern im Phalanſtere auf allen Fortepianos, die vorhanden waren (ſechs oder ſieben an der Zahl), etwas vorzuſpielen. Die jungen Leutchen wurden ſo aufgeregt und gerührt von den Märſchen, Polsken und Liedern, die ich ihnen vorſpielte, daß ſie bald lachten, bald weinten. NB. Die Muſik iſt im Phalanſtere noch ein Wickelkind; dadurch läßt ſich die Wirkung meines Spiels erklären. Wahr iſt es übrigens, daß die Kinder daſelbſt außerordentlich lebhaft waren. Die ganz Kleinen waren allerliebſt. Prächtige Jungen und nicht im mindeſten ſcheu vor Fremden! Man merkte in ihnen ſchon den keimenden Bürgergeiſt. Aber ich wurde von meiner Rolle als Bürgerin entſetzlich müde und dankte dem Himmel, als ich im Phalanſtere nicht mehr zu ſpielen brauchte, nachdem ich alle Mädchen — prächtige, warmherzige Kinder waren es — geküßt, den Bürgern und Bürgerinnen die Hände geſchüttelt, das Phalanſtere verlaſſen hatte und mit meinen Freunden wieder ruhig im Dampfboot ſitzen und den Weg nach Neuyork zurückkehren konnte.

„Much delighted were they,
But preferr'd the old way!"

Ich war wie die Fiſcher bei St.-Anthony's Predigt. Denn obgleich ich kein Intereſſe für mich ſelbſt haben würde, wenn ich mich nicht einzig aſſociirt mit den In-

tereſſen der Menſchheit im Großen, wie im Kleinen, im Gebet wie in der Arbeit glaubte und mich nicht unter die Arbeiter im großen Phalanſtere des Menſchengeſchlechts rechnete, ſo iſt meine Natur doch einer engern Aſſociation oder einer ſolchen im äußern Leben gänzlich entgegen. Und lieber möchte ich in einer Hinterſtube auf dem kahlſten Steinberg Schwedens bei Waſſer und Brot, allein mit mir ſelbſt, als in einem Phalanſtere in der fruchtbarſten Gegend und mitten unter den Theilnehmern und Theilnehmerinnen deſſelben leben, auch wenn die Letztern ſo angenehm wären wie die hieſigen. Das gehört zu meiner Individualität. Ich kann nicht ordentlich leben, außer in der Einſamkeit. Aber für die größere Menge der Menſchen dürfte das Aſſociationsleben wol das glücklichſte und beſte ſein.

Die Aſſociation in der Form, welche ſie in dieſem Phalanſtere angenommen hat, iſt ein ſichtbarer Act der Gerechtigkeit gegen viele Individuen, denen in der gewöhnlichen großen Welt dieſe Gerechtigkeit nicht zu Theil werden würde. So z. B. war gegenwärtig ein Mann Mitglied des Phalanſtere, der tüchtige Kenntniſſe und feinere Bildung beſaß, infolge ſeiner ſchwachen Augen aber unfähig geworden war, ſich ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben. Er war arm und ohne nahe Verwandte. In der gewöhnlichen Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft wäre er entweder einer Verſorgungsanſtalt und einem Leben voll geiſtiger und körperlicher Dürftigkeit oder der gröbern Arbeiterclaſſe anheimgefallen, die blos für den Körper lebt. Als Mitglied des Phalanſtere gab dieſer Mann täglich zehn Stunden körperliche Arbeit und war dafür berechtigt zu allen edlern Genüſſen des gebildeten Lebens, zum Umgang mit guten und gebildeten Menſchen, zu einem guten Tiſch in heiterer Geſellſchaft, zu liebevoller Behandlung, zu allabendlicher Ruhe und Erholung in Geſellſchaft, in einem hellen, geräumigen Zimmer mit angenehmen Frauen, hübſchen Kindern, Muſik, Büchern

und Gelegenheit zur Unterhaltung über die höchsten Interessen des Lebens!

Ich glaube, während ich dies schreibe, fange ich schon an, diese Anstalt zu lieben, wenn ich an die Gerechtigkeit denke, die dadurch diesem Individuum und vielen andern Seinesgleichen zu Theil wird. Ist es nicht schön und groß, wenn das höhere bürgerliche Leben auch den geringsten Menschen in dem Maße aufnimmt, daß es seine Lichtseiten mit ihm theilt und dafür an seiner Arbeit theilnimmt? Und Das ist es ja gerade, was der christliche Socialismus erstrebt!

Aber — meine Bedenken gegen die Lockerheit dieser Formation bleiben noch immer. Auf dem Dampfboot, in ruhiger Unterredung, entwickelten wir die Fragen weiter. Ich wiederholte meine Einwürfe gegen dieses Gebäude ohne festen Grund. Channing war meiner Meinung nicht; er glaubte, daß die tiefern Gesetze für das Denken und für das Leben sich nothwendigerweise aus der menschlichen Natur entwickeln und der letztern zur Prüfung und Bewährung überlassen werden müßten. Was ich verlangte — meinte er — würde schon noch ins Phalanstere kommen, aber auf einem neuen Wege und mit stärkerer Ueberzeugung.

Dieses Phalanstere ist gegenwärtig das einzige, welches in den Vereinigten Staaten besteht. Es haben mehre bestanden, aber sie sind alle an der Schwierigkeit gescheitert, die Interessen und das dauernde Zusammenwirken der einzelnen Mitglieder für die Idee der Anstalt und für das allgemeine Leben zu gewinnen.

Daheim, in Röse-Cottage, im stillen, liebreichen Familienkreise, war gut ausruhen nach dieser Phalansterexpedition. Auch hier genieße ich meine schönsten Stunden in stillem Zusammensein mit den beiden Gatten, in der Unterhaltung mit denselben und in der gemeinschaftlichen Lecture amerikanischer Dichter. Auch hier ist Lowell ein Liebling, und es ist ein wahres Vergnügen, Rebecca seine

Gedichte, oder auch andere, vorlesen zu hören; denn sie liest ausgezeichnet gut. Marcus verläßt das Haus gewöhnlich gleich nach dem Frühstück, aber während des letztern nimmt er sich oft ein Stündchen Zeit, uns etwas Bedeutendes aus den Zeitungen oder aus Büchern vorzulesen, meist sociale Fragen und Verbesserungen betreffend. Er beschäftigt sich damit, Bade- und Waschhäuser im großen Maßstabe zum Vortheil der Armen in Neuyork zu bauen und eine Subscription dafür zu Wege zu bringen.

Nun muß ich dir etwas von H. W. Channing erzählen, denn er ist einer der besten Freunde des Hauses und hängt mit Springs und mit dem geistlichen Leben im Lande auf eine besondere Weise zusammen. Er war vor einigen Jahren Prediger in einer unitarischen Gemeinde in Cincinnati; aber sein Wirkungskreis wurde ihm zu eng, er konnte in demselben Herz und Seele nicht frei athmen lassen, und deshalb gab er sein Amt auf, das er mit gutem Gewissen nicht mehr verwalten zu können glaubte, obgleich seine Gemeindeglieder, die ihm sehr ergeben waren, Alles thaten, um ihn zum Dableiben zu bewegen, und obgleich er nicht wußte, wie er künftig sich, seine Frau und seine beiden Kinder ernähren sollte. Aber er dachte wie der alte Patriarch, stark im Glauben, als er dem Ruf des Höchsten gehorchte: — „Der Herr sieht das Opfer!“ —

Marcus und mehre seiner Freunde vereinigten sich und schrieben an Channing einen Brief, dessen Hauptinhalt war: — „Komm zu uns; werde unser geistlicher Lehrer und Leiter, aber in vollkommener Freiheit; folge deinen Eingebungen, predige und sprich, wann und wo du willst; säe den Samen des ewigen Lebens aus, wie und wann du es für gut befindest. Wir wollen zusammen dein irdisches Auskommen zu sichern suchen. Lebe sorgenfrei und glücklich, wie und wo du willst — lehre uns blos, wie wir leben und wirken sollen — unsere Häuser und unsere Herzen stehen dir offen!“ —

Channing's Antwort auf dieſes Anerbieten zeugt von ſeines Herzens Edelmuth und Ernſt. Er kam. Und ſeitdem hat er ganz in Gemäßheit dieſes Anerbietens gelebt, bald in Gefängniſſen, bald bei ſocialen oder religiöſen Feſten, bald bei Volksverſammlungen in Neuyork, Boſton oder andern Städten auftretend, ſeinen Eingebungen folgend und durch ſeine geniale, herrlich begabte Natur Seelen erweckend und Herzen erwärmend. Zu ſeinen Freunden kommt er, wenn er will; oft unerwartet, aber ſtets erwünſcht und herzlich bewillkommnet; ſtets iſt in ihren Wohnungen ein Zimmer für Channing bereit. Der gute Marcus hegt ſolche Ehrfurcht gegen ſeine geiſtige Begabung und gegen ſeine Thätigkeit und ſo viel Zuneigung gegen ihn ſelbſt, daß er ein Vergnügen darin findet, ihn perſönlich wie ein Diener zu bedienen, ſeinen Mantelſack zu tragen oder irgend eine gröbere Arbeit für ihn zu verrichten. Er und Rebecca gehen mit dem Gedanken um, ihm ein Haus in der Nähe des Phalanſtere zu bauen. Der Gedanke daran und an Channing's Zufriedenheit macht Rebecca ganz glücklich. Ach, Agathe, unter ſolchen Menſchen zu leben! — Es iſt der Mühe werth, das Weltmeer zu überſchiffen, blos um ſie kennen zu lernen.

Am nächſten Sonntag will Channing eine Vorleſung in Neuyork halten; ich und Springs werden ihn hören. Ich befinde mich außerordentlich wohl hier in Brooklyn, in dieſem Hauſe, bei dieſen Gatten und dieſen ſchönen Kindern! Hier iſt Alles ruhig und ſchön. Ich kann einſam und ſtill herumwandern, einſam weite Ausflüge in die Umgegend machen.

Unter den Bäumen hier bemerke ich prächtige Hängeweiden, wirklich koloſſale Bäume. Sie ſind noch ganz grün. Im Garten ſind die Trauben reif. Marcus braucht blos mit der Hand aus der Vorhalle nach dem Garten zu greifen, wo die Weinranken eine Laube bilden, um die ganze Hand voll ſchöner Trauben zu haben, mit

denen er uns dann erfreut. Und ich gehe oft in einem langen gewölbten Gang von Weinreben hin und her, pflücke und esse. Die Trauben sind hellfarbig, klein, recht süß und wohlschmeckend, haben aber im Innern stets einen kleinen dicken Klumpen, der säuerlich und unreif ist. Das soll eine Eigenthümlichkeit der Trauben hier zu Lande sein. Die Veranda, welche das Haus an der Vorderseite schmückt, ist jetzt von den schönsten Chrysanthemen umgeben. Und im Sommer sollen die Rosen und Caprifolien von einer Menge Colibris umschwärmt werden.

Neuyork. Ninth-Street. Donnerstag, 15. November.

Wieder eine Unterbrechung von mehren Tagen! Meine liebe Kleine, das Leben ist mir wie ein rauschender Strom; ich muß mich von ihm treiben lassen und nur zusehen, daß ich das Leben behalte. Ausführliche Beschreibungen von der Reise und deren Abenteuern muß ich verschieben, bis wir persönlich zusammenkommen. Jetzt kann ich dir blos das Wesentlichste mittheilen.

Am vergangenen Sonntagvormittag war ich mit meinen Freunden in der Kirche — eine schöne Kirche mit Fenstern von gefärbtem Glas, die ein etwas düsteres Licht geben. Man scheut hier den Sonnenschein so sehr. Die Kirche war schön, aber die Predigt eine unitarische von der dürftigsten Art. Abends fuhren wir nach Neuyork, um Channing zu hören. Es ist stets ein solches Gedränge und so viel Bewegung auf der Neuyorkseite des „East river“, daß es ist, als müsse man für sein Leben und für seine Glieder kämpfen. Aber doch soll nur sehr selten ein Unglück geschehen. Ich freute mich sehr, Channing zu hören, dessen ungewöhnliches Talent zum Sprechen ex tempore mir so sehr gerühmt worden ist. Der Saal,

in welchem der Vortrag gehalten werden ſollte, faßte etwa 500 Perſonen und war ganz voll. Er war wie ein Amphitheater in einem halben Oval gebaut.

Channing kam herein und begann damit, daß er ſich durch ein Gebet ſammelte, jedoch ſtehend und zu der Verſammlung gewendet. Dann ſprach er zu den Verſammelten, aber — mit geſenkten Blicken und auf eine unzuſammenhängende, faſt lebloſe Weiſe. Der Gegenſtand, den er behandelte, war „die Gemeinſchaft der Heiligen". Einige ſchöne Andeutungen kamen dabei vor, aber das Ganze war ſo ohne tiefern Zuſammenhang, ohne Entwickelung, und wurde ſo ohne Leben und ohne Wärme vorgetragen,, daß ich im höchſten Grad erſtaunte. — „Iſt Das amerikaniſche Beredtſamkeit?" — dachte ich. — „Iſt das der geiſtreiche Sprecher, den ich ſo ſehr rühmen gehört habe? — Und woher kommt dieſer geſenkte Blick und dieſe Unbeweglichkeit?" — Aber gleichzeitig hörte ich Rebecca ihrem Mann zuflüſtern: — „Was fehlt denn Channing? Er muß krank ſein. Er iſt ſich ja gar nicht ähnlich?" — Das tröſtete mich; denn ich vernahm, daß dieſer Zuſtand bei Channing etwas Ungewöhnliches war. Er war ſich wirklich nicht ähnlich. Der begeiſterte Ausdruck, den ich ſo oft an ihm wahrgenommen hatte, war verſchwunden. Einige Male hielt er inne und ſchien ſich ſammeln zu wollen. Allein ſeine Rede wollte doch nicht fließen. Es war peinlich, ihm zuzuhören. Endlich ſchloß er ſeinen Vortrag. Und nun trat er mit einer feinen, faſt hektiſchen Röthe auf den Wangen einige Schritte vor und ſprach: — „Ich fühle das Bedürfniß, mich vor der Verſammlung wegen der gänzlich unbefriedigenden Weiſe zu entſchuldigen, mit der ich meinen Vortrag gehalten habe. Dieſe Weiſe rührt von einem totalen Mangel an geiſtlichem Leben her, an welchem ich an dieſem Abend leide, und deſſen ich mir nicht bewußt war, als ich in den Saal trat." —

Die einfache und edle Offenheit, mit welcher dieſe

Erklärung gegeben wurde, erfrischte mich ebenso als die Art, mit welcher seine Freunde die Widerwärtigkeit dieses Abends aufnahmen. Man sah ihnen an, daß sie dachten: — „Das ist etwas Unbedeutendes, was Channing ein andermal ausgleicht!" — Ein kleiner Kreis von Freunden trat um Channing, während die übrige Versammlung still den Saal verließ. Später äußerte Channing gegen Marcus und Rebecca, daß er sich die Last nicht erklären könne, die gleich einem bösen Zauber auf ihm gelegen und seine Fähigkeit für diesen Abend gehemmt habe. Er war von seiner Wohnung am Hudson voll von Leben, erhoben durch den schönen sternenhellen Himmel und mit Lust zum Sprechen erfüllt nach Neuyork gekommen. Aber als er in den Saal trat, wurde er wie gelähmt und konnte die schwere, hemmende Kette nicht abstreifen, die er der dämonischen Einwirkung eines bösen Geistes zuzuschreiben geneigt war. Aber wenn ich zuweilen den Glanz von Channing's Augen und die feine scharfe Röthe seiner Wangen sehe, so frage ich mich, ob nicht sein Leben voller Exaltation die feindliche Gewalt ist, die sein Leben steigert und seinen Tod beschleunigt. Der Prometheusgeist, der das Feuer vom Himmel raubt, muß durch Tage der Gebundenheit und des Schmerzes dafür büßen. Aber wer kann oder will wol den Vogel hindern, die Höhe aufzusuchen, wenn er sich dabei auch dem Schuß des Jägers aussetzt, oder den Seidenwurm, zu spinnen, wenn er sich auch sein eigenes Grab spinnt? Aus den Fäden, die er gesponnen hat, webt doch der Mensch seine Festtagskleider.

Montags führten mich meine guten Wirthsleute zu Miß Lynch, die in einem der stillen fashionablen Quartiere von Neuyork wohnt. Ich nahm nun auf einige Zeit Abschied von diesen Gatten, so reinherzig, so glücklich miteinander, so unendlich gut gegen mich. Aber ich werde zu ihnen zurückkehren; bei ihnen werde ich mein Hauptquartier und meine Wohnung nehmen, so oft ich

wieder in dieſe Gegend komme. So war unſer Uebereinkommen, als ſie mich verließen.

Am Dienſtag war ich zum Mittageſſen bei Mrs. Kirkland, der Verfaſſerin des guten und unterhaltenden Buches „A new home in the west“, und ſah am Abend 60 bis 70 Perſonen von ihren Freunden. Unter denſelben war ein beſonders angenehmer Herr aus Wisconſin, der mir ſein Haus daſelbſt anbot und mein Cicerone in dieſem Theil des großen Weſten ſein will. Mrs. Kirkland iſt eine der „ſtarken Frauen“ mit vielem Aplomb, aber auch mit vieler Weiblichkeit an Geiſt und Herz, warm als Mutter, Freundin und Bürgerin, von einer Art, die mir gefällt, und von einer Natur, zu der ich mich hingezogen fühle. Ihr prächtiges Lächeln und der Blitz ihrer braunen Augen, wenn ſie belebt wird, verräth den Geiſt, der in dem Werk „A new home“ lebt, über welchen aber die Unglücksfälle und Beſchwerden des Lebens ſpäter einen Schleier geworfen zu haben ſcheinen.

Mittwochs wurde ich durch eine Frauenzimmerakademie, „the Rutger Institute“ genannt, geführt und ſah daſelbſt 450 junge Mädchen, ſowie einige vortreffliche Einrichtungen zu ihrem Unterricht und zu ihrer Ausbildung. Auch hörte ich verſchiedene Arbeiten der jungen Mädchen in Verſen und in Proſa vorleſen und mußte die Klarheit der Gedanken, die Vollendung des Ausdrucks, überhaupt den regen und ſchönen Sinn für das Leben bewundern, der ſich in dieſen Arbeiten verrieth. Eigentlichen Geiſt fand ich nicht in ihnen; ich traue der Oeffentlichkeit nichts Gutes zu, die man hier ſolchen Jugendarbeiten gibt. Ich fürchte, dieſelbe erweckt einen Ehrgeiz und eine Neigung, auf literariſche Thätigkeit Gewicht zu legen, die manches junge Gemüth bethören, da nur ſo Wenige den Götterfunken des Genies beſitzen. Ich fürchte, ſie vergeſſen über einem Scheinleben die Schönheit des Lebens, von welchem Byron in den herrlichen Verſen ſpricht:

„Many are poets but without the name;
Many are poets who have never penn'd,
Their inspirations and perchance the best
They felt and loved and died but would not lend
Their thoughts to meaner beings, they compress'd
The god within them and rejoin'd the stars
Unlaurell'd upon earth, but far more blest
Than those who are degraded by the jars
Of passion and their frailties link'd to fame
Conquerors of high renown but full of scars*)."

Und jedenfalls gilt für alle Schriftſteller, was Goethe in ſeinem „Fauſt" ſagt, daß ſie „erſt leben und dann ſchreiben ſollen."

Dieſe jungen Mädchen können noch nicht gelebt, gefühlt und gedacht haben, um aus eigener Erfahrung, aus eigener Ueberzeugung etwas ſchreiben zu können. Sie ſchreiben, wie man ſingt — nach dem Gehör. Gut, vortrefflich iſt es, ſeine Gedanken zeitig ordnen und ſich gut und deutlich ausdrücken zu lernen. Und dazu ſind dieſe Schriftſtellerproben gut. Aber Oeffentlichkeit, Druckenlaſſen, Trompeten, Preiſe u. ſ. w., ſind die auch gut für junge Leute oder überhaupt für Jemand? —

Wo wirklich Geiſt vorhanden iſt, da bricht er ſich zu ſeiner Zeit ſchon ſeinen Weg durch Laub und Lorbern:

„Denn der iſt ein Gott,
Der ſeinen Weg kennt
Und die Wege aus den Wolken."

---

*) Viel Dichter ſind, die ſich nicht Dichter nennen;
Viel Dichter ſind, die nie etwas geſchrieben
Von Dem, was ihren Geiſt begeiſternd füllt;
Sie fühlten tief, ſie liebten und ſie ſturben,
Doch theilten ſie den Niedern ſich nicht mit;
Sie ſchloſſen Gott in ihre Seelen ein
Und ſtiegen ohne Lorbern auf zum Himmel,
Weit mehr geſegnet und geliebt als Die,
Die in dem Sturm der Leidenſchaften ſich
Viel Ruhm gewannen, aber auch — viel Wunden.

Nach dem Weg durch das Institut und nach einem Frühstück bei der Familie, deren Namen es trug und die zu den reichen und fashionablen Familien der Stadt zu gehören schien, war ich zum Mittag bei Norries (deren du dich wol von uns aus zu Arsta erinnerst), die mich ebenfalls freundlich einluden, ihr Haus als meine Heimat zu betrachten. Sie wollten mich an diesem Abend in die Oper führen; allein Miß Lynch hatte große Gesellschaft und große Vorstellung für mich veranstaltet, und ich fuhr deshalb mit ihr nach Hause, um unter einer großen Volksmenge bis Mitternacht als Papagei zu agiren. Diese Vorstellungen sind im höchsten Grade ermüdend, denn wol hundert mal mußte ich auf dieselben Fragen, und zwar meistentheils auf sinnlose und triviale Fragen antworten, wie man sie einem Papagei vorlegt, dessen Antworten man im Voraus weiß. Freilich kommt mir auch viele wahre Herzlichkeit und Wohlwollen entgegen, aber — es sind zu viel Menschen. Es ist ein wahrer Wirbel von Vorstellungen und Gesprächsbruchstücken, die zu nichts weiter dienen, als den Geist leer und den Körper müde zu machen. Eine gute, ernste Unterhaltung mit einem ernsten Menschen würde eine wahre Erquickung sein. Aber kaum hatte ich eine solche angeknüpft, als ich auch den Kopf wieder wenden und auf die gewöhnlichen Fragen: — „Hatten Sie eine gute Reise? — Wie befinden Sie sich in Neuyork? — Wie gefällt Ihnen Amerika?“ — Antwort geben mußte.

„Solche Fêten bewirken unsern Ruin!“ Und dazwischen werde ich von Besuchen, Briefen, Billets, Einladungen und Autographen dermaßen in Anspruch genommen, daß ich keine Zeit für mich selbst behalte. Heute Morgen hatte ich einen köstlichen Besuch von einem Frauendoctor, d. h. von einer Frau, welche die Heilkunst ausübt, einer Miß H. Hunt, „Female Physician“, wie sie sich nennt, aus Boston, die mich in ihr Haus einlud, mich durchaus zum Kommen zwingen, mich nicht eher,

als bis ich Dies verſprach, loslaſſen wollte und dabei ſo voller Leben und ſo unwiderſtehlich luſtig war, daß wir, ſie, ich und die Geſellſchaft, ein mal über das andere in lautes Lachen ausbrachen. Es war ſo viel Gutes und wirklich Kluges in Dem, was ſie ſagte, und ich fand ſo viel Gemüth in der kleinen eifrigen Frau, daß ich ihr den Willen thun und verſprechen mußte, was ſie wollte. Sie hatte ein Frauenzimmer bei ſich, das ebenſo ſtill, wie ſie beweglich war, einen weiblichen Profeſſor der Phrenologie, den ich im Verdacht hatte, daß er meinen Kopf unterſuchen wollte. Aber mein armer Kopf hat genug damit zu thun, ſich in den Wirbeln des Geſellſchaftslebens oben zu erhalten.

Den Vormittag habe ich auf einem Beſuch mit Mrs. Kirkland zugebracht, und um ſechs Uhr werde ich zu Mittag bei dem Conſul Habicht eſſen, unſerm ſchwediſchen Conſul in Neuyork, einem ſehr hübſchen und artigen Mann, der aber entſetzlich ſpät — zu Mittag ißt. Morgen werde ich von einer entſetzlich lebhaften Mrs. Laurence auf deren Wohnſitz am Hudſon geholt und den Sonnabend wieder nach Hauſe gebracht, um eine Menge Leute bei Miß Lynch zu ſehen. Und ſo ſind die Tage während dieſer ganzen Zeit beſetzt geweſen.

Sonntag, 18. November.

Nur ein Weilchen vor dem Gottesdienſt, um mit dir zu ſprechen! Weißt du, daß es wirklich merkwürdig iſt, wieviel ich im Umgang mit Menſchen auszuhalten vermag? Ich fange an, Achtung vor mir ſelbſt zu haben. Aber man muß auch wirklich ſtark ſein, wenn man hier zu Lande Gaſt und Fremder iſt.

Vorgeſtern holte Mrs. Laurence mich und Miß Lynch auf ihre Villa am Hudſon ab. Allein zuvor machten wir einen Morgenbeſuch bei einer reichen Dame, welche Morgenempfang hatte; ſodann bei einer kleinen Quäkerfrau von 84 Jahren, der hübſcheſten alten Frau, die ich

jemals ſah. Sie kam mir in ihrem feinen weißen Quäkeranzug wie ein lebendiger Feſttag vor. Ich zeichnete ihren Kopf in mein Album zum großen Vergnügen der Mrs. Laurence. Dann fuhren wir in ein großes „Lunatic Asylum“, Blumingdale genannt. Hier war ich entzückt von der liebevollen Sorgfalt für die Irren, die ſich in Allem verrieth und dieſe unglücklichſten Geſchöpfe der Erde wie die beſten Kinder des Hauſes behandelte. Aus mehren Zimmern hörte man Muſik, denn in der Anſtalt ſind eine Menge Fortepianos, und die Geiſteskranken ſcheinen die Muſik vorzüglich zu lieben. Außerhalb des Hauſes zogen ſie Blumen und pflanzten im Garten, im Hauſe machten die Frauenzimmer künſtliche Blumen. Es war auch ein Muſeum von Mineralien, Conchylien, ausgeſtopften Vögeln und andern Thieren vorhanden; außerdem eine Bibliothek und mehre andere Dinge, ſämmtlich darauf berechnet, das Intereſſe der Geiſteskranken zu wecken und ſie von ihrer krankhaften Selbſtbeſchauung zum Anſchauen ſchöner äußerer Gegenſtände und zur Beſchäftigung mit denſelben zu bringen. Der Park um das Haus war groß und ſchön, und in den zahlreichen Gängen deſſelben konnten die Leidenden ungeſtört wandeln, die Schönheit des Landes genießen und unter den Bäumen ausruhen. An Blumen war wirklicher Ueberfluß und überall ſtieß man auf angenehme Gegenſtände, natürlicherweiſe mit Ausnahme der armen Irren ſelbſt. Und doch; denn man ſieht in ihnen die Gegenſtände einer Barmherzigkeit, welche die ſchönſten Früchte trägt. Denn die Methode, welche man in den Vereinigten Staaten im Allgemeinen bei der Behandlung der Geiſteskranken anwendet, wirkt ſo wohlthätig, daß die Heilung derſelben zur Regel, die Unheilbarkeit zur Ausnahme gehört, wenn ſie nämlich gleich beim Beginn ihrer Krankheit in eines dieſer trefflichen Aſyle gebracht werden.

Von dem Aſyl aus ſetzten wir unſern Weg zu Lande fort. Während des ganzen Wegs verließ unſere Wirthin

fortwährend den Wagen, bald um einen Korb mit Kuchen, bald etwas Anderes für ihren Haushalt zu holen, bald um Blumensträußer für mich und Miß Lynch zu kaufen. Endlich erreichten wir die schöne Villa „Forest-Hill" am Hudson, auf der wir einen großen Familienkreis versammelt fanden, und Mr. Laurence (ein würdiger „old gentleman" und Quäker, ebenso still, wie seine Frau beweglich an Leib und Seele ist) uns zum Mittagsessen erwartete, ein tüchtiges und delicates Mittagsessen, wie alle die Mahlzeiten hier zu Lande, an denen ich theilgenommen habe. Abends hatten wir eine Gesellschaft von ungefähr 60 Personen. Es war angenehmer und ermüdete mich weniger, als ich glaubte. Aber ach, was diese Amerikaner fragen können! Meine heitere Wirthin erfrischte und ergötzte mich. Sie war voll von ungekünsteltem frischen Leben. So z. B. sang sie, und zwar recht gut; allein in ihrem Vortrag kam eine Stelle vor, die hörbar zu hoch für sie war. Als diese Stelle wiederkehrte, brach sie ab, gerade als ob ihr die Töne im Halse stecken geblieben wären, stand auf und verließ das Piano so unbekümmert, als ob sie für sich allein gesungen hätte, und plauderte und lachte mit mehren Anwesenden. Das ist resolut und gewandt. Mr. Laurence ist ein hübscher alter Herr, der mir sehr gefällt. Er ist der zweite Gatte seiner Frau, und auf dem Grunde dieses Familienlebens liegt eine romantische Liebesgeschichte, so schön und so edel, wie — man sie in Romanen nicht oft findet.

Ich schlief gut und erwachte durch einen starken hellrothen Schein, der durch die Jalousien eindrang. Ich dachte an eine Feuersbrunst und stand auf. Allein es war die Morgenröthe, die leuchtend mit hellrothen Flammen am Himmel stand, über den grünen Höhen und über dem spiegelklaren Fluß. Es war ein bezaubernd schöner Anblick. Ich ermunterte mich an Geist und Gemüth an diesem herrlichen Schauspiel. Diese Aurora, die alle Dinge, todte und lebendige, küßt und verklärt! —

Für solchen Anblick paßt blos König David's Lobgesang: — „Singet dem Herrn ein neues Lied! Singet dem Herrn alle Welt!"

Die schöne Morgenstunde verging und ich ging hinunter zum Frühstück. So begann des Tags Plage mit Gesellschaft und mit den ewigen Fragen, die mir keine stille Stunde ließen und jedes keimende Gefühl von Vergnügen über die schöne Landschaft unterbrachen. Einige hübsche junge Mädchen brachten mich durch ihre Fragen ganz besonders zur Verzweiflung: — „Miß Bremer, haben Sie den Telegraphen dort am Fluß gesehen? — Miß Bremer, sehen Sie die Eisenbahn da unten? — Miß Bremer, haben Sie das prächtige Gebüsch am Ufer gesehen? — Miß Bremer, haben Sie dergleichen in Schweden auch?" —

Dergleichen zwei oder drei mal zu hören und zu beantworten, ist schon viel; aber wenn es sechs oder sieben mal geschieht, und man sieht noch kein Ende davon! Endlich fühlte ich mich ganz unglücklich und sagte Mrs. Laurence, daß ich früh am Morgen keine Gesellschaft vertragen könne, sondern um diese Zeit ein wenig allein sein müsse. Sie nahm es gütig und freundlich auf, sagte es den jungen Mädchen und diese ließen mich nun in Frieden. Aber ich fürchte, die jungen Leute leben hier mit der Natur, wie sie nicht leben sollten; sie vergessen über Eisenbahnen und glänzendem Außenwerk in ihr eine Lehrerin und Freundin zu sehen. Sie sollten weniger schwatzen und mehr hören, oder ein Bischen mehr nachdenken. Doch — das ist nicht ihre Schuld.

Vormittags wurde ich von meiner Wirthin mit dem Geschichtsschreiber Bancroft und Anne Lynch herumgefahren, um mehre Nachbarn zu besuchen. Ich sah in deren schönen Landhäusern größtentheils ausgesuchten Comfort und schönen Luxus, auch in Gemälden und Statuen, und stieß dabei auf eine entsetzliche Löwenjägerin, die uns mit Geschwätz, Albums, Bitten um Autographen und

Subscriptionen u. s. w. quälte und uns bis an den Wagen verfolgte, beim Einsteigen Mr. Bancroft noch nachrufend, um seine Wohnung zu erfahren. — „Fahr zu!" — riefen wir lachend und fuhren im schnellsten Lauf bis an die sogenannte „high bridge", eine gigantische hohe Brücke über den „Harlem river", wo wir ein herrliches Naturschauspiel sahen. Reich und schön war hier die Natur. Wer sie nur mit Ruhe und Besinnung betrachten könnte! Aber in der Umgegend von Neuyork wird man jeden Augenblick genöthigt, den Kopf und die Aufmerksamkeit auf „the Aqueduct" zu wenden, eine großartige, herrliche Einrichtung, unschätzbar für die große Stadt, aber für mich höchst beschwerlich.

Doch nun weiter auf unserm Wege! Auf dem ganzen Wege plauderte, lachte und scherzte unsere Wirthin mit überfließender Lebendigkeit und Heiterkeit. Der Wagen hüpfte auf dem schlechten Wege über Stock und Stein wie ein springendes Kalb. Ich saß vor lauter Ermüdung still und geduldig. So fuhren wir durch das Land und endlich zurück, um zu Mittag zu essen, Gesellschaft zu sehen, Autographen zu schreiben u. s. w. So ging's in Galopp nach Neuyork, wo Downings eintreffen und mich begrüßen und wo wir gemeinschaftlich an einer großen Gesellschaft bei Miß Lynch theilnehmen sollten. Downings waren bereits in dem „Parlour" der jungen Dichterin, als wir ankamen. Ich wurde so heiter über das Zusammentreffen mit ihnen und darüber, daß ich mich ein mal in voller Freiheit ein wenig gegen sie ergießen konnte, daß ich auf ein mal mich ganz ausgeruht fühlte. Und hättest du mich einige Stunden später in einer Gesellschaft von etwa 100 Personen gesehen, so würdest du nicht geahnt haben, daß ich kurz vorher so müde und aufgerieben war.

Mr. Downing sah an diesem Abend so gut aus, daß er wegen seines ungewöhnlichen und „distinguirten" Aeußern halber, wo er ging und stand, mit seinem abge-

ſchloſſenen Weſen, ſeinem tiefen ſprechenden Auge, ſeinem halb beſcheidenen, halb ſtolzen Ausdruck allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Die Verſammlung dieſes Abends bei Miß Lynch war ausgeſucht ſchön; ich ſah unter den Damen mehre prächtige Toiletten und prächtige Geſtalten. Die Männer ſind im Allgemeinen nicht ſchön, aber ſie ſehen männlich aus, haben tüchtige Stirnen, helle Augen, ein raſches und beſtimmtes Weſen. Die Wirthin ſelbſt, in eleganter, aber beſcheidener weißer Toilette, wie ſie für ihre ſchlanke wohlgebildete Geſtalt vorzüglich paßte, mit einer weißen Blume im Haar, war eine der angenehmſten Erſcheinungen in der Geſellſchaft, ſchwebte leicht wie ein Schmetterling hierhin und dorthin, ſtellte die Leute einander vor und miſchte ſich in die Unterhaltung auf eine Weiſe, die ſtets Vergnügen erregte, mit jenen glücklichen Worten und Ausdrücken, die man nie findet, wie ſehr man auch danach ſucht, die aber einige Menſchen finden, ohne ſie zu ſuchen. Und zu dieſen gehört Anna Lynch.

Ich zeichnete mich eigentlich als „fleuriste“ aus. Ich hatte nämlich an dieſem Tage eine ſo große Menge Blumen erhalten, daß ich jeder Dame in der Geſellſchaft ein Sträußchen geben konnte. Dieſe Blumenſpende ergötzte mich ſehr, denn ſie gab mir Gelegenheit, Manchen eine kleine Freundlichkeit zu zeigen. Und das iſt faſt das Einzige, was ich für all die Freundlichkeit geben kann, die mir hier zutheil wird.

Unter den Gäſten des Abends erinnere ich mich beſonders eines ſehr angenehmen Gaſtes, einer Mrs. Osgood (einer der beſten Dichterin der nördlichen Staaten), ſowol wegen ihrer ſchönen ſprechenden Augen und ihrer ſeelenvollen Art, zu ſprechen und zu ſein, als auch deshalb, weil ſie mir einen Fächer gab, damit, wie ſie ſagte, „ihr Fan“ *) mich an Fanny erinnern möge. Alle

*) Fächer.

Damen pflegen hier Fächer zu tragen, damit zu fächeln und allerlei Manoeuvre zu machen; aber ich hatte mir noch keinen angeschafft.

Ferner erinnere ich mich besonders eines Mannes mit prächtigen Augen und offenem herzlichen Wesen, mit dem ich mehr sprechen zu können gewünscht hätte, denn er besaß augenscheinlich Geist und Herz. Er ist einer der achtbarsten Prediger an der bischöflichen Kirche in Neuyork und heißt Hawk.

Das war mein angenehmster Gesellschaftsabend in Neuyork.

Später.

Eben bin ich mit Mrs. Kirkland in der Kirche gewesen und habe — — eine der besten Predigten gehört, die ich jemals gehört habe; keine engherzige, sektirerische Ansicht der Religion und des Lebens, sondern eine, in welcher die Kirche — eine wahre Domkirche — sich über dem Leben wölbt, wie der Dom des Himmels sich über der Erde und allen Geschöpfen derselben erhebt; eine hochsinnige Predigt, wie sie eben für den Boden der Neuen Welt, diese große, neue Heimat für alle Völker und Geschlechter der Welt, so recht paßt. Bergfalk war auch unter den Zuhörern und fühlte sich, wie ich, von der Predigt und dem Prediger, Mr. Bellows, überrascht. Nun will ich mit meinen Freunden Downings in Astorhouse Mittag essen und dann den Abend bei einer Familie Sedgwick zubringen. Morgen bin ich zu einem großen Mittagsessen eingeladen, Abends in der Oper u. s. w.

Donnerstag.

Gibt es in der Welt etwas Erbärmlicheres, Langweiligeres, Traurigeres, Unerträglicheres, Faderes und Unangenehmeres, etwas, das mehr geeignet ist, Leib und Seele zu tödten, als — — ein großes Mittagsessen in Neuyork?

Ich glaube nicht. Man ſetzt ſich halb ſechs oder um ſechs Uhr zu Tiſche, ſitzt bei Tiſche bis um neun Uhr, ſitzt da und wird mit einem Service nach dem andern, mit einer Leckerei nach der andern bedient, ißt und — ſchweigt. Ich habe nie ein ſolches Schweigen bemerkt wie bei dieſem großen Mittagseſſen. Um nicht geradezu einzuſchlafen, mußte ich eſſen, eſſen ohne Hunger, Gerichte eſſen, die mir nicht zuſagten. Und dabei empfand ich eine ſolche Ungeduld und einen ſolchen Zorn über dieſe Art, die Zeit zu vergeuden und die guten Gaben des Herrn zu misbrauchen, daß ich im Stande geweſen wäre, Schüſſeln und Teller auf die Erde zu werfen und die Gaſtfreundſchaft mit einer Strafpredigt zu bezahlen, wenn ich dazu — roh genug geweſen wäre. Aber ich ſchwieg und litt und ärgerte mich im Stillen. Das iſt nicht gerade ſchön, aber ich konnte mir nicht helfen.

Geſtern war ich wieder bei einem ſolchen großen Mittagseſſen — ein entſetzliches Feſt! Zwei ältere Herren, Rechtsgelehrte, ſaßen mir gegenüber und ſchlummerten abwechſelnd, wenn ſie nicht den Mund öffneten, um die Leckerbiſſen hineinzuſchieben, die ihnen geboten wurden. Auf unſern Bauernhochzeiten, auf denen man auch drei Stunden bei Tiſche ſitzt, gibt es doch wenigſtens Reden und Toaſte, Geſchenke an die Braut und an den Bräutigam, und Spielleute, welche allerlei aufſpielen; aber hier hat man gar nichts außer dem Eſſen. Und die Mittagseſſen in Dänemark — ich muß daran denken — mit ihren wenigen, aber guten Gerichten und ihren lebhaften heitern Gäſten, die in ihrem Eifer, zu ſprechen und gehört zu werden, zuweilen überlaut wurden; Einfälle, Scherze, Geſchichten, Toaſte, Reden, das heitere, freie und friſche „Sichgehenlaſſen", wodurch ſich das däniſche geſellige Leben auszeichnet — in Wahrheit, das iſt Champagner, Champagner für Leib und Seele. Allein die hieſigen Gaſtereien gehören gewiß zu der Hölle, von

welcher Heiberg in der Schrift „Eine Seele nach dem Tode" ſpricht und die er „die langweilige" nennt.

Geſtern, bei einem großen Mittageſſen, war mir jedoch das Glück hold und ſetzte mich neben den intereſſanten Geiſtlichen Dr. Hawk, der über Tiſche mit ſeiner ſchönen Stimme und ſeiner klaren trefflichen Weiſe ſeine Anſichten über die Alterthümer in Centralamerika und ſeine Vermuthungen über Amerikas frühern Zuſammenhang mit Aſien entwickelte. Es war höchſt intereſſant ihm zuzuhören; und es würde für mich von großem Intereſſe ſein, noch mehr von dieſem Mann zu ſehen und zu hören, deſſen Weſen und Natur mich ſo ſehr anſpricht. Er gehört auch zu Denen, die mir ihr Haus und Hof anboten, deren Anerbieten ich aber ausſchlagen mußte; — bei ihm fühle ich, daß dies ein Opfer und ein Verluſt für mich iſt.

Als er mich vom Tiſch wegführte, ſchlug ich ihm vor, gegen dergleichen Mittagseſſen zu predigen. Allein er ſchüttelte den Kopf und erwiderte lächelnd: — „Nicht gegen die Mittagseſſen, Miß Bremer. Die Herren, auch die beſten, ſcheinen beſtimmt zu ſein, zuviel zu eſſen." —

Als ich des Nachts mit Anna Lynch nach Hauſe ging, war die Luft im höchſten Grade mild und die Wanderung in dieſer Nachtluft und auf den ſtillen Straßen (die Trottoirs ſind hier breit und eben wie Dielen) ſehr angenehm. Der Sternenhimmel — Gott erhalte ihn uns — ſtand mit ſeinen Straßen und Gruppen von glänzenden Wohnungen in ſtiller Größe ſchweigend über uns. Und hier, in dieſer ſtillen, ſternenhellen Nacht öffnete mir Anna Lynch ihre Seele, und ich erblickte darin einen tiefen, ernſten Grund mit hellen Sternen, wie ich bei dieſem fröhlichen Weſen, welches ſchmetterlingshaft im geſelligen Leben, wie in ſeinem wahren Element ſchwebte, nie zu finden erwartet hätte. Ich hatte ſie ſtets ungewöhnlich angenehm gefunden und ihr Talent bewundert, ohne Vermögen, blos durch ihren Geiſt

und durch ihre persönliche Thätigkeit sich und einer alten ehrwürdigen Mutter eine unabhängige Existenz zu schaffen und nebenbei ein Mittelpunkt für Neuyorks belletristische und gebildete Welt zu werden, die jede Woche ihren Salon besucht; ich hatte auch ihren harmlosen Witz, ihre kindliche Heiterkeit und Gemüthlichkeit bewundert und in ihren Augen einen gewissen Ausdruck, als suche sie mitten in ihrem anscheinend zerstreuten Weltleben etwas „weit, weit im Walde", zu finden geglaubt, kurz ich hatte Gefallen an ihr gefunden und ein höheres Interesse in ihr geahnt; — jetzt liebe ich sie. Sie ist einer der Paradiesvögel, die über die Erde fliegen, ohne ihre Schwingen mit deren Staub zu besudeln. Anna Lynch mit ihrer Individualität und ihrem Standpunkt in der Gesellschaft ist eine der eigenthümlichen Gestalten der Neuen Welt.

Abend- und Nachtgesellschaften, denen ich hier beigewohnt habe, sind nicht zu vergleichen mit denen in Schweden und Dänemark. Hier gibt es nicht Platz, nicht Blumen, nicht Luft genug. Vor Allem vermisse ich Kostüm und Charakter im Anzuge. Die Frauen sind schön und kleiden sich gut und geschmackvoll, aber einander zu ähnlich. Die Herren sind sämmtlich gleichgekleidet. Und das kann hier auch nicht anders sein. Im Grunde ist es gut und löblich, aber es ist nicht günstig für einen malerischen Effect. Und noch weniger schien mir die geistige Individualität ausgeprägt genug zu sein, um das äußere Gepräge zu ersetzen. Allein dazu muß es ein mal kommen.

In der Oper sah ich Abends einen großen schönen Saal, prächtige Toiletten in den Logen und auf der Bühne eine Primadonna (als Desdemona), gegen die ich weiter nichts einzuwenden hatte, als daß sie einen so unausstehlichen Othello lieben konnte. Musik, Ausführung, Gesang und Scenerie, Alles ziemlich gut (mit Ausnahme des Othello), nichts ausgezeichnet. Man

möchte ſagen: — „Ce n'est pas ça!“ — Aber nichts, was denken ließ: — „C'est ça!“ — wie ein Ton, ein Blick, eine Bewegung von Jenny Lind.

Am vergangenen Sonntagabend wurde in demſelben Saal, in welchem ich zuletzt Channing hörte, ein Vortrag über „chriſtlichen Socialismus“ von einem Mr. Henry James, einem reichen und — wie man ſagt — auch einem guten Mann, gehalten. Seine Lehre erkannte kein Recht, als das der unwillkürlichen Attraction, keine Größe, als die der Kraft, keine Pflicht, als die künſtleriſche Verehrung der Schönheit, keinen Gott, als den Ueberall und Nirgends des Pantheismus an. Nach dieſer Rede, die mit hinreißendem Feuer und ſchlagendem Geiſt ex tempore geſprochen wurde, trat Channing auf und ſagte, wenn die ſoeben ausgeſprochene Lehre chriſtlicher Socialismus wäre, ſo — möge er ſich nicht dazu bekennen; dieſer Gegenſtand müſſe gründlich erörtert werden; er ſähe, daß der Redner irre, und wolle deshalb den nächſten Sonntag die Frage wieder aufnehmen und die Irrthümer in den eben entwickelten Anſichten nachweiſen.

Dieſe Angelegenheit hat Aufſehen erregt, denn beide Redner ſind Mitarbeiter an einer Zeitſchrift, „The spirit of the age“ genannt, und beide ſind Männer von ausgezeichneter Begabung. Ich freue mich darüber, denn ich erhalte dadurch nochmals Gelegenheit, Channing zu hören, bevor ich Neuyork verlaſſe, und noch dazu über einen ſo intereſſanten Gegenſtand unſerer Zeit.

Der nächſte Brief, den du von mir empfängſt, wird wol aus Neuengland kommen. Am nächſten Montag reiſe ich mit Springs dahin, um die „Thankgivings“ zu feiern. Das Haus des geiſtreichen edeln Dichters Lowell wird eins der erſten ſein, in welchem ich nach der „Thankgivingsreiſe“ und den Feſtlichkeiten ausruhen werde. Die Einladung von ihm und ſeiner Gattin kam, während ich bei Downings war. Allein ſeit dieſer Zeit habe

ich kaum etwas Anderes thun können, als von Haus zu Haus zu fahren. Intereſſant, aber mühevoll. Denn man muß ſtets, wenn auch nicht mit Geiſt, doch wenigſtens mit guter Laune und mit Kraft, ſich zu unterhalten und angenehm zu ſein, ausgerüſtet erſcheinen, während man ſich oft ſo matt und unangenehm fühlt, daß man zu nichts Anderm taugt, als in einem Winkel zu ſitzen, zu ſchweigen oder zu ſchlafen. Aber — Gott ſei Dank für alles Gute und Freudige! O, und um wieviel freudiger würde ich dieſes Leben voller Feſte und belebender Eindrücke finden, wenn ich nur wüßte, daß du, meine gute Agathe, auch heiter und leidlich geſund wäreſt. Sehr viel können wir von dieſer Zeit des Jahres nicht verlangen. Ich küſſe der Mama die Hand, danke für den lieben Brief und umarme dich über das große Weltmeer hinweg.

Sechster Brief.

Westborough, 2. December 1849.

Meine gute, liebe Agathe! Ich schreibe dir dies mal aus einer kleinen Stadt in der Nähe von Boston, indem wir den Eisenbahnzug erwarten, der uns, nämlich mich, Mr. und Mrs. Spring, ihren kleinen Sohn Eddy und den Professor Bergfalk — den ich zum Mitkommen verlockt habe — Nachmittags fünf Uhr mitnehmen soll. Bergfalk darf sich hier nicht in die Bücher vergraben, wie in Schweden; er muß hinaus und etwas vom Leben und von den Menschen sehen und das Danksagungsfest — das wahre amerikanische Nationalfest — im Herzen desjenigen Staates mitfeiern, in welchem es entstanden ist und noch ewig lebt. Wenn der Winter kommt, kann er sich mit seinen lieben Büchern einlesen. Wahr ist es, daß Bergfalk nicht schwer zu überreden war, sondern gern und willig mitkam.

Ich schrieb dir zuletzt aus Neuyork während meiner dortigen Kämpfe. Es war etwas Peinliches; und in Brooklyn wurde es auch nicht besser. Fremde vom Morgen bis zum Abend; und obgleich darunter mehre sehr liebenswürdige Persönlichkeiten waren, so sehnte ich mich doch häufig blos danach, mich niederlegen und schlafen zu können.

Ich muß dir jedoch von den Stunden erzählen, in denen das lebhafteste Interesse alle Schläfrigkeit und

Mattigkeit vertrieb und mich munterer machte, als ich jemals geweſen bin. Unter dieſen ſteht der Abend, an welchem Channing ſeinen angekündigten Vortrag hielt — der Sonntagabend — obenan. Diesmal war Channing von ſich ſelbſt erfüllt und ſeine Rede floß wie ein klarer Strom dahin, logiſch, glänzend, trefflich nach Inhalt und Ausführung. Es war für mich ein wahres geiſtiges Feſt. Channing ſtellte die Idee von einer perſönlichen Gottheit, der chriſtlichen Gottheit, dem Ueberall und Nirgends des Pantheismus gegenüber, entwickelte die aus der Perſönlichkeit Gottes hervorgehende Pflichtenlehre, Schönheitslehre und Unſterblichkeitslehre als gültig für jeden Menſchen und für jede menſchliche Geſellſchaft, und zeigte, wie nur auf dieſem Grund der chriſtliche Socialismus oder die chriſtliche Staatslehre beſtehen und die Menſchheit ihrem höchſten Ziel entgegenführen könne. Channing unterbrach ſich nicht ein einziges mal und wiederholte kein einziges Wort bei dieſem Vortrag, getragen von einer gleichmäßigen Eingebung, ausgeführt mit einer Hingebung ohne Uebertreibung, ohne Leidenſchaft, nie die Regeln der Aeſthetik verletzend, mit einer Polemik, die der Güte nicht widerſprach. Nur ein mal ſagte er mit etwas ſchärferer Betonung: — „Wer den Dualismus der menſchlichen Natur nicht in ſich ſelbſt gewahr worden iſt, nicht mit einem niedrigern Selbſt gekämpft hat, ſteht entweder außerhalb der Menſchheit oder — iſt tief zu beklagen.“ —

Der Saal war gedrängt voll von Menſchen; die tiefſte Aufmerkſamkeit herrſchte. Nach Beendigung des Vortrags wurde Channing von einem Kreis glückwünſchender Freunde umringt. Ich ſah auch den frühern Sprecher, Mr. H. James, zu Channing gehen und ſeine Hand freundlich auf deſſen Schulter legen, indem er ſagte: — „Sie haben mir unrecht gethan! Sie haben mich misverſtanden!“ — Er ſah bleich und aufgeregt, aber keineswegs erbittert aus.

Ich war mit Channing allein in einem kleinen Wagen an diesem Abend von Brooklyn nach Neuyork gefahren und hatte bemerkt, wie Channing während dieser Fahrt seine Gedanken zu zerstreuen und mit andern, dem beabsichtigten Vortrag gänzlich fremden Gegenständen zu beschäftigen wünschte. Als er mich nach dem Vortrag an den Wagen zurückführte und wir uns trennen sollten (er sollte in Neuyork bleiben, ich mit Springs nach Brooklyn zurückkehren), konnte ich nicht unterlassen, ihm zu sagen: — „Wie glücklich müssen Sie sich heute Abend gefühlt haben!“ — „Ja“ — antwortete er, mit einem halben Seufzer — „aber ich habe H. James verletzt.“ — Dann reichte er mir die Hand mit seinem gewöhnlichen strahlenden Lächeln und sagte: — „Farewell! We shall meet in the morning!“ — Aber wann kommt dieser Morgen? Wir scheiden jetzt auf lange Zeit. Aber wahr ist es, wenn man mit einem Geist wie Channing zusammentrifft, muß es stets sein, als ob Einem der Morgen anbräche.

Einer Abendgesellschaft bei Springs erinnere ich mich mit besonderm Vergnügen. Raum, Luft und Blumen waren zur Genüge, auch viele angenehme Persönlichkeiten vorhanden. Eine edelschöne jugendliche Miß Sedgwick declamirte ein Gedicht mit sehr viel Pathos in der Stimme, aber im Uebrigen ganz ruhig. Sie und ihre schöne Schwester trugen lebende Chrysanthemen im Haare. Ein allerliebstes junges Mädchen spielte auf dem Fortepiano ihre eigenen Compositionen, sprühend von köstlichem Leben. Der junge Cranch sang. Man tanzte auch. Es war ein ein fröhliches, angenehmes, geselliges Leben, zu welchem Alle das Ihrige beitrugen und wo Alle einander selbst und das Leben zu genießen schienen.

Am Montag früh reisten wir ab und nahmen unsern Weg durch Connecticut. Ich verließ Neuyork und Brooklyn mit dem Gefühl, als ob mir eine Menge unbeantwortete Briefe und Einladungen, unbesuchte Schulen und

Anſtalten hinterhergelaufen kämen. Ich hatte ein böſes Gewiſſen. Ich räumte in der That das Schlachtfeld. Ich konnte nicht anders. Und wenn ich aus zehn Perſonen beſtanden hätte, ſo wäre ich nicht im Stande geweſen, alle Einladungen, Anerbietungen u. ſ. w. zu beantworten; und ich bin doch blos eine Perſon. Aber ich werde nach Neuyork zurückkommen. Ich will noch etwas mehr von ſeinem Beſten und Schlimmſten ſehen, und unter dem Letztern namentlich den Theil der Stadt, welcher „five points“ genannt wird, aus fünf zuſammenlaufenden Straßen beſteht und der ſchlechteſten und gefährlichſten Bevölkerung der Stadt eine Zuflucht bietet. Ich fragte im Scherz Mr. Downing, ob er mit mir durch „the five points“ gehen wollte. Er antwortete ganz beſtimmt: „— „Nein.“ — Ach! „Il bello è il buono“ findet ſich dort nicht. Aber mehr als das Gute und Schöne ſuche ich die Wahrheit, die Wirklichkeit in Allem und überall. Ich muß auch etwas mehr von „the five points“ des vornehmen Lebens in Neuyork kennen lernen; denn ich weiß, daß ſich daſelbſt, wie in allen großen Städten, auch in den höhern Kreiſen des Lebens die fünf häßlichen oder gefährlichen Punkte vorfinden. Zu dem erſten dieſer Punkte rechne ich die langen langweiligen Mittagseſſen.

Neuyork kam mir im Aeußern wie eine mühſelige und beſchwerliche Stadt, ohne Schönheit und Intereſſe vor. Es ſind ſchöne und ſtille Stadttheile mit ſchönen Straßen und Häuſern da, aber das Leben auf den Straßen iſt todt; im Broadway dagegen iſt ein unendliches Gewimmel und Getümmel, Gelärm und Gepolter; und in der eigentlichen City drängt man ſich wie um das liebe Leben, während die abſcheulichſten Gerüche die Luft verpeſten. Neuyork iſt die letzte Stadt in der Welt, die ich bewohnen möchte. Aber ſie iſt auch nur wie ein großes Hotel, wie eine Karavanſerai für Amerika und Europa anzuſehen. Wahr iſt es allerdings, daß ich dort

mich ſtets ſo angegriffen und athemlos gefühlt habe, daß ich nicht Zeit behielt, mich nach etwas Schönem umzuſehen. Aber Brooklyn weiß ich Dank! Da kann man leben und ſchlafen.

Aber nun weiter auf der Reiſe durch das Connecticutthal zu den kleinen Wohnungen in Neuengland, dem älteſten Heimatland der Pilger.

Nachmittags kamen wir nach Hartfort. Wir waren für den Abend zu Mrs. Sigourney, der Verfaſſerin der „Pleasant memories from pleasant lands“, eingeladen; und bei ihr ſchüttelte ich die Hände — mit der ganzen Stadt, glaub' ich, vom Biſchof — einem hübſchen alten Prälaten — an bis zum Schulmädchen, und ſpielte meine gewöhnliche geſellſchaftliche Rolle.

Mrs. Sigourney, eine ſehr freundliche, ein bischen empfindſame, aber recht angenehme Frau, in Grün gekleidet, etwa 50 Jahre alt, mit einem gütigen und mütterlichen Weſen, wollte mich durchaus über Nacht behalten; ich durfte daher nicht in mein behagliches Zimmer im Hotel zurück, wie ich doch ſehr wünſchte, um dort ruhen und ſchweigen zu können. Am Morgen vergaß ich jedoch dieſe kleine Beſchwerde beim Frühſtück über der Unterhaltung mit meiner freundlichen Wirthin und deren liebenswürdigen einzigen Tochter. Die Sonne ſchien ins Frühſtückszimmer und das Haus trug den Charakter einer guten, liebeswarmen Häuslichkeit. In ſolchen Häuſern fühle ich mich ſtets wohl und möchte gern länger darin verweilen.

Mrs. Sigourney ſchenkte mir ihre geſammelten poetiſchen Werke, und ich las daraus ein Gedicht, „My country“ betitelt, für das ich ihr die Hand küſſen mußte, ſo ſchön war es, und ſo edel und echt weiblich der Geiſt, der darin lebte. Wie gut und ſchön klingt nicht von einer Mutter die Ermahnung an den Boden der Neuen Welt:

— „Sei eine Mutter für alle bedrückten Völker der Erde; gib eine neue Heimat und neue Hoffnungen allen

Söhnen und Töchtern der Erde, die in deinen Schoos ſich flüchten; theile ihnen deine Schätze, deine Freiheit, dein Glück und allen deinen Segen mit!“ —

Nach dieſer trefflichen Morgenſtunde mußte ich wieder Fremde ſehen und wurde in dem Wagen meiner freundlichen Wirthin hinausgebracht, um die Stadt zu beſehen, die mir wohlgebaut und wohlgelegen vorkam. Die öffentlichen Gebäude ſind die größten und ſchönſten in der Stadt. Aber alle Häuſer, ſowol innerhalb, als außerhalb der Stadt, zeugen von Wohlhabenheit und Wohlbefinden. Um die Mittagszeit nahm ich Abſchied von meinen neuen Freunden in Hartfort und verſprach — wiederzukommen.

Von der Eiſenbahn aus begrüßte ich das Vaterhaus Marcus Spring's, das ländliche Haus und die Heimat, wo er mit mehren ſeiner Geſchwiſter erzogen worden war und das ſeine Blicke mit Liebe aufſuchten. Der Mond ging auf und beglänzte die Fluten des Connecticutfluſſes, an deſſen Seite ſich die Eiſenbahn hinzog. Aus den Factoreien am andern Ufer des Fluſſes erglänzten Lichter. Ich ſah dieſes Schauſpiel wie im Traume, Stunde auf Stunde, und ſah deſſen Schönheit mehr als ich ſie fühlte; denn die Bewegung und das Geraſſel des Dampfwagens wirkt betäubend und ermüdend auf mich.

Ziemlich ſpät kamen wir nach Worceſter, wo wir zum Maire eingeladen waren, der uns zu Ehren an dieſem Abend offenes Haus hielt. Sobald wir angekommen waren, mußten wir Toilette machen und in große Geſellſchaft gehen. Da in der Stadt eine große Zuſammenkunft von Schullehrern und Lehrerinnen des Diſtricts war, ſo war das Haus ſo voll, daß man ſich darin kaum bewegen konnte; und mein Wirth ſelbſt kannte die Namen vieler Perſonen nicht, die er mir vorſtellte. Allein das war für mich ganz gleich, denn ich faſſe und merke die fremden Namen höchſt ſelten; und freundliche Menſchen ſind mir zu einem freundlichen Händedruck alle

gleich willkommen. Wir hatten auch schöne und herzliche Bewillkommnungsgesänge und Blumenspenden von hübschen jungen Mädchen und Männern. Ich spielte ihnen Neck's Polska vor und Rebecca Spring erzählte statt meiner die Sage von dem Neck und dem Priester, deren tiefer Sinn stets die Gemüther erregt und außerdem ein guter Repräsentant der skandinavischen Naturpoesie ist.

Unter den anwesenden Gästen war auch der berühmte Schmied und Sprachkenner Elihu Burrit, ein sehr langer, starkgegliederter Mann mit einer ungewöhnlich hohen Stirn, großen, schönen Augen und überhaupt mit schönen kräftigen Zügen; ein Mann, der wegen seiner Gestalt und wegen des ungewöhnlich milden und menschenfreundlichen Ausdrucks in seinem Gesicht in jeder Gesellschaft Aufmerksamkeit erregen würde. Er kam soeben von einem Friedenscongreß in Paris, glaube ich, und sprach für die Grundsätze des Friedens, von denen Viele in diesen ältesten Ländern der Pilger sprechen und lehren. Ich erklärte mich für eine Freundin des Kriegs, eines guten, rechtmäßigen Kriegs, so lange wenigstens, als der Friede nicht eine große und gute Existenz auf der Erde hat. Aber wie ist es denn jetzt während eines langen Friedens in den Ländern der Erde? — Heben nicht Tausende von kleinen Zwergen ihre Häupter empor und fechten mit Stecknadeln oder Federspitzen, nach rechts und links stechend und kratzend, kleinliche Gesinnung, Selbstsucht, Bitterkeit, kleine Aergernisse, elende Vergnügungen, Geschwätz und Verdruß in jedem Winkel aufrufend? — Ist nicht die Gesellschaft in tausend kleinliche Zwistigkeiten und kleine Kämpfe zersplittert? — Dann kommt ein ernster, ehrlicher Krieg, gleich einem Riesen, der die Zwerge zerschmettert. Die Menschen vergessen ihre kleinen Kämpfe über ihren gemeinsamen großen Interessen. In diesen werden sie wieder Brüder. Und nach den Riesen kommen die Götter und mit ihnen kommt eine Erneuerung des Lebens. Die Menschen müssen bedeutend

wachsen an Gemüth und Intelligenz und der Staat muß in seiner Arbeit wachsen, bevor sie von einem allgemeinen Frieden sprechen können. An diesem muß von innen herausgearbeitet werden.

Unter den Fragen, die an diesem Abend an mich gerichtet wurden, war auch die: — „Was halten Sie davon, daß so viele Leute kommen, um Sie zu sehen?“ — „Ich wünschte, daß ich schöner wäre!“ antwortete ich der Wahrheit gemäß.

Unser Wirth war ein Mann von angenehmer Persönlichkeit, offen und ehrlich, wie ein echter Amerikaner; seine Frau war eine feine und zuthuliche kleine Quäkerin, mit dem Gepräge des Friedlichen und Fertigen, welches die Frauen dieser religiösen Sekte auszeichnet und sie für mich besonders angenehm macht. Ihr stilles Wesen und das „Du“, womit sie Alle anreden, gefallen mir. Sie hatte ein einziges Kind gehabt und verloren und dafür einen kleinen Knaben an Kindesstatt angenommen, der sie wie eine Mutter liebte und sich ohne sie nicht wohlbefand.

Den Vormittag des folgenden Tags verbrachten wir mit Besuchen in verschiedenen Häusern, mehren Quäkern gehörend und durch Ordnung und Sauberkeit, aber auch — wie mir schien — durch etwas Steifes und Leeres, was mich bedrücken würde, ausgezeichnet. Dann setzten wir unsern Weg nach Oxbridge fort, wo wir das „Thankgivingsfest“ feiern wollten.

Wir wohnten bei einem jungen neuvermählten Paar, einem Arzt und seiner hübschen Frau, einer Schwestertochter Marcus Spring's. Sie hatten ihr Haus nach einem Riß Mr. Downing's gebaut, ihren Garten ebenfalls nach seiner Anweisung angelegt und lebten hier allein und ohne Bedienung, indem die Frau selbst alle häuslichen Geschäfte besorgte. Und dies soll auf vielen kleinen Besitzungen in den Staaten Neuenglands der Fall

sein, theils der Ersparniß halber, theils wegen der Schwierigkeit, gute Dienstleute zu bekommen.

Ich lag des Nachts in einem kleinen Schlafzimmer ohne Feuerstelle, wie es hier zu Lande Sitte ist. Aber die Nacht war sehr kalt und ich fror dermaßen, daß ich auch nicht eine Minute schlafen konnte. Dazu wurde ich während dieser langen Nacht von einigen, keineswegs angenehmen Zweifeln heimgesucht, ob ich das hiesige Leben und so Vieles, dessen ich gänzlich ungewohnt bin, auf die Länge aushalten würde. Aber als die Sonne aufging, beglänzte sie eine kleine weiße Kirche, die mit ihrem spitzigen Thurm aus einer Tannenwaldung auf einem Hügel gerade vor meinem Fenster aufstieg, und die ganze Landschaft erglänzte in der Morgensonne so frisch, so nordisch, so schwedisch, daß ich davon ganz warm im Herzen wurde und den „Danksagungstag" mit recht dankbaren Gefühlen begrüßte. Die ganze Gegend, welche von der Morgensonne beschienen wurde, war mit ihren Gebirgshöhen und Thälern der Natur in unserer Heimat wirklich sehr ähnlich, und ich dachte an die Christmette in unserer Kirche mit Lichtern, Tannenwäldern, hellerleuchteten Stuben, Schlitten, Schellen und dem ganzen heitern festlichen Leben! Aber unsere kleinen rothangestrichenen Häuser in der Heimat waren hier in kleine weiße Häuser verwandelt, die bedeutend wohlhabender aussehen.

Meine Hände waren so starr vor Kälte, daß ich mich nur mit Mühe ankleiden konnte. Ich zitterte vor Frost am ganzen Leibe als ich zum Frühstück hinunterging in den kleinen Saal, in welchem ein eiserner Ofen eine erstickende Hitze verbreitete. Das Frühstück war, wie gewöhnlich hier zu Lande, reichlich und gut. Aber ich kann nicht glauben, daß diese reichen erhitzenden Frühstücke gesund sind.

Nach dem Frühstück gingen wir in die Kirche — denn dieser Tag wird im ganzen Lande wie ein Festtag

betrachtet. Der Prediger zählte alle Veranlassungen zur Dankbarkeit auf, welche die versammelte Gemeinde hatte, im Allgemeinen, wie im Einzelleben, alles Gute, was sie seit dem Dankſagungsfest des vergangenen Jahres erlebt hatte; und obgleich der Prediger augenscheinlich keine poetische Natur war und die Geschichte des vergangenen Jahrs so ziemlich im Chronikenstil, „on this solemn and interesting occasion", hielt, so wurde die letztere doch reich und belebend durch ihren Inhalt und ihren Zweck.

Warum haben wir, warum hat nicht jedes Volk einen solchen Festtag im Jahre. Er ist ein Bedürfniß des edlern Volksherzens und trägt dazu bei, das edelste Verhältniß der Erde zu dem himmlischen Geber zu entwickeln. Gegenwärtig haben wir mehre öffentliche Bettage, aber keinen besondern Tag für die Dankſagung. Das ist nicht recht und nicht edel.

Ich habe hier mehre mal nach der Entstehung dieses Festes gefragt. Aber es ist merkwürdig, wie wenig Zuverlässiges man über dessen historischen Beginn weiß. Man weiß blos, daß es in den ersten Zeiten der Pilger in Amerika entstanden ist und sich als ein Theil und Ausdruck des höhern Volksbewußtseins in der Kirche erhalten hat. Ich habe jedoch erzählen hören — und das kommt mir wahrscheinlich vor — daß es in der ersten Entstehungszeit der Colonie aufgekommen ist, als nach einer Zeit des größten Mangels in der Colonie und bei Annäherung einer wirklichen Hungersnoth auf ein mal fünf mit Getreide belastete Schiffe aus England angekommen sind. Deshalb pflegte man lange Zeit in Massachusetts bei diesem Fest zum Mittagsessen fünf Getreidekörner auf den Teller jedes Gastes zu legen; und diese Sitte soll in manchen Theilen dieses Staats noch jetzt bestehen.

Das Wetter war sonnig, aber kalt, als wir nach der Kirche durch die ländliche Stadt mit ihren kleinen Höfen und Gärten wanderten und die wohlgekleideten Einwohner

aus der Kirche in ihre Wohnungen zurückkehren sahen. Alles und Alle zeugten von Ordnung und Wohlstand, ohne Eitelkeit und Luxus.

Wir nahmen unser Mittagsessen in großer Gesellschaft, an einer reichen und zugleich einfachen Tafel bei einem Verwandten von Marcus Spring ein. Abends waren wir bei seiner Schwester und seinem Schwager — den Aeltern unserer hübschen Doctorsfrau — die eine große Farm in der Nähe von Oxbridge besitzen und bewirthschaften, und fanden daselbst die ganze Familie versammelt. Die Hausmutter, eine stille, angenehme, mütterliche Frau, „lady-like“ in ihrem Benehmen, wie ihre Schwester im Phalanstere von innerm Adel und von Feinheit der Seele, gefiel mir ungemein. Ebenso gefiel mir im Allgemeinen das einfache herzliche Volk in dieser Gegend, das weit inniger und viel weniger frageluſtig als die Leute war, die ich in großen Gesellschaften getroffen hatte. Wir hatten ein großes Abendessen mit den beiden unvermeidlichen Gerichten des „Thankgivingsfestes“: — Truthahn und Pumkinpudding. Man behauptet deshalb, die Truthähne in den Staaten Neuenglands sehen ganz melancholisch aus, wenn sich die Zeit der „Thankgivings“ nähere, weil dann eine große Verheerung unter ihnen angerichtet werde.

Der Prediger — derselbe, welcher die Morgenpredigt gehalten hatte — sprach den Segen bei Tische, der sehr lang ausgefallen sein würde, wenn er nicht auch inhaltsreich gewesen wäre; so hielten wir ihm denn sein „on this solemn and interesting occasion“, welches Einige von uns Blicke und Lächeln wechseln ließ, diesmal zu Gute. Nach dem Essen tanzten die jungen Leute. Ich lehrte sie den Tanz „Wolle weben“ und spielte auf dem Fortepiano die Weise dazu, die großen Beifall gewann.

Gegen Mitternacht waren wir wieder in unserer lieben Heimat, wo Marcus und Rebecca Spring sich mein früheres kaltes Schlafzimmer zugeeignet hatten, während

für mich ein Bett in das kleine hübsche „Parlour" geschafft worden war, in welchem ich ein glühendes Kohlenfeuer und einen Brief von Downings fand, der mich noch mehr erwärmte als das Feuer — es war fast zuviel des Guten! Marcus und Rebecca versicherten, daß sie ein kaltes Schlafzimmer liebten und daran gewöhnt wären. Und das kann wol auch der Fall sein, aber — — — sie sind auch so sehr gut! —

Am Morgen kam meine kleine Wirthin mit dem Kaffee, den sie selbst gekocht hatte, zu mir herein und bediente mich außerordentlich gewandt. Ich bin dankbar, aber etwas verschämt, und würde es nicht angenommen haben, wenn ich jünger und rüstiger wäre, als ich bin.

Bergfalk hatte ebenfalls tüchtig gefroren, obwol er bei Marcus Spring's Schwester und Schwager gut beherbergt und gepflegt worden war.

Freitags Vormittag fuhren wir nach „Hopedale Community", einer kleinen socialistischen Anstalt, einige Meilen von Oxbridge entfernt, wo Springs ebenfalls Verwandte und Freunde haben. Der Tag war mild und die Luft weich, die Reise über die noch ganz grüne Erde angenehm. Einer von Spring's jungen Schwestersöhnen fuhr uns.

„Hopedale Community" ist eine kleine Gesellschaft, ganz und gar auf christlichem Boden und mit einer patriarchalischen Verfassung. Der Patriarch und Vorsteher Adin Balou, ein hübscher alter Herr, empfing uns in der Umgebung einer zahlreichen Familie. Jede Familie hat hier ihr besonderes Wohnhaus mit einem Garten. Die meisten Mitglieder sind Handwerker und Ackerbauer.

Auch hier wurden wir mit Bewillkommnungsgesängen und Blumen empfangen. Auch hier bemerkte ich an den jungen Leuten ein besonders heiteres frisches Leben und sah mit Freude die lebensfrohen Gruppen, von der Sonne beleuchtet, sich zwischen den kleinen hübschen Wohnhäusern verlieren. Die Kirche der kleinen Gemeinde, zugleich ihr

Schulhaus, kam mir dagegen sehr unkirchlich vor. Einige moralische Denksprüche: — „Hope on, hope for ever!“ — und: — „Try again“ — u. s. w., waren an den nackten Wänden zu lesen. Das poetische Element war hier etwas lebendiger als in dem Phalanstere zu Neujersey. Die Moral bildete indessen auch hier den Kern, und die Poesie war blos Zusatz — der Zucker auf dem Kuchen der Moral.

Wir aßen Mittags in einem trefflichen kleinen Hause. Man legte den Gästen keine Fragen vor, sondern unterhielt sie gut und freundlich. Ein Neger und seine Frau kamen und wünschten Mitglieder der Gemeinde zu werden. Ich hätte mich in „Hopedale Community“ besser als in „North American Phalanxtery“ befinden können, theils der abgesonderten Wohnungen, theils des christlichen Glaubensbekenntnisses, theils des Patriarchen wegen, der wie ein Mann aussah, zu welchem man herzliches Vertrauen haben kann.

Die kleine Gemeinde besteht seit etwa sieben Jahren und wird durch dreißig und einige Familien, sowie durch etliche einzelnstehende Personen, zusammen 170 Seelen, gebildet. Jedes Mitglied verpflichtet sich zum Bekenntniß des Christenthums, zur „non-resistance“ und „temperance“. Adin Balou hat einige Schriften über das rechte Verständniß dieser Verpflichtungen herausgegeben und schenkte mir dieselben.

Im Allgemeinen schien mir das Leben in der Besitzung und Gemeinde, die ich jetzt besuchte, wenig heiter und mit wenigem Genuß für Intelligenz und Schönheitssinn verbunden, aber sehr achtungswerth, ernst, gottesfürchtig, arbeitsam, im Ganzen ein guter Grund zu einem starken Volksleben. Aus diesen kleinen Wohnungen müssen ernste Männer und Frauen hervorgehen, Menschen, die das Leben ernst nehmen und zeitig arbeiten und beten gelernt haben.

„Hopedale Community“ spricht seinen Zweck deutlich

aus: — „es will der Anfang in einer kleinen Schale zu den industriellen Armeen sein, welche vordringen müssen, um die unfruchtbaren Länder der Erde zu unterwerfen, fruchtbar zu machen und zu verschönern und aus ihnen würdige Wohnungen für praktisch christliche Gemeinden zu machen; es will die Ausführung allgemeiner Verbesserungen zum Besten der Menschheit." — Praktisches Christenthum ist das Feldgeschrei dieser friedlichen Eroberer.

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!" —

Von meinem gegenwärtigen Kriegsleben schreibe ich jetzt weiter nichts. Obgleich ich mich oft ergötzt und interessirt fühle, denke ich doch fortwährend daran, wie ich irgendwo zu Ruhe kommen soll. Allein damit sieht es übel aus. Jetzt ist auch hier eine Kälte eingetreten, die für mich ein schlimmer Gegner ist; und heute ist ein richtiger Sturm. Ich bin nur begierig, wie es dir geht, mein liebes Herz, und ob du dich in unserer stillen Wohnung in Stockholm recht warm und wohl befindest. Möge es so sein, meine Agathe, und möge der Winter nicht zu streng gegen dich sein!

Boston, Massachusetts, 2. December.

Hier bin ich nun, mein liebes Herz, bei einer tüchtigen Kälte, aber in einem warmen und schönen Zimmer des großen Hotels „Revere house", ein glimmendes Kohlenfeuer zur Gesellschaft, eingeführt von Markus und Rebecca Spring, die mich fortwährend ermahnen: — „Be comfortable! Lassen Sie sich nichts abgehen!" —

Vormittags bin ich mit Springs in der Kirche gewesen und habe eine merkwürdige Art von Predigt von

einem Mr. Parker gehört, einer gewaltigen Natur mit großen Rednergaben, der die Moral des Christenthums auf die politischen und socialen Fragen des Tages und des Landes mit starkem und furchtlosem Geist anwendet. Er hat einen sokratischen Kopf, große wohlgebildete Hände, und sein ganzes Wesen, sein Ausdruck, seine Bewegungen kommen mir echt originell vor — der Ausdruck einer bestimmten und mächtigen Natur.

Abends soll ich an einem „socialistischen Meeting" theilnehmen, falls es mir nicht glückt, in meinem Zimmer zu bleiben und die Ruhe eines Abends zu genießen. Und bäte ich meine Freunde darum, so würden sie meine Bitte gewähren. Aber ich lasse mich von dem Strom treiben, so lange ich ihm zu folgen vermag.

Morgen fahren wir Alle zu Emersons, die in einer kleinen Stadt, Namens Concord, etwa eine Stunde (auf der Eisenbahn) von Boston entfernt, wohnen; und morgen oder übermorgen fahre ich zu Lowells in der Universitätsstadt Cambridge (ungefähr eine halbe schwedische Meile von hier entfernt), woselbst ich einige Tage bleiben und über meinen Aufenthalt in Boston nähere Bestimmungen treffen werde. Mehre Anerbietungen von Herberge, die mir hier gemacht worden sind, führen mich noch nicht in Versuchung. Ich mag mich nicht an Etwas binden, wovon ich nicht weiß, ob es mir völlig zusagen wird. Mich von den guten Spring'schen Eheleuten zu trennen wird mir schwerfallen. Sie gehören zu den allerbesten Menschen und es ist eine unaussprechliche Annehmlichkeit, mit ihnen zusammenzuleben.

Liebe Agathe! Ich schreibe dir sehr unvollständig über Sachen und Menschen hier, aber die hiesigen Sachen und Menschen lassen mir keine Ruhe, über sie zu schreiben. Umsomehr wollen wir einst über sie sprechen und umsomehr werde ich künftig schreiben, denn die hiesigen Personen und Verhältnisse leben mächtig und auf eine Weise in mir, die mich überrascht und belebt. Ich fühle

tagtäglich, wie nothwendig für mein ganzes Leben und für meine Entwickelung dieſe amerikaniſche Reiſe iſt.

Dienſtag, 4. December.

Soeben bin ich von meiner kleinen Reiſe mit Springs und Bergfalk nach Concord, der älteſten Stadt in Maſſachuſetts und Waldo Emerſon's Wohnſitz, zurückgekommen. Als wir abreiſten, geriethen wir in einen tüchtigen Schneeſturm. Aber die Eiſenbahnwagen waren gut geheizt und man ſitzt in denſelben im allerſchönſten Comfort, außer daß man dann und wann tüchtig durcheinandergeſchüttelt wird; denn die Eiſenbahnen ſind hier bedeutend unebener und holpriger, als diejenigen, auf denen ich in Europa gefahren bin.

Emerſon kam uns durch die kleine Fichtenallee vor ſeinem Hauſe entgegen, barhäuptig mitten im Schneefall, eine ſtille, edle, ernſte Geſtalt mit bleichem Geſicht, ſtark markirten Zügen und Linien und dunkelm Haar. Er kam mir jünger vor, als ich mir gedacht hatte; ſein Aeußeres erſchien mir weniger reizend, aber weit bedeutender. Er beſchäftigte ſich mit uns, und beſonders mit mir in meiner Eigenſchaft als Frauenzimmer und Ausländerin, auf eine humane und angenehme Weiſe.

Emerſon iſt eine ganz eigenthümliche Perſönlichkeit, aber zu kalt und zu hyperkritiſch, um mich anzuſprechen; ein ſtarkes, helles Auge, ſtets umblickend nach einem Ideal, das er auf Erden nicht findet; in Allem Mängel, Halbheiten und Unvollkommenheiten entdeckend und dabei ſelbſt zu ſtark und zu ſehr aus einem Guß, um die Leiden und Schwächen Anderer zu verſtehen. Denn auch Leiden verachtet er als eine Schwäche, die einer höhern Natur unwürdig iſt. Dieſe ſeltſame Menſchennatur ſcheint alſo niemals krank geweſen zu ſein. Aber Kummer hat er gehabt und ſoll denſelben auch tief empfunden haben — davon zeugen einige ſeiner ſchönſten Gedichte. Doch ſoll er ſich durch dieſen Kummer — den Tod

zweier ſchönen und lieben Brüder und eines kleinen lieblichen Knaben, ſeines älteſten Sohnes — nur auf kurze Zeit haben niederbeugen laſſen. Auch ſeine erſte Gattin hat er nach einer blos einjährigen Ehe verloren.

Emerſon iſt jetzt zum zweiten mal verheirathet und hat drei Kinder. Sein jüngſtes Kind, ein kleiner ſchöner Knabe, ſcheint ihm beſonders lieb zu ſein. Mrs. Emerſon hat ſchöne ſeelenvolle Augen, ſcheint aber kränklich zu ſein und hat einen Charakter, der dem ſeinigen ſehr ungleich iſt. Er intereſſirte mich, ohne mich zu erwärmen. Dieſe kritiſche, kryſtallhelle, kalte Natur kann ſehr achtungswerth, ſehr heilſam und auf ihre Weiſe auch ſehr wohlthätig für Den ſein, der ſie beſitzt, und auch für Andere, die — ſich von derſelben wollen richten und kritiſiren laſſen. Aber — — für mich: David's Herz mit David's Geſängen!

Allein infolge der ſehr freundlichen Einladung Emerſon's und ſeiner Frau werde ich in dieſes Haus zurückkehren und dann mehr von dieſer ſphinxähnlichen Perſönlichkeit ſehen.

Von dem Naturprieſter Emerſon, der keiner Kirche angehört und nicht einmal ſeine Kinder taufen laſſen will, (weil er die Natur der Kinder für reiner hält als die der gewöhnlichen erwachſenen ſündigen Menſchen) gingen wir in unſer Nachtquartier zu einem alten ſtrengen Puritaner, wo wir langen Gebeten, knieend nach der Wand gekehrt, beiwohnten. Die einzige Tochter dieſes Hauſes, Eliſabeth H., ein ſchönes, edles, einnehmendes Frauenzimmer, die mit Emerſon's geliebteſtem Bruder verlobt geweſen war und nach deſſen Tod kein anderes Band knüpfen wollte, intereſſirte mich ſehr. Sie iſt augenſcheinlich ein edles und bedeutendes Weſen, und ihre Freundſchaft für W. Emerſon ſcheint mir eine ganz reine und vollkommene zu ſein. Auch ſie hoffe ich im Laufe dieſes Winters wieder zu ſehen.

Heute Morgen ſah es überall in dieſer kleinen idylliſch

hübſchen Stadt Concord wie ein ächter ſchwediſcher Winter aus. Miß H. ging mit mir aus und wir beſuchten das Denkmal, welches den erſten Opfern errichtet iſt, die im amerikaniſchen Freiheitskriege gefallen ſind; denn dieſe fielen hier, wo der erſte blutige Zuſammenſtoß in dieſem Kampfe vorfiel. Es war gegenwärtig beinahe ganz eingeſchneit. Eis und Schnee bedeckten auch den kleinen Fluß, der die Stadt verſchönert und den die Indianer „Musketaquid“ oder „the grassy river“ genannt haben. Emerſon hat mit dieſem Namen eins ſeiner friſcheſten und lieblichſten kleinen Gedichte betitelt. Die Wanderung in der reinen Winterluft, unter den mit funkelndem Schnee bedeckten Bäumen, an der Seite Eliſabeth's, deren Atmoſphäre belebend für mich iſt wie die reine ſonnige Luft, machte mich leicht an Seele und Körper. So begegneten wir Bergfalk, der ganz erwärmt und heiter aus einer Mädchenſchule in der Stadt kam, in welcher er junge Mädchen mathematiſche Aufgaben hatte löſen hören, die er ihnen zu geben aufgefodert worden war. Sie hatten ihre Aufgaben ſchnell und gut gelöſt. Bergfalk war ganz entzückt über die jungen Mädchen und über die Lehrerin, eine im höchſten Grade „lady-like“ Dame, wie er ſie beſchrieb. Bergfalk hatte eine kleine Rede gehalten, um ſein Vergnügen auszuſprechen; und der würdige und einnehmende Prediger, der ihn begleitete, war nicht minder für ihn ſelbſt eingenommen, ſowie die ganze Mädchenſchule hoch entzückt über „the professor“ — wie er auf unſerer ganzen Reiſe genannt wurde — geweſen war. Den Namen Bergfalk verſuchte gar Niemand auszuſprechen; das galt für ganz unmöglich.

Ich beſuchte auch einige dieſer kleinen Häuſer, in denen Alles comfortabel iſt, obwol die Herrſchaften ſich ſelbſt bedienen und alle häuslichen Geſchäfte in eigener Perſon beſorgen. Das hat meine Achtung, aber nicht meine Liebe. Ich befinde mich dabei nicht wohl. Man muß für jede Dienſtleiſtung ſo entſetzlich viel danken,

und dennoch würde ein Dienſtmädchen dieſelbe oft weit beſſer gemacht haben.

Wir reiſten am Vormittag zurück, ohne Emerſon wieder geſehen zu haben.

In Bezug auf die Socialiſtenzuſammenkunft geſtern Abend muß ich dir ſagen, daß ich daſelbſt eine ganze Menge achtbar ausſehender Leute ſah und Zukunftstheorien darüber vortragen hörte, wie künftig die Menſchen, anſtatt auf dornigen Wegen in den Himmel zu gelangen, auf Roſen dahin wallen würden u. ſ. w. Ich hörte auch verſchiedene hübſche Pläne zu ſolchen Roſenpfaden, ſie zeichneten ſich aber ſämmtlich dadurch aus, daß ſie keinen feſten Anhaltepunkt in der Möglichkeit und in der menſchlichen Natur, wie ſie wirklich iſt, darboten. Im Allgemeinen ſcheinen mir die Socialiſten in der Beurtheilung des menſchlichen Dualismus zu fehlen. Sie ſehen das Böſe in demſelben nicht und glauben, daß Alles in der Welt durch äußere Anſtalten gut gemacht werden könne. Bei ihren Discuſſionen habe ich ein Gefühl, als ob ich in der Luft ginge oder in einem großen Wald herumtappte. Doch darf die humaniſtiſche Seite ihrer Theorien und ihrer Beſtrebungen für das Beſte der Menſchheit nicht verkannt werden.

Der ſchwediſche Conſul in Boſton, Benzon, der bei uns war, bot mir durch Rebecca Spring ſein Haus für den Winter an. Dieſes Anerbieten war mir ſehr angenehm, aber ich weiß nicht, ob ich daſſelbe annehmen kann und darf, ſo hübſch und freundlich es auch iſt.

Jetzt, mein liebes Herz, bin ich äußerſt ungeduldig über das unaufhörliche Klopfen an meiner Thüre mit Viſitenkarten und Briefen, und verdrüßlich darüber, daß ich fortwährend rufen muß: „Herein!“ während ich rufen möchte: „Hinaus!“ Ach, ich bin der Bewillkommnungen hier, die mir keine ruhige friedliche Stunde laſſen, im höchſten Grade überdrüſſig.

Morgen will ich nach Cambridge reiſen. Ein gräß-

licher Mord ist neulich daselbst von einem Professor an dem andern begangen worden; die ganze Universität und die ganze Stadt sind in der größten Aufregung darüber. Es ist ein unerhörtes Ereigniß. Da aber der Angeklagte viele gute Bekannte und Freunde hat und stets als ein guter Gatte und insonderheit als ein guter Vater bekannt gewesen ist, so kämpfen Viele für seine Unschuld. Er ist jedoch in Haft gebracht worden. Außer diesem Mord spricht man jetzt kaum von etwas Anderm.

Ich muß dir noch sagen, daß ich bei allen meinen Strapatzen mich vollkommen wohl befinde und meinen Aufenthalt in Boston so einzurichten gedenke, daß ich mehr Ruhe haben werde. Ich will einen oder zwei Empfangstage in der Woche bestimmen und die übrige Zeit für mich selbst zum Leben behalten. Ich fühle, daß mir dies nöthig ist.

Bergfalk ist gewandt, rasch und überall beliebt. Er grüßt die Mama und dich herzlich. Grüße von mir aus vollem Herzen Hagberg, Marie und Christine, unsere Diener und Freunde.

Nachschrift.

In Bezug auf Emerson muß ich dir noch sagen, daß ich nicht gewiß bin, ob ich ihn richtig beurtheilt habe. Ich bekenne, daß ich mich durch die geringschätzige Art einigermaßen verletzt fühlte, in der er sich — mehr in seinem Wesen, als in seinen Worten — über Dinge und Personen äußerte, die ich bewunderte. Ich bin nicht gewiß, ob nicht seine Bestimmtheit und eine Art von Größe, gegen welche die meinige so klein ist, mich in Versuchung gebracht hat, die Fabel von dem Fuchs und den Weintrauben darzustellen. Gewiß ist, daß Emerson's Wesen und Benehmen einen Eindruck auf mich gemacht haben, der ganz verschieden von dem ist, den andere hochmüthige Naturen auf mich gemacht haben, die ich

leicht als solche erkannt, beurtheilt und gering geachtet habe. Nicht so bei Emerson. Mit ihm dürfte man nicht so leicht fertig werden. Er kann ungerecht und unbillig sein, aber er ist es sicher nicht aus Eigendünkel. Es wohnt in diesem Manne ein höherer Geist. Und ich muß ihn öfter sehen und besser verstehen lernen.

Es mag übrigens mit dieser Bekanntschaft werden, wie es will, ich werde ruhig bleiben. „Wenn wir im Geist verwandt sind, so müssen wir uns begegnen." Und wenn nicht — — — die Zeit ist lange vorüber, in der ich den Menschen zu gefallen wünschte. Ich bin durch die Wüste des Lebens gewandert; ich habe mit eigener Anstrengung und unter vieler Mühe mich auf den Horeb gekämpft, von dessen Spitze ich ein gelobtes Land sah. Und dieser lange Schmerz und diese große Freude haben die Prachtgestalten dieser Welt, Kronen, Lorbern und Rosen in meinen Augen schon lange erbleichen lassen. Ich kann mich für den Augenblick durch sie entzücken oder blenden lassen; aber es ist bald vorüber. Was sie geben, macht mich nicht reicher, was sie mir nehmen, nicht ärmer. Ich könnte in gewissen Stunden zu ihnen sagen, wie Diogenes zu Alexander: — „Geh' mir aus der Sonne!" — Ich möchte nicht einmal zu diesem stolzen Sterndeuter Waldo Emerson gehen, wenn ich nicht meinen eigenen Himmel mit seiner Sonne und seinen Sternen hätte, deren Herrlichkeit er kaum ahnt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Heimat in der Neuen Welt.

Zweiter Theil.

Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba,

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

Siebenter Brief.

Harvard College (Cambridge), Massachusetts. 15. December.

Nun, mein geliebtes Herz, kann ich ein wenig in Ruhe mit dir plaudern. Nun sollst du und die Mama von meiner Ankunft in diesem Lande und von meinen ersten Schicksalen darin, und wie es mir daselbst gegangen ist und noch geht, erfahren. Aber ich bin wieder recht hungrig nach Briefen aus der Heimat und gräme mich darüber, daß ich seit meiner Ankunft hier nicht mehr als einen Brief erhalten habe und nicht weiß, wie du dich nach deiner Krankheit befindest und wie es der Mama geht und wie Alles daheim steht. Doch muß ich das bald erfahren, und Gott gebe, daß Alles wohl stehen möge!

Zuletzt schrieb ich dir von Boston. Ich lebte dort einige Tage mit meinen Freunden Springs unter einem fortwährenden Duschbad von Zerstreuungen, die mich manchmal ergötzten, manchmal aber auch halb zur Verzweiflung brachten und kaum Athem schöpfen ließen. Einiger Tage und Stunden werde ich jedoch stets mit Vergnügen gedenken. Darunter zuvörderst eines Vormittags, an welchem ich mehre von Massachusetts edelsten Männern um mich sah, Alcott, den platonisirenden Idealisten mit einem ausgezeichnet schönen, blassen, silber-

haarigem Kopf, die Gebrüder Clarke, den Philanthropen Mr. Barnard, den Dichter Longfellow, den jungen echt amerikaniſchen Dichter Lowell (einen wahren Apollo nach dem Aeußern) und Andere. Waldo Emerſon kam auch mit einem lichten Strahl in ſeinem ſtarken Antlitz — und ſchönere Männer, vollkommenere Geſtalten (faſt Alle hoch und wohl proportionirt) kann man nicht leicht ſehen.

An einem andern Vormittag ſah ich die ausgezeichneten Juriſten Wendel Philipps und Charles Sumner — ein junger Rieſe von Geſtalt — und Garriſon, einen der vornehmſten Kämpfer in den Reihen der Abolitioniſten, der deshalb bei einem Auflauf von dem Pöbel durch die Straßen — von Boſton, glaub' ich — wie ein Miſſethäter mit einem Eiſen um den Hals geſchleppt wurde. In ſeinem ſchönen Geſicht und in ſeinen klaren adlerſtarken Augen ſah man den muthigen Sinn, der den Märtyrer ausmacht. Als ich mit ihm ſprach, ſagte ich ihm aufrichtig, daß nach meiner Anſicht das Uebertriebene in dem Verfahren der Abolitioniſten, ihr Mangel an Billigkeit und der gewaltſame Ton in ihren Angriffen ihrer Sache mehr ſchaden, als nützen müſſe. Er erwiderte gutmüthig: „Man muß das ganze Brot verlangen, wenn man hoffen will, das halbe zu gewinnen!“

Er äußerte ſich mild über die Sklavenbeſitzer im Süden und ſagte, daß er viele derſelben perſönlich hoch ſchätze; aber die Sklaverei haſſe er und werde ſie als den größten Feind Amerikas bekämpfen. Und ein Mann, der die Mishandlungen des Pöbels erfahren, das Halseiſen und Hohn ertragen hat, und dennoch feſt ſteht wie vorher, und kämpft wie vorher, deſſen Wille und Charakter verdienen alle Achtung.

Dieſe Herren führten uns zwei kürzlich geflüchtete Sklaven — William und Ellen Kraft — zu. Sie war faſt weiß; ihr Geſicht, etwas gelbblaß, hatte die Züge

des weißen Volksstammes und ein nicht schönes, aber äußerst intelligentes Aussehen. Er war ein völliger, aber ein ungewöhnlich schöner Neger. Sie waren dadurch entkommen, daß sie sich als Mann verkleidet und er ihren Diener vorgestellt hatte. Um der Nothwendigkeit auszuweichen, ihren Namen in die Fremdenbücher zu schreiben (denn sie konnte nicht schreiben), hatte sie den rechten Arm in einer Schlinge getragen und vorgegeben, daß sie eine Wunde daran habe. So waren sie auf der Eisenbahn glücklich aus dem Süden in die nördlichen freien Staaten entkommen.

Beide schienen ganz glücklich zu sein. Ich fragte sie, warum sie ihrem Herrn entflohen wären und ob der Letztere hart gegen sie gewesen sei. — „Nein" — erwiderte sie — „sie haben mich immer gut behandelt. Aber ich entfloh deshalb, weil sie mir meine Menschenrechte nicht zukommen lassen wollten. Ich durfte nie etwas lernen, weder Lesen noch Schreiben." — Man bemerkte die Wißbegierde des weißen Stammes an ihr.

— „Wie steht es denn?" — fragte Jemand aus der Gesellschaft den Neger. — „Man behauptet, es sei nicht wahr, was die Gegner der Sklaverei über die Behandlung der Sklaven sagen, daß dieselben oft gepeitscht und sehr hart geschlagen würden? Reisende, die aus dem Norden kommen und sich lange auf den Plantagen im Süden aufgehalten haben, haben dergleichen nie gesehn." — William lächelte und sprach mit feinem Ausdruck: — „Kinder kriegen die Ruthe nicht in Gegenwart Fremder; sie kriegen nur Schläge, wenn die Fremden es nicht sehen." —

Keiner dieser Sklaven klagte über seine Herrschaft. Und ich, obgleich ich wie jeder denkende Christ die Sklaverei als System und als Institution verdammen muß, enthalte mich eines Urtheils über die Sklaverei und die Sklavenbesitzer in Amerika, bis — ich sie in der Nähe gesehen habe. Ich bin aus Erfahrung mistrauisch gegen

den Parteigeist und dessen Blindheit; und wo ich den erstern wirken sehe, da kann ich nicht folgen, sondern fühle mich zum Widerspruch bereit. Ich will wenigstens Für und Wider in dieser Frage sehen und hören. Gerechtigkeit und Billigkeit vor Allem!

Zwei Abende war ich im Theater und sah Miß Charlotte Cushman — die bedeutendste Schauspielerin in den Vereinigten Staaten — in zwei Rollen, in denen sie hier und in England großes Aufsehen erregt hat, nämlich als Meg Merrilies und als Lady Macbeth. Miß Cushman hatte sogleich nach meiner Ankunft in Neuyork an mich geschrieben und sich freundlich erboten, mir nützlich zu sein, wie sie könne. Hier in Boston stellte sie eine Loge im Theater zu meiner Verfügung, eine Annehmlichkeit, die mir um so lieber war, als ich auch meine Freunde in dieselbe mitnehmen konnte.

Miß Cushman ist eine kräftige Schauspielerin mit sehr viel Energie, aber zu wenig weiblicher Anmuth und zu wenig Färbung, namentlich der sanftern Töne in ihrem Spiel. Dies gilt insonderheit von ihrer Meg Merrilies, die eine entsetzliche Gestalt ist. Miß Cushman stellt in derselben blos die Hexe, blos das Entsetzliche in ihrer Natur dar. Aber auch die entsetzlichste Natur hat Stunden und Züge der Schönheit, wo Sonne, Friede, Thau und Vogelgesang da ist. Ihre Meg Merrilies ist ein wilder Fels im Meer, stets vom Sturm umbraust, mit Wolken und Wogen kämpfend.

Als Lady Macbeth war Miß Cushman ebenfalls zu hart und zu männlich. Nur in der Nachtscene kam sie mir schön vor. Den angstvollen klagenden Ton, den sie ausstößt, als sie das Blut nicht von ihren Händen abwaschen kann, werde ich nie vergessen können. Er ging mir durch Mark und Bein, ich höre ihn noch immer und glaube ihn stets in dunkeln Stunden zu hören.

Miß Cushman persönlich hat mir sehr gefallen. Man sieht deutlich ein ehrliches und kräftiges Gemüth in ihr,

welches das Leben und seinen Beruf mit edelm Ernst erfaßt. Sie hat sich durch große Schwierigkeiten den Weg zu dem Platz gebahnt, den sie jetzt in allgemeiner Anerkennung und ebenso allgemeiner Achtung einnimmt. Sie gehört einer alten puritanischen Familie an und hat, seitdem ihr Vater in Vermögensverfall gerathen ist, ihre Mutter und ihre jüngern Geschwister durch ihr Talent erhalten. Sie sieht im Zimmer fast besser aus als auf der Bühne; die ehrlichen blauen Angen, die verständige Stirn und der offene klare Ausdruck in ihrem ganzen Wesen und in ihren Reden nehmen unwiderstehlich für sie ein.

Ich erfuhr in Boston so viel Wohlwollen und Innigkeit, daß ich gar nicht Alles erzählen kann. Ach, Innigkeit fehlt hier nicht, meine liebste Agathe, und das jugendliche Wesen des Volks bewirkt, daß dieselbe sehr fühlbar wird. Allein es ist ein Unglück, daß man blos eine Person gegen so viele ist, und daß Kräfte und Stimmung nicht ausreichen, diesem Wohlwollen, das man doch so schön empfindet, zu entsprechen. Die einzigen ruhigen Stunden, die ich in Boston hatte, waren diejenigen, die ich im Wagen auf den Straßen verbrachte, wenn ich Anstalten besehen und Besuche abstatten wollte. Gleichwol waren diese Tage angenehm durch Manches und durch den Umgang mit meinen Freunden, den liebenswürdigen Springs. Auch sie genossen dieselben und waren heiter. Angenehme Gegenstände und angenehme Menschen kamen täglich und stündlich, neue Pläne zu neuen Vergnügungen ebenfalls; so wurde ihre Rückreise nach Neuyork und ihre Trennung von mir von Tag zu Tag aufgeschoben.

Mein kleiner weiblicher Doctor, Miß Hunt, hielt alle Tage Jagd nach mir, um mich in ihr Haus zu holen; Lowells kamen, um mich nach Cambridge mitzunehmen. Aber wir, ich und meine Freunde, waren unverbesserlich, trotzten allen Grundsätzen der gewöhnlichen Ordnung und

Worttreue und hatten eben in unſerer Luſtigkeit und in unſerm kleinen unſchuldigen Uebermuth beſchloſſen, in unſerer Grundſatzloſigkeit fortzufahren und noch einige Tage in Boſton, in unſerm heitern Lebenlaſſen, zuſammen zuzubringen, als plötzlich zwei telegraphiſche Depeſchen hintereinander eintrafen, zuerſt an Marcus, dann an Rebecca, mit den Worten: — „Your baby is very sick!“ —

Nun war alle „frolic“ vorüber. Rebecca ſchwamm in Thränen der Angſt; Marcus, mit allen Zeichen des Kummers in ſeinem gutmüthigen Geſicht, ordnete ſogleich Alles zur Abreiſe. Und zu allem Glück konnten ſie mit der Eiſenbahn einige Stunden danach abreiſen und am andern Morgen zeitig in ihrer Heimat, Roſe-Cottage, eintreffen, woſelbſt Rebecca ihren kleinen Knaben gewiß todt zu finden erwartete.

In derſelben Stunde, in welcher ſie abreiſten, wurde ich von dem ſchwediſchen Conſul Benzon in deſſen Haus abgeholt. Das hatten er, Marcus und Rebecca für mich angeordnet. Ich konnte mich von den beiden Letztern nicht ohne Thränen trennen. Ich hatte mich ſo glücklich in ihrer Nähe gefühlt; ſie ſind ſo vortreffliche Menſchen und mußten nun ſo ſehr leiden, obwol es unmöglich iſt, einen Schmerz auf ſchönere Weiſe zu tragen. Und dann — — — ſie ſind ſo unbeſchreiblich gütig gegen mich geweſen! Ich kann nicht ohne Rührung daran denken und kann es in Briefen nicht beſchreiben. Zum Schluſſe mußte ich, aber vergebens, über die Bezahlung meines Aufenthalts in Boſton mit ihnen ſtreiten. Sie behaupteten, ich wäre ihr Gaſt geweſen, und ich durfte für meinen koſtbaren und prächtigen Aufenthalt in „Revere house“ während dieſer Zeit nicht das Geringſte bezahlen. Und die Art und Weiſe, in welcher ſie mir dieſe Artigkeit erwieſen, „als eine Ehre und Artigkeit für ſie ſelbſt“, war ſo, wie ich ſie nie vorher gefunden habe.

Ich nahm faſt für entſchieden, daß Springs ihren kleinen Knaben (the baby) todt finden würden, ſo heftig

ſollten die Zahnkrämpfe ſein, in die das Kind verfallen war. Rebecca erwartete an der Thür ihres Hauſes die Worte zu hören: — „Er iſt auferſtanden, er iſt nicht mehr hier!“ — Aber den Tag nach ihrer Abreiſe kam eine gedruckte telegraphiſche Depeſche mit den Worten: — „Dear friends! Rejoice with us. Baby better. Danger nearly over. Marcus.“ O wie innig freute ich mich!

Abends war ich mit Benzon und Bergfalk bei einem jungen Mr. King, einem geiſtvollen und angenehmen Mann und Freunde Spring's, zu einem Concert, gegeben von der „musical fund society“. Ich hatte ein Billet erhalten, welches mich und meine Freunde einlud, dieſen Concerten während des Winters beizuwohnen.

Ich hörte daſelbſt Beethoven's vierte Symphonie von einem zahlreichen Orcheſter vortrefflich ausführen. Das zweite Adagio darin ergriff mich mit ſeltſamer Gewalt. Ach, wer hat dieſen Mann das innerſte Leben des Herzens, deſſen Aufwärtsſtreben, deſſen Sinken und Wiederaufrichten, deſſen endliche Kämpfe, Anſtrengungen und Siege ſo verſtehen lernen? — Keine Inſtrumentalmuſik hat einen tiefern Eindruck auf mich gemacht als dieſes herrliche Adagio. Die Töne deſſelben erklangen mir wie die Geſchichte meiner eigenen Seele.

Am Sonntag war ich wieder in der Kirche und hörte Mr. Parker predigen. Er ſprach ſein Glaubensbekenntniß ſtark und vollſtändig aus und ich freute mich über ſeine Aufrichtigkeit und über ſeinen Muth, obgleich ich mich nicht über ein Glaubensbekenntniß freuen konnte, das eine ſehr unvollſtändige Auffaſſung der chriſtlichen Offenbarung war und in Chriſtus blos einen menſchlichen und moraliſchen Lehrer erkannte, als ſolchen jedoch das Ideal und Vorbild der Menſchheit.

Parker gehört zu den Unitariern und zwar zu der Fraction derſelben, welche die Wunder und alles Wunderbare in der heiligen Geſchichte leugnet. Was mich wirklich

verletzte, war Parker's Behauptung, daß Christus für sich kein anderes Verhältniß zu Gott beanspruche als das, was allen Menschen zukomme, daß er in der Geschichte blos dastehe als „a modest young man from Galilea". Wie kann ein wahrheitsliebender Mann die Heilige Schrift, und Ausdrücke darin, wie diese: — „Wer mich siehet, der siehet Gott! — Der Vater ist in mir und ich bin in ihm! — Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden!" — und viele andere dergleichen lesen und dennoch mit einer solchen Behauptung hervortreten?

Nach der Predigt, als einige mir unbekannte Damen freundlich und angelegentlich zu mir traten, mich bei der Hand nahmen, mich willkommen hießen und sprachen: — „Wir hoffen, daß Sie befriedigt sind" u. s. w., erwiderte ich ihnen: — „Nicht ganz!" — und lehnte es ab, mit dem Prediger bekannt gemacht zu werden. Ich finde übrigens den hier herrschenden Gebrauch, in der Kirche unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes Bekanntschaften zu machen und Unterhaltungen anzuknüpfen, sehr beschwerlich und durchaus nicht passend.

Nachmittags las Benzon mir, Bergfalk und Mr. King „Essay on the american mind" von Mr. Whipple vor; sehr lebendig geschrieben, nicht ohne Geist und mit großen Aussichten. Das Werk, welches viel besprochen worden ist, gab auch uns viel zu sprechen.

Abends erhielt ich einen Besuch von Mr. Parker. Ich finde so viel Gefallen am Muth und an rücksichtslosem Aussprechen seiner Ansichten und Ueberzeugung, daß ich Parker die Hand reichte und ihm aufrichtig für seine Offenheit dankte. Aber ich sagte ihm ebenso offen meine Einwürfe gegen seine Christologie und wir hielten eine lange ruhige „controversy" miteinander. Ich fand Parker sehr angenehm in seiner Unterhaltung, aufmerksam, mild, ernst und herzlich.

Ich sprach auch meine Einwendungen gegen den unitarischen Standpunkt im Allgemeinen gegen ihn aus und

äußerte namentlich, daß auf demselben viele der größten und wichtigsten Fragen über Gott, die Menschheit und das Leben ungelöst bleiben und nie gelöst werden könnten. Parker hörte mir sehr freundlich und ernst zu, gab mir in mehren Punkten recht und räumte namentlich die Möglichkeit der Wunder ein, wenn dieselben als Wirkungen einer Kraft innerhalb, aber nicht außerhalb der Natur betrachtet würden.

Parker hat einen sokratischen Kopf, ein reines und stark moralisches Gemüth; er ist, wie Waldo Emerson, entzückt von dem sittlichen Ideal, hält dasselbe den Menschen mit starken belebenden Worten vor und wirkt dadurch auf eine höhere Liebe für Wahrheit und Recht in der menschlichen Brust. Aber als Theolog ist Parker nicht stark und spricht nicht gut über das Höchste und Herrlichste in den Lehren der Offenbarung, denn er versteht es nicht. In seiner Polemik gegen die versteinerte Orthodoxie, gegen die versteinerte Kirche ist er oft glücklich und wahr. Aber ich glaube, daß man von ihm sagen kann, was Jemand von einem größern Mann (von Luther) gesagt hat: — „Il a bien critiqué mais pauvrement doctriné.“ — Allein Parker forscht mit Ernst und spricht seine Gedanken ehrlich aus; und das ist stets ein großes Verdienst. Mehr kann man wahrlich kaum von einem Menschen verlangen. Dazu soll er sehr gut sein und sehr viel Gutes thun; und das glaube ich nach seinen innigen schönen Augen. Mir gefiel der Mann.

Am folgenden Tage wurde ich von Benzon nach Cambridge zu Lowells gebracht, deren Haus und Heimat mir eigentlich durch Mr. Downing geöffnet worden war, welcher Lowell den Genuß mitgetheilt hatte, den ich in den Dichtungen desselben gefunden hatte.

Hier bin ich nun seit einer Woche und werde wol noch eine Woche hier bleiben, denn man will mich zurückbehalten und ich will auch gern zurückbleiben, denn ich

befinde mich in dieſem vortrefflichen und angenehmen Hauſe außerordentlich wohl.

Das Haus und die kleinen Grundſtücke in der Umgebung deſſelben gehören dem Vater des Dichters, dem alten Dr. Lowell, einem ſchönen, allgemein geehrten und geliebten alten Mann und dem älteſten Geiſtlichen in Maſſachuſetts. Er hat alle Bäume rings um das Haus gepflanzt, unter denen viele nordiſche Fichten ſind. Um dieſen ehrwürdigen Greis ſammelt ſich die Familie alle Tage zum Morgen- und Abendgebet, und er iſt es auch, der jede ihrer Mahlzeiten ſegnet. Seine Gebete, die er ſtets ex tempore ſpricht, ſind voll von wahrem und innigem Leben; ich fühle dieſelben wie einen erquickenden lieblichen Thau über mein Haupt ſtrömen und ſtehe ſelten trockenen Auges von ihnen auf.

Bei ihm wohnt ſein jüngſter Sohn, der Dichter, und deſſen Gattin, ein ſo ſchönes und glückliches junges Paar, wie man ſich kaum denken kann. Er iſt voll von Leben und jugendlichem Feuer, ſie ſanft, fein und weiß wie eine Lilie und eine der liebenswürdigſten Frauen, die ich noch in dieſem Land geſehen habe; denn ihre Schönheit iſt voller Seele und Anmuth, und ſo iſt auch Alles, was ſie thut und ſagt.

Die beiden Gatten gehören zu denjenigen Menſchen, mit denen man nicht eine Stunde, nein, nicht eine halbe Stunde uneinig ſein kann. Sie hat, wie er, eine poetiſche Natur und hat auch einige Gedichte anonym geſchrieben, die ſich durch tiefes und feines Gefühl auszeichnen. Sonderbar genug bemerke ich bei ihm den tiefen ernſten Geiſt nicht, der mich in mehren ſeiner Dichtungen entzückt hat. Er ſcheint mir vorzugsweiſe glänzend, witzig und heiter zu ſein, beſonders Abends, wenn er ſein „Abendfieber" — wie er es nennt — hat. Seine Reden gleichen dann einem fortwährenden Feuerwerk. Ich finde ihn höchſt angenehm und liebenswürdig. Er ſoll auch unter den jungen Männern viele gute Freunde haben.

Von seinen Dichtungen haben die witzigen und satirischen die meiste Popularität gewonnen, so z. B. seine „Fable for Critics“, in welcher er sich auf eine gutmüthige Weise über Neuenglands Schriftsteller und Schriftstellerinnen (blos eine der Letztern, Miß M. Fuller, ist mit Schärfe behandelt) lustig macht. So haben auch seine zerstreuten politischen und satirischen Schriften sehr viel Glück gemacht.

Zu seinen Verdiensten rechne ich, daß er ganz entzückt von seiner kleinen Frau ist; denn ich selbst bin entzückt von ihr. Es ist ein Zug von Schönheit und Geschmack in Allem, was sie mit dem Geist oder mit dem Körper berührt; und überall verschönert sie das Leben. Unter den schönen Sachen, welche sie im Hause um sich her geschaffen hat, habe ich ein kleines Bassin bemerkt, das voll von schönen Steinen und Schneckengehäusen ist, welche sie selbst gesammelt hat; sie liegen glänzend in krystallhellem Wasser und ringsherum ist eine Kante von Korallen.

Schade, daß diese liebenswürdige junge Frau eine schwache Brust zu haben scheint. Ihre sanfte schwache Stimme zeugt davon.

Zwei kleine hübsche Mädchen, Mabel und Rose (die letztere noch an der Mutter Brust), und eine ältere Schwester des Dichters bilden den übrigen Theil der Hausbewohner. Der geheime Kummer des Hauses ist die Frau des alten Vaters, die Mutter des Dichters, die in stillem Wahnsinn in ihrem Zimmer verschlossen lebt, unsichtbar für Fremde.

Ich habe hier einige Herren von der Universität gesehen, die mich interessirten; unter denselben Mr. Evenett, einen Mann von Kenntnissen und feiner Weltbildung, früher Envoyé am britischen Hofe; den Naturforscher und schweizerischen Professor Agassiz, der ein ungewöhnlich angenehmes Aussehen und Benehmen hat und uns seine Braut, eine lange, blonde, junge Amerikanerin,

vorstellte; einen Professor der Astronomie, der Holmes heißt, wie ich glaube, mit einem schönen ernsten Kopf, gleich einem Christuskopf, und zwei sehr schönen Töchtern. Ich habe auch einige Besuche gemacht.

Der vermeintliche Mord des Professors der Chemie Webster an dem Professor Parkman ist überall der Gesprächsgegenstand des Tags. Man spricht dafür und dagegen. Ein Freund des Angeklagten, ein achtungswerther Richter F., sagte, er wäre vollkommen von Webster's Unschuld überzeugt. So auch eine sehr angenehme und verständige Mrs. Ferrars, die ihn sehr oft und zuletzt nach dem begangenen Mord gesehen hat; damals war er Abends bei ihr, spielte Whist und war „heiterer und angenehmer als gewöhnlich". Der junge Lowell dagegen hält Webster für schuldig, und zwar infolge der Mittheilungen, die er von dessen Jugendgenossen über seinen Charakter und seine Antecedentien erhalten hat. Er soll lange Zeit weit über seine Einkünfte gelebt haben und die Ursache des Mordes soll eine kleine Summe Geldes, „ein paar hundert Dollars", gewesen sein, die er von dem Professor Parkman geliehen hatte und wegen deren Zurückzahlung dieser ihn wiederholt und ungestüm gemahnt hat. Dieser Parkman soll ein sehr seltsamer Mann gewesen sein. Er war sehr reich; dabei konnte er aber arme Leute, denen er Geld geliehen hatte, im höchsten Grade peinigen und verfolgen, bis sie ihm sein Capital gehörig zurückgezahlt oder wenigstens die Zinsen davon abgeführt hatten. Dagegen sandte er solchen Leuten zuweilen am folgenden Tage Geld als Geschenk oder unter irgend einem Vorwand, jedoch nie unter seinem eigenen, sondern stets unter einem fremden Namen. Vor den Menschen wollte er seine schonungslose Gerechtigkeit zeigen. So soll er auch den Professor Webster eine Zeit lang verfolgt haben, bis der Letztere ihn unter dem Vorwand, sein Schuldverhältniß mit ihm abzuwickeln, in sein chemisches Laboratorium zu Boston lockte und ihn dort

auf eine jetzt noch unbekannte Weise ums Leben brachte. Man hat blos einzelne Theile der Leiche entdeckt, die Webster theils zu verbrennen, theils zu verbergen gesucht hat. Webster leugnet den Mord hartnäckig, hat aber im Gefängniß einen Versuch gemacht, sich das Leben durch Gift zu nehmen. Dadurch ist der Verdacht gegen ihn vermehrt worden.

Zu Ende der nächsten Woche verlasse ich Lowells und werde einige Tage bei meinem lieben weiblichen Doctor zubringen, der mir sonst nicht Rast und Ruhe läßt. Später bleibe ich in Benzon's Haus, wahrscheinlich bis ich Boston verlasse. Benzon hat mit Rebecca Spring dergestalt gesprochen, daß diese mich dazu überredet hat; und wie sie die Sache geordnet und mir vorgestellt hat, so ist sie mir lieb und angenehm.

Benzon ist unverheirathet. Da aber die Frau seines Compagnons, Mrs. King, seinem Hauswesen vorsteht, so kann ich ohne Bedenken dort bleiben und — wenn Benzon nach Europa reist, wie er im Monat Januar thun will — mich bei Mrs. King in Kost und Wohnung geben. Das ist für mich sehr angenehm, auch vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet.

Benzon ist ein sehr guter Mann, von edelm Gemüth und feiner Bildung und von so zartfühlendem und anständigem Wesen, daß man eine solche Artigkeit gern von ihm annehmen und dabei auch noch Vergnügen an seinem Umgang haben kann. Ich werde übrigens in seinem Hause freier und friedlicher leben, als ich in irgend einem andern Hause leben könnte. Jedenfalls kann sich diese Angelegenheit nicht günstiger für mich fügen, als es geschehen ist.

18. December.

Guten Morgen, meine liebe Agathe, an diesem hellen, etwas windigen und kalten Tag. Ich sah heute Morgen von meinem Bett aus die Sonne aufgehen und durch

die Fichten vor meinem Fenſter in mein Bett ſcheinen. Schweden und meine Lieben traten mir in dieſem Sonnengruß durch die Fichten ganz nahe, und ich grüßte dieſe neue Sonne für ſie und für mich und begrüßte dieſe Neue Welt, die mir ſo viel Leben und Intereſſe gibt und ſchon gegeben hat.

Ich habe nun in Cambridge einige ſtille Tage verlebt, die ruhigſten, die ich gehabt habe, ſeitdem ich hier im Lande bin; ich habe nur Gegenbeſuche angenommen und blos Abends Geſellſchaft geſehen. Bergfalk iſt nun ebenfalls in Cambridge und ganz glücklich in Geſellſchaft mit einer Bibliothek von 14,000 Bänden und mit verſchiedenen Rechtsgelehrten, die ihn mit Freundſchaft umfaſſen. Mit ihm und mit meinem Wirth beſah ich geſtern die Univerſitätsgebäude und die Bibliothek. In der letztern war ich überraſcht, eine Abtheilung zu finden, in welcher die ſchwediſche Literatnr nicht übel repräſentirt war. Das iſt das Verdienſt des Profeſſors Longfellow; er ſelbſt iſt in Schweden geweſen, hat dieſe Bücher hierhergeſchafft und außerdem Mehres über Schweden geſchrieben, auch einige von Tegnér's Gedichten überſetzt.

Unter den ſchwediſchen Büchern fand ich auch die Edda. Bergfalk bekam das weſtgothiſche Geſetzbuch in die Hände, das er wie einen alten guten Freund behandelte. Er zeigte dem Herrn, der uns begleitete, darin Beiſpiele von Allitteration, die in frühern Zeiten von unſern Vätern bei ihren Schriften ſehr viel angewendet wurde. Die Herren unterhielten ſich eine Weile darüber. Audebon's großes Werk über die Vögel Amerikas, ein wahres Prachtwerk, und dazu ein höchſt geiſtreiches Werk, ſah ich auch in der Bibliothek.

Unter den Beſuchen, die mich intereſſirt haben, iſt einer von Mrs. Ruſſell und ihrer Tochter Ida. Ida iſt in Schweden geboren, wo ihr Vater vor mehren Jahren chargé d'affaire war; ſie verließ Schweden als Kind, hat aber große Liebe für dieſes Land und ſeine Bewohner

behalten. Sie ist ein schönes und angenehmes junges Mädchen. Ihre Mutter sieht aus wie die Güte selbst. — „Ich kann Ihnen nicht viel Unterhaltung versprechen" — sagte sie, indem sie mich in ihr Haus einlud — „aber ich will Sie — — recht gut pflegen!" — („I will nurse you!") Ich mußte sie für diesen guten mütterlichen Willen umarmen, aber, ach, was ich bedarf, ist nicht das fortwährende Herumziehen und Wechseln aus einem Haus in das andere, sondern ein stilles ruhiges Verweilen auf einige Zeit. Ich versprach jedoch zu ihnen zu kommen (sie wohnen auf dem Lande, einige Meilen jenseit Boston), und zwar zum Weihnachtsabend, wo sie eine nordische Bescherung mit Weihnachtstannen, Weihnachtslichtern, Weihnachtsgeschenken und — wie ich merke — mit großem Spectakel veranstalten wollen. Aber mehr als alle Weihnachtslichter und Weihnachtsgeschenke bedarf ich — — — ein wenig Ruhe.

23. December.

In dieser Woche bin ich einige male auswärts zum Mittagsessen gewesen. Zuerst zu einem recht angenehmen bei dem Professor Longfellow und seiner hübschen, liebenswürdigen Gattin, in deren schönen Wohnung, in Gesellschaft von Miß Ch. Cushman und Miß Haze (einer jungen Engländerin von interessantem Aeußern und unabhängigem, aber edelm Wesen, die mit ihr reist und ihre Freundin ist), Charles Sumner und einigen andern Herren. Longfellow war ein äußerst angenehmer Wirth und gab uns amerikanische Weine, Sherry und Champagner — den letztern vorzüglich gut, wie mir schien, aus Catabatrauben, die bei Cincinnati wachsen, gefertigt.

Ferner bei einer sehr angenehmen lebhaften Mrs. Ferrans, deren Mann ein Märtyrer der Neuralgie ist, die hier zu Lande viele Märtyrer macht. Ich mußte mir Mühe geben, nicht zu weinen, als ich ihn sah; er

ſah ſo leidend und doch ſo ſehr geduldig aus, indem er völlig gelähmt in ſeinem Schaukelſtuhl ſaß.

Auch war ich bei einem Profeſſor Parſens, einem Swedenborgianer, der mir viel Freundlichkeit erwieſen hat.

Endlich bin ich geweſen bei einer — —'— Biene. Und willſt du wiſſen, was dieſes Thierchen im hieſigen geſelligen Leben zu bedeuten hat, ſo höre mir zu.

Eine Familie geräth durch Krankheit oder Feuersbrunſt in Armuth, den Kindern fehlen Kleider u. ſ. w. Sogleich treten Frauen, die in günſtigen Verhältniſſen leben und in der Gegend wohnen, zuſammen, vereinigen ſich zum Ankauf gewiſſer Stoffe und kommen dann an einem Orte zuſammen, um dieſelben zu verarbeiten und zu nähen. Ein ſolches Zuſammentreten wird eine Biene genannt.

Gegenwärtig war gerade eine Biene bei der Gattin des Präſidenten in Cambridge, Mrs. Spark, um für eine Familie zu arbeiten, die durch eine Feuersbrunſt alle ihre Kleidungsſtücke verloren hatte. Ich war dazu eingeladen. Der Bienenſtock war ſehr thätig, fleißig und munter und hatte, wenn nicht Honig, doch ausgeſucht gute Milch und Kuchen den Arbeitsbienen anzubieten, unter denen ich natürlicherweiſe Platz nahm, ohne gerade viel zu thun.

Ein kleiner luſtiger Profeſſor K**, ein geborener Däne und ein echter Däne an Naivetät und Geſprächigkeit, hat uns mehre mal beſucht und ergötzt. Er hat ſich mit einem polniſchen Profeſſor, der ebenſo groß und ſtattlich, wie der Däne klein und lebhaft iſt, zuſammengethan, und Beide ſind fortwährend beieinander, disputiren und peroriren, jeder ſein Lied auf eine ſo luſtig contraſtirende Weiſe ſingend, daß Maria Lowell und ich geſtern Abend laut auflachten.

Ein Profeſſor Deſor, Schweizer und Naturforſcher, wie Agaſſiz, hat mich durch ſeine naturhiſtoriſchen Anekdoten und durch ſeine freundliche Aufmerkſamkeit ſehr intereſſirt.

Abends ſpät, wenn ich und meine jungen Freunde allein ſind, leſen wir laut — Maria lieſt die Gedichte ihres Mannes zum Entzücken gut — oder ich erzähle ihnen kleine Romanenbruchſtücke und Liebesgeſchichten, oder auch Spukgeſchichten aus Schweden, oder ich laſſe mir von ihnen dergleichen erzählen. Das thue ich gewöhnlich, ſobald ich in einem Hauſe warm werde. Aber die Neue Welt iſt noch zu jung und hat zu wenig alte Häuſer und alte Räume für Geſpenſter zum Wohlbefinden; und Liebesgeſchichten ſcheinen dort nicht merkwürdig genug zu ſein, um hiſtoriſch zu werden, außer in den Häuſern und in den Herzen, wo ſie in der Stille leben. Aber jedes Haus, worin ich eine Zeit lang gelebt habe, gibt mir doch ſeine Liebesgeſchichte, wie ſeine ſchönſte Blume, bevor ich es verlaſſe. Das macht mir ſtets ſehr viel Vergnügen und ich bewundere die Mannichfaltigkeit in den Unternehmungen des blinden (clair voyant) Gottes, um aus Zweien Eins zu machen.

Jeden Tag gehe ich aus, entweder mit meinen jungen Freunden oder allein. Mit ihnen beſuchte ich geſtern „Mount-Auburn“, Boſtons großen Begräbnißplatz, eine romantiſche parkähnliche Gegend mit Hügeln und Thälern und ſchönen Bäumen. Ulmen ſcheinen der Lieblingsbaum von Maſſachuſetts zu ſein. Ich habe nirgends ſo große und ſo ſchöne Ulmen geſehen wie hier. Palmenähnlich ſchießen ſie in die Höhe mit ſchlanken Stämmen und breiten ihre Kronen aus, die Aeſte auf die lieblichſte graziöſeſte Weiſe biegend. In dieſen, gegenwärtig von Laub entblößten Zweigen ſehe ich oft kleine wohlgebaute Vogelneſter hängen, die der Wind hin- und herſchaukelt. Es iſt ein kleiner ſchöner Vogel, „Oriole“ genannt, der ſein Neſt in dieſer Weiſe als Wiege für ſeine Jungen baut; ſein Geſang ſoll ſehr lieblich klingen. So hat ſich auch in den Zweigen einer ungeheuern Ulme in Cambridge, welche die Waſhingtonsulme genannt wird, ein ſolcher Vogel ſein Neſtchen gebaut.

Das Wetter ist meistens schön und sonnig und die Farbe des Himmels von einer wunderbaren Kraft und Klarheit. Diese Schärfe und Durchsichtigkeit entzückt mich. Und ebenso entzückte mich gestern auch das Wetter; es war wie ein Frühlingstag. Ich gehe oft einsam in eine Gegend, wo der Weg bald aufhört; allein die Aussicht von diesem Punkt dehnt sich weit über grasbewachsene Flächen aus, rings um den Horizont sind Fichtenwälder, und überall, in der Nähe, wie in der Ferne, zeigen sich kleine Gruppen von weißen Häusern und Kirchen. Das Gras ist gegenwärtig verwelkt und gelb, wenn aber der Wind darüberstreicht, führt er einen — ich weiß nicht welchen — wunderbar lieblichen Wohlgeruch mit sich, der ganz seltsam auf mich einwirkt. Süße, rührende Erinnerungen, liebe Gesichter, Blicke und Stimmen kommen in diesem Duft zu mir mit tausend Gefühlen, Gedanken und Ahnungen; das Leben wird mir zu voll, das Herz übervoll und — die Quellen meiner Augen fließen über. Nachher fühle ich mich weniger stark als früher, und oft kommt mich ein Gefühl von Fieber an. Ich bedarf dann der Ruhe. Das sagen auch viele Leute, aber nur wenige gönnen mir diese Ruhe. Ich will sehen, ob ich zu Weihnachten nach Miltonhill (zu Russells) zu reisen im Stande sein werde. Ich wünsche es sehr, ich beabsichtige es auch, aber! — — —

25. December.

Ach nein! Es wurde nichts aus meiner Reise. Ich hatte schon angefangen, meinen Koffer zu packen, aber es wollte nicht gehen und mein Muth sank. Ich schickte eine Absagebotschaft an Russells durch einen jungen Herrn, der zu diesem Fest reisen wollte, und konnte den Weihnachtsabend ganz allein mit Maria Lowell zubringen. Ich nähte und sie las mir aus einem, gerade an diesem Tage herausgekommenen neuen Werk Lowell's vor; so unterhielten wir uns still und innig aus offenen Herzen

und Seelen — so wie man sich im Himmel unterhalten kann.

Es war ein lieblicher stiller Abend. Die ganze übrige Familie war bei einem Familienfest in Boston.

Am Weihnachtsabend des verflossenen Jahres war ich in Dänemark, bei der schönen und guten Königin Karolina Amalia; ein Jahr früher war ich mit dir in Årsta, mit Weihnachtstanne, Tractement und Tanz für unsere Bauernkinder — ein lustiges Fest! Und am andern Morgen in der Christmette.

Und dies mal! — An dem heutigen Abend in einem andern Welttheil, allein mit einer liebenswürdigen jungen Frau — — welche ungleiche Gemälde des Lebens!

Morgen verlasse ich dieses Haus und Cambridge. Ich habe mehre Häuser in der hiesigen Gegend besucht; alle gleichen sich in Bezug auf innere Einrichtung, Sauberkeit, Ordnung und Behaglichkeit; bei einigen ist ein wenig mehr, bei andern etwas weniger Schönheit, das ist der hauptsächlichste Unterschied. Longfellow's Haus ist das schönste und zierlichste, das ich hier gesehen habe. Einen schönen Schmuck habe ich oft in den hiesigen Häusern, wie in vielen andern kleinen Häusern Neuenglands, die ich besucht habe, gesehen. Das sind große Bouquets, wahre Riesenbouquets, von den schönen Grasgewächsen dieses Landes, die ebenfalls von riesenhafter Art sind. Diese sind als Schmuck in Vasen im Vorzimmer oder auch auf andere Weise angebracht. Man sieht auch häufig kleine Colibris (allerdings nicht lebend) in diesen Gräsern schweben. Auch Gruppen von den schönen Vögeln des Landes und Schneckengehäuse habe ich als Schmuck in den Zimmern aufgestellt gesehen und finde dies sinnreich und geschmackvoll. Auch wir in Schweden könnten dergleichen haben, wenn wir nur mehr Rücksicht nehmen wollten auf Das, was unser ist durch unsers Herrn Gunst und Geschenk.

Ich kann dir nicht sagen, wie artig Lowells gegen

mich geweſen ſind und noch ſind; ich habe ihre Porträts in mein Album und — in mein Herz gezeichnet, und du ſollſt ſie in beiden ſehen.

Nun muß ich dir Lebewohl ſagen. Ich küſſe dich und die Mama im Geiſt. Es iſt mir ſtets eine Freude, an euch Beide zugleich zu ſchreiben. O, wenn ich doch recht bald gute Briefe von meinen Lieben erhielte! Das wird das beſte Weihnachtsgeſchenk ſein, das ich kriegen kann.

Beinahe hätte ich vergeſſen — und das darf ich doch nicht — dir von einem Beſuch zu erzählen, den mir geſtern Abend der Quäker und Dichter Whittier abſtattete, eine der reinſten und begabteſten Dichternaturen in den nördlichen Staaten, glühend für Freiheit, Wahrheit und Recht, kämpfend für dieſen Dreiklang in ſeinen Geſängen und gegen deſſen Feinde in dem Staatenleben der Neuen Welt, einer von den Puritanern, die vor dem Unrecht in irgend welcher Form weder Complimente machen noch nachgeben wollen. Er iſt von ſchlanker hoher Geſtalt, hat einen ſchönen Kopf, feine Züge, ſchwarze Augen voller Feuer, dunkle Geſichtsfarbe, ein prächtiges Lächeln und lebhaftes Weſen. Aber der Geiſt und die Seele haben ſeine Nerven überſpannt und zehren an ſeinem Körper. Er gehört zu den Naturen, die mit Feſtigkeit und Freude dem Schaffot entgegengehen würden, wenn ſie als Märtyrer für eine große Sache fallen könnten, die ſich aber in einer guten Geſellſchaft nicht ſicher bewegen können, ſondern ſtets ausſehen, als hätten ſie Luſt nach der Thüre zu ſpringen.

Whittier lebt mit ſeiner Mutter und mit ſeiner Schweſter in einem Landhauſe, in welchem ich ihn zu beſuchen verſprochen habe. Ich fühle, daß ich mich bei ihm wohl und er ſich bei mir ruhig befinden würde. Ich weiß aus eigener Erfahrung, was dieſe, durch übermäßige Anſtrengung des Gehirns erzeugte nervöſe Schüchternheit ſagen will; ich weiß auch, wie Perſonen behandelt werden müſſen, die daran leiden.

Auch ein wenig von Botanik habe ich hier gesprochen und zwar mit dem ausgezeichneten Professor der Botanik Asa Gray, der mich besuchte und mir einen Strauß duftender Veilchen schenkte. Er verehrte mir auch aus seinem Herbarium einige Exemplare der amerikanischen Linnea Borealis, die unserer schwedischen ähnlich, aber bedeutend kleiner ist und andere Blätter hat. Ich dachte, ich würde hier zu Lande recht fleißig botanisiren, aber — — — ich weiß nicht wie es zugeht!

Der aufmerksame Downing sandte mir gestern einen großen Korb, einen Riesenkorb voll der allerprächtigsten Aepfel, die ebenso groß als gut sind. Ich freute mich, meine jungen Freunde damit bewirthen zu können.

Downings und Springs sind doch unvergleichlich gegen mich gewesen und sind es noch!

Unter die Curiosa, die mir in Cambridge vorkamen, rechne ich auch eine Einladung, die ich eines Abends erhielt, im Paradiese mit Adam und Eva spazieren zu gehen. Der Herr, welcher mir diese Einladung überbrachte, erst schriftlich, dann mündlich (ich glaube, er zeigt eine Art von Wachsfigurencabinet), gab mir einen Wink, daß sich bei dieser Gelegenheit mehre Herren von der Akademie, welche meine Bekanntschaft zu machen wünschten, im Paradiese bei Adam und Eva einfinden würden Du erräthst wohl, was ich antwortete. Eine schöne Gesellschaft!

Endlich sollte ich dir wol noch etwas von Cambridge sagen, einer kleinen hübschen Stadt mit kleinen weißen Häusern, mit kleinen Höfen und Gärten, mit schönen hohen Bäumen — ordentlich, ansehnlich, aber einförmig. Auf die Länge könnte ich wol versucht werden zu singen:

„Immer Dasselbe versauert das Leben;
Wechsel kann Allem Verschönerung geben!"

Die Universität wird jährlich von ungefähr 500 Studirenden besucht. Sie ist von einem Unitarier gegründet

und dotirt worden und gehört der unitarischen Kirche. Naturwissenschaften werden hier sehr fleißig studirt. Allein jetzt sagt man, das Beispiel des Professors der Chemie, Webster, beweise, daß sie zur Seligkeit nicht ausreichen. Webster's Mordgeschichte ist fortwährend das allgemeine Tagesgespräch und die Beweise für seine Schuld häufen sich immer mehr. Allein er fährt fort zu leugnen. Dieser Vorfall ist ohne Beispiel in diesem Lande und kommt Allen fast unglaublich vor.

Achter Brief.

Boston, 1. Januar 1850.

Ein frohes neues Jahr allen Lieben in der Heimat!

Dank, liebstes Kind, für deinen Brief. Er war mir eine Herzensfreude und Erquickung; denn obgleich Eins und das Andere darin seinen trüben Schatten warf, so fühlte ich doch durch den ganzen Brief einen Geist der Frische wehen, der mir sagte, daß du gesund an Leib und Seele bist. Und wie erfreulich ist es, dich bei den Verwandten rechts und links herumgehen und Mittag essen zu sehen! Und dann diese kostbaren Gegenstände daheim (unter denselben besonders der neue Bediente, der so festgenagelt hinter deinem Stuhl steht und dir dann vor lauter Ehrfurcht und im Eifer, die Thüren zu öffnen, mitten in den Weg läuft), ach, mit welchem Vergnügen höre ich dich davon erzählen und wie ergötzlich sieht dergleichen in einer Entfernung von tausend Meilen aus! Daß die Mama so rüstig und Charlotte um so Vieles besser und Hagberg so zufrieden in seiner Thätigkeit auf dem Lande ist — das Alles ist sehr erfreulich.

Jetzt schreibe ich dir wieder aus Benzon's Hause, in dem ich in einem hübschen „Parlour" sitze, das mit grünem Sammet möblirt und an den Wänden mit schönen Gemälden und Zeichnungen geschmückt ist. Ich

kann dir nicht ſagen, wie ſehr ich mich freue, hier einige Zeit (wenigſtens einen Monat) in Ruhe leben zu können, denn ich bedarf der Ruhe an Leib und Seele. Und unmöglich kann ich mehr Ruhe, Freiheit und Bequemlichkeit genießen als hier. Ich bin eine Zeit lang gar nicht recht geſund geweſen. Mein Umherziehen und das Geſellſchaftsleben mit ſeinen unaufhörlichen Anſprüchen an die Kräfte des Körpers und des Geiſtes war zu viel für mich; ich war nahe daran, Schlaf und Gemüthsfriſche zu verlieren. Aber, Gott ſei Dank, Beides iſt mit Rieſenſchritten zurückgekehrt, nachdem ich einige Tage ausgeruht und eine Art von Chinadecoct gebraucht hatte, das mir von unſerm kleinen Frauenzimmerdoctor verſchrieben worden war, und — — — „noch lebt Hakon Jarl!“ — Aber anders lebt man hier doch als in Europa. Klima und Nahrung ſind ganz anders, und ich glaube nicht, daß die letztere für dieſes Klima paßt.

Es wurde mir ſchwer, mich von Lowells zu trennen. Sie ſind unausſprechlich liebenswürdig und ich liebe ſie wie Geſchwiſter.

Miß Hunt lud mich mit Gewalt zu ſich ein. Ich hatte zwar keine Luſt, ſie zu beſuchen, aber ich habe von dieſem Beſuch weit mehr Gutes gehabt, als ich ahnen konnte. Zuerſt und hauptſächlich war es ergötzlich, dieſe ganz eigenthümliche Individualität näher kennen zu lernen. Man kann beſſere Manieren, mehr Takt u. ſ. w., aber unmöglich ein beſſeres Herz, mehr Wärme für das Beſte der Menſchen und mehr praktiſche Tüchtigkeit haben. Sie ſtammt aus einer Quäkerfamilie und beſchloß mit dem feſten Willen und der Energie, welche zu einem Quäkercharakter gehört, für ſich und ihr Geſchlecht einen Weg auf einer Bahn zu brechen, die ſie von Wichtigkeit für das Weib im Allgemeinen hielt und zu der ſie ſich beſonders hingezogen fühlte. So nahm ſie mit einer jüngern Schweſter Privatunterricht bei einem geſchickten wohlwollenden Arzt und hat, nachdem ſich ihre Schweſter

verheirathet hat, seit zwölf Jahren als Frauen- und Kinderarzt prakticirt, sich Vertrauen und Vermögen erworben (auch das Haus, welches sie gegenwärtig bewohnt, zwar einfach, aber sehr behaglich) und eine große Menge von Frauenzimmern von Krankheiten und Zufällen geheilt, welche diesem Geschlecht eigenthümlich sind. Besonders wohlthätig ist sie für die Frauen der gröbern Arbeiterklasse gewesen und hat denselben Vorlesungen über Physiologie gehalten, die von hundert und mehr Zuhörerinnen besucht worden sind. Sie las auch mir Einiges daraus vor, und das Erste, was ich davon hörte, oder vielmehr die Einleitung zu diesen Vorlesungen, gab mir einen so hohen Begriff von der kleinen Doctorin und deren Standpunkt, daß ich mich von ganzem Herzen über sie freute und jetzt erst erkannte, wie wichtig der Eintritt von Frauen in die medicinische Wissenschaft ist.

Ihre Ansicht über den menschlichen Körper und dessen Pflege war durchaus religiös, und als sie den Frauen ans Herz legte, ihre eigenen und ihrer Kinder Körper zu pflegen und richtig kennen zu lernen, um sie richtig pflegen zu können, so führte sie als Grund dafür an, daß die Bestimmung des Körpers eine erhabene ist, weil er die Wohnung der Seele und Gottes Tempel ist. Es war ein Ernst und eine Einfachheit, eine Klarheit der Darstellung, eine Richtigkeit und Reinheit in Allem, die im höchsten Stil war und auf jedes reine Menschenherz, besonders auf jedes Mutterherz, wirken mußte. Und wenn man bedenkt, wie wichtig für das ganze künftige Geschlecht die wahre Gesundheitspflege des Weibes und des Kindes ist, wieviel dabei von Diät und von einer Pflege abhängt, die dem Blick und dem Gebiet des Arztes entgeht und nur vom Weibe recht gekannt und geübt werden kann — wie kann man dann an der Wichtigkeit weiblicher Aerzte zweifeln, bei denen die Wissenschaft dem natürlichen Scharfblick zu Hülfe kommt und sie zu den besten Helfern und Rathgebern der Frauen und Kinder macht?

Daß Frauen natürlichen Scharfblick und Befähigung für den ärztlichen Beruf beſitzen, beweiſen unzählige Beiſpiele aus der Erfahrung aller Zeiten und Völker. Und es iſt eine wahre Sünde und Schande, daß man bisher ihre Ausbildung durch die Wiſſenſchaft nicht hat geſtatten wollen. Wieviel Gutes könnten nicht z. B. Hebammen, beſonders auf dem Lande unter dem niedern Volke, wirken, wenn ſie außer den Kenntniſſen, die ihnen beigebracht werden, um ein Kind zur Welt bringen zu helfen, auch die Kenntniß beſäßen, Mutter und Kind zu einem Leben voll Geſundheit zu verhelfen. Aber Das hat man verſäumt und verſäumt es noch; und das rächt ſich durch tauſend kränkliche Mütter und kränkliche Kinder. Kommt nun dazu, daß des Weibes natürlicher religiöſer Sinn und ihre Neigung, das Leben und die Dinge aus einem centralen heiligenden Geſichtspunkt zu betrachten, ſie beſonders befähigen, auch das Geringfügigſte als etwas aus dieſem Geſichtspunkt Wichtiges zu behandeln; und kommt dazu, daß das Weib von Natur Mutterinſtinct und Mutterliebe beſitzt — wie gut paßt es dann nicht als Prieſterin in den Tempel, in welchem das Kind Gott, dem Gott der Geſundheit und der Heiligkeit, geweiht werden ſoll. Wie heilig iſt nicht das Recht des Weibes, dort geweiht zu werden!

In den alten weiſen Zeiten waren die Aerzte auch Prieſter und Eingeweihte der heiligen Geheimniſſe. Die Nachkommen des Aeskulap waren ein heiliges Geſchlecht, und unter ihnen waren auch Frauen. Hygiea, eine der Töchter Aeskulap's, wurde die Göttin der Geſundheit genannt. Von ihr ſtammte Hippokrates ab. Wir ſprechen noch jetzt von der Hygiea, aber — — wir ſprechen blos von ihr. Sie muß wieder zur Erde herabkommen und daſelbſt Raum und Recht als Weib, als Prieſterin finden, wenn ſie der Erde einen neuen Hippokrates ſchenken ſoll.

Aber ich kehre wieder zu meiner kleinen irdiſchen

Doctorin zurück, die jedoch keineswegs ohne den himmlischen Funken ist, der sie berechtigt, der Familie des Aeskulap anzugehören. Diesen Funken sieht man in ihrem Blick und nimmt ihn auch oft in ihren Worten wahr.

Bei ihr sah ich mehre „emancipirte" Frauen, solche nämlich, welche öffentliche Vorlesungen halten, öffentlich bei Versammlungen des Antisklavereivereins auftreten u. s. w. Eine derselben überraschte mich durch die malerische Schönheit ihrer Gestalt und ihres Kopfes mit einem blassen edeln Gesicht und reichem goldenem Haar und durch das vollkommen Sanfte und Weibliche in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Redeweise, verbunden mit männlicher Kraft im Wollen und in der Ueberzeugung. Es war Mrs. Pauline Davis aus Providence. Sie hat seit mehren Jahren mit großem Erfolg öffentliche Vorlesungen über Physiologie gehalten, die von den gröbern Arbeiterklassen sehr besucht worden sind. Sie und meine kleine Doctorin sind innige Freundinnen.

Auch ihren Mann sah ich, Mr. Davis, der ein denkender Mann und in völliger Uebereinstimmung mit seiner Frau und deren Thätigkeit zu sein schien. Ich versprach beide Gatten in Providence zu besuchen.

Hier hörte ich Verschiedenes von den Shakers und ihrer Gemeinde. Meine kleine Doctorin ist Arzt bei einer oder mehren derselben. Ich las Briefe von einigen „Aeltesten" derselben mit schönen frommen Gedanken und Ergießungen, die sich aber in einem sehr beschränkten Kreise bewegen. Auch wurde ich eingeladen, eine Shakersversammlung in der Nähe von Boston bei Hawards zu besuchen. Ich möchte diesen sonderbaren Menschenschlag gern in größerer Nähe sehen.

Ich sah hier viele neue Personen und viele Fremde — denn meine kleine Doctorin scheint einen großen Umgangskreis zu haben.

Jeden Abend, sobald der Tag vorüber war, las sie laut in der Bibel und wir beteten nach alter puritanischer

Weiſe. Mein Beſuch und das neue Gemälde des Lebens, das ich hier ſah, war in der That belebend für mich. Aber doch war ich froh, als ich in Benzon's Hauſe wieder zur Ruhe kam; denn Mrs. H. ſpricht während des ganzen Tags nicht drei Worte, iſt aber freundlich und artig; eine brave und gutmüthige Deutſche, Namens Chriſtine, ſorgt für das Haus und für mich gleich gut, und ich kann einen großen Theil des Tags allein ſein, denn Benzon iſt auf ſeinem Comptoir außerhalb des Hauſes beſchäftigt. Wenn er Abends wiederkommt, iſt er innerlich heiter und angenehm, lieſt mir vor oder unterhält mich angenehm.

Ich habe bisher weder Beſuche noch Einladungen angenommen, dafür aber die Montage als meine Empfangstage feſtgeſetzt. Nun will ich ein wenig in Ruhe athmen, leſen und ſchreiben. Aber heute wird Benzon mich auf einen Beſuch zu Lowells führen, die ich mit einigen Kleinigkeiten überraſchen will, die ihnen, wie ich hoffe, Vergnügen machen werden. Man fühlt ſich ſo arm, wenn man immer blos empfängt!

8. Januar.

Und nun, meine liebe Kleine, bekam ich deinen andern Brief. Und deine Briefe — höre du! — darfſt du gar nicht „verachten". Daß aus ihnen gerade zu erſehen iſt, wie es zu Hauſe ſteht, das iſt mein ganzer Wunſch, mag es nun trübe oder ſonnig ſein. Deine Briefe können mir nichts Lieberes geben als die einfache Wahrheit, die Wirklichkeit, wie ſie iſt. Und bedenke, meine liebe Agathe, ſo viel du kannſt, daß Frühling und Sommer wiederkommen müſſen, daß die Sonne hinter den Wolken ſteht und zu ſeiner Zeit wieder hervorkommt. Das iſt eine alte Weiſe, aber ich habe ihre Wahrheit oft erfahren und thue dies auch in der Neuen Welt.

Wir haben jetzt einen vollkommenen ſchwediſchen Winter hier und heute iſt es ſo grau und kalt, wie ihr

es nur in Stockholm haben könnt. Und gerade darüber, daß ich es nicht beſſer habe, als meine Freunde in Stockholm, bin ich ein Bischen vergnügt.

Ich befinde mich ganz vortrefflich in Benzon's Hauſe; aber ich darf hier nicht daran denken, etwas für mich zu bezahlen. Benzon reiſt nächſte Mittwoch nach Europa, wird aber erſt im Mai oder Juni nach Stockholm kommen. Dann kommt er auch zur Mama und zu dir und bringt euch Grüße von mir.

Geſtern Vormittag (zwiſchen zwölf und vier Uhr) hatte ich „Reception", ſah eine ganze Menge Leute und erhielt eine ganze Menge Einladungen. Eine Perſon, mit welcher ich wol näher befreundet werden werde, iſt Mrs. Bryant, eine noch junge vermögende Witwe mit einem einzigen Kind, einem prächtigen kleinen Mädchen. Sie ſieht ſehr hübſch aus, iſt ſehr „lady-like" und angenehm und unendlich liebenswürdig gegen mich; ſie will blos — ſo ſagt ſie — daß ich Nutzen von ihr haben ſoll, ſie fährt mich aus und ſucht mir auf die zarteſte und anmuthigſte Weiſe ſo viel Vergnügen zu bereiten, als ſie kann. Ich bin gern mit ihr zuſammen; nichts ſtößt mich bei ihr ab und Vieles zieht mich an, vor Allem ihr ſtilles Weſen; das läßt mich ausruhen. Wir können nebeneinander im Wagen ſitzen und ſchweigen, und das gefällt mir.

Ich habe auch die „conversations" des Transſcendentaliſten Alcott beſucht und auch an der Converſation theilgenommen. Sie waren von vierzig bis funfzig Perſonen beſucht, die ſämmtlich auf Bänken ſaßen. Alcott ſitzt „en face" der Verſammlung vor einem Pulte und beginnt die Unterhaltung damit, daß er laut vorlieſt. Das letzte mal las er aus den Schriften des Pythagoras. Er iſt ein ſchöner ſanfter Mann, aber — — ein Träumer, deſſen pythagoräiſche Weisheit das Volk für die Gegenwart ſchwerlich weiſer machen wird. Er ſelbſt lebt ſeit vielen Jahren nur von Brot, Früchten, grünen Gemüſen und Waſſer, und das ſollen auch alle andern

Menſchen thun; dann ſollen ſie ſchöne, gute und glückſelige Menſchen werden. Die Sünde ſoll durch Diät vertrieben werden. Und die heilige Flut des Enthuſiasmus ſoll fortwährend durch den, mittels der Diät gereinigten und gewaſchenen Menſchen ſtrömen.

Darſtellung und Converſation waren in Nebel gehüllt, obgleich ich einige Verſuche machte, Beide daraus hervorzuziehen. Alcott trank Waſſer und wir tranken — Nebel. Er hat mich einige mal beſucht und mir ein Intereſſe eingeflößt, wie ein Studium. Vorgeſtern brachte er den Abend mit mir und Benzon zu und tractirte uns mit verſchiedenen Stücken ſeiner Lehren. Nach denſelben gehören alle blonden und blauäugigen Menſchen zu den Lichtnaturen und in das Reich des Lichts und der Tugend (ich glaube, daß Lowell Alcott's Ideal eines Sohnes des Lichts iſt), alle Menſchen mit dunkeln Augen und dunklem Haar dagegen gehören der Nacht und dem Böſen an. Ich erwähnte Wilberforce und mehre Kämpfer des Lichts mit dunkeln Haaren und Augen. Allein der gute Alcott hört auf Einwürfe durchaus nicht und ſeine Converſation beſteht darin, daß er ſelbſt ſprechen und urtheilen will. Wir tranken Thee und ich ſuchte Alcott zu überreden, wenigſtens ein Glas Milch zu trinken. Aber dieſe Nahrung war ihm viel zu animaliſch. Er wollte nichts annehmen, als ein Glas Waſſer und ein Stück Brot. Er iſt wenigſtens ein Transcendentaliſt, der ſo lebt, wie er lehrt.

Für dieſe Woche habe ich mehre Einladungen erhalten. Sonntags will ich mit Laura Bridgeman bei deren zweitem Schöpfer, dem Director des Taubſtummeninſtituts in Boſton, Dr. How, zu Mittag eſſen. Seine liebenswürdige Frau war hier, um mich einzuladen.

9. Januar.

Nun muß ich meinen Brief ſchließen, denn Benzon will abreiſen. Ich werde ihn ſehr vermiſſen, denn er iſt

unbeſchreiblich artig und liebenswürdig gegen mich geweſen und hat Alles ſo für mich arrangirt, daß ich mir es nicht beſſer und bequemer denken kann.

Heute bin ich Mittag und Abend auswärts. So auch morgen. Und morgen Vormittag will ich mit Charles Sumner (dem jungen Rieſen und Juriſten) mehre öffentliche Anſtalten in Augenſchein nehmen. Ich fange jetzt wieder an umherzuſtreichen. Könnte man es nur mit Maße thun. Aber das hat hier zu Lande ſeine Schwierigkeiten.

Bergfalk iſt wieder in Neuyork. Wir werden wahrſcheinlich künftig nur wenig zuſammentreffen, denn ſeine Wege ſind nicht meine Wege, außer bei unſerm gemeinſamen Ziel und Zweck — — — Schweden.

Neunter Brief.

Boston, 20. Januar 1850.

Nun, meine artige Kleine, will ich ein wenig mit dir plaudern und dann meine Plauderei auf die Post geben. Ich kann nicht begreifen, warum ich während dieser ganzen Zeit von vierzehn Tagen nicht an dich geschrieben habe; aber ein Geschäft hebt das andere auf, und durch Menschen, Briefschreiben und viele andere Dinge wird hier die Zeit in Anspruch genommen und die Tage vergehen, man weiß nicht wie. Ich bin auch wieder ein wenig unpäßlich gewesen und konnte deshalb nicht viel thun. Die guten Allopathen hier (und ich hatte einen der vornehmsten Aerzte in Boston) verstanden mein Uebel nicht und verdarben mir blos den Magen. Ich nahm deshalb meine Zuflucht zur Homöopathie. Aber ich muß dir erzählen, wie es damit ging.

Ich fuhr eines Tags, obwol ich mich miserabel befand, aus, um verschiedene öffentliche Anstalten zu besehen. Charles Sumner begleitete oder vielmehr führte mich.

Zuerst besuchten wir das Besserungshaus für gefallene Frauen, wo die gefallenen Frauen unter Aufsicht stehen und von achtungswerthen Frauenzimmern geleitet werden. Ich bewunderte die Ordnung und die Anordnung in Allem. Ferner sahen wir ein Lunatic-Asyl für arme Irre. Es war darin Alles reinlich und sehr wohl

gehalten; aber — ach, es war arm an allem Comfort und an all der Schönheit, welche das Asyl für reiche Irre in Blumingdale auszeichnet. Eine wahnsinnige Frau faßte eine heftige Leidenschaft für mich, umarmte und segnete mich beständig und foderte die Andern auf, daß auch sie mich segnen sollten. — „Say, God bless her!“ — sagte sie zu Mr. Sumner. Er, in einer Unterhaltung mit dem Vorsteher begriffen, achtete nicht auf diese Auffoderung. Sie wiederholte dieselbe und rief endlich mit wilder und drohender Stimme: — „Say, God bless her!“ — „Yes, God bless her!“ — erwiderte nun Sumner freundlich mit seiner tiefen schönen Stimme; und nun lächelte meine Freundin und wurde sehr heiter.

Unter den Männern erkannte Sumner Zwei seiner Universitätsgenossen, gute Köpfe, die ihn in mathematischen Studien übertroffen hatten. Jetzt schienen ihre hochgewölbten Stirnen keinen geordneten lichten Gedanken zu beherbergen. Der Eine von ihnen erkannte seinen frühern Commilitonen, schien aber durch seinen Anblick betrübt und verlegen zu werden. Der Anblick einiger melancholischen Wahnsinnigen war mir in meiner damaligen Stimmung fast überwältigend.

Aus dem Irrenhause mußte ich zu einem Mittagsessen, nach demselben zu einem Swedenborgischen „Meeting“ in einer Swedenborgischen Kirche, wo ich gewiß mit hundert Swedenborgianern Händeschütteln wechselte. Um halb zehn Uhr war ich endlich wieder heim und empfand zum ersten mal an diesem Tage ein Gefühl des Behagens und Wohlbefindens. Alle Empfindungen des Schmerzes verschwanden und ich genoß mit Vergnügen die ruhige Stunde, die mir jetzt zu Theil wurde, mit einer Freundin, die mich begleitet hatte. Da kam jedoch mein Doctor und wollte mich durchaus in eine Abendgesellschaft mitnehmen. Ich bat um Schonung und sagte: — „Jetzt kann ich erst ausruhen; jetzt befinde ich

mich zum erſten mal wohl am heutigen Tage. Sie machen es wie ſo viele Andere. Sie ſagen, ich bedürfe der Ruhe, und nöthigen mich deſſenungeachtet, Geſellſchaften zu beſuchen.“ —

Aber das half mir nichts. Ich konnte meinem Arzt keine abſchlägige Antwort geben und mußte mitgehen und bis Nachts zwölf Uhr bei einer eleganten Dame Boſtons in großer Geſellſchaft bleiben. Mein nervöſer Druck kehrte zurück und ich verbrachte mehre ſchmerzliche Stunden und beneidete die Indianer und alle freie Menſchen, die in dem freien wilden Walde leben.

Als ich endlich wieder heim war, ergriff mich die Furcht vor der ſchlafloſen Nacht, die ich ſchon im voraus fühlte, und vor dem elenden Tag, von dem ich ſchon im voraus wußte, daß er dieſer Nacht folgen würde, wo mir das Leben wie die ſchwerſte Laſt vorkommt, ohne daß ich gerade krank bin oder an einem beſtimmten Uebel leide. Als ich nun meine Hände brennen fühlte wie im Fieber, erinnerte ich mich einiger homöopathiſcher Pillen, die mir mein Freund Downing (der ſelbſt Homöopath iſt) einſt gegeben hatte, als ich ſehr erhitzt war, und die mich wunderbar abkühlten. Von dieſen Pillen nahm ich einige und — ſchlief dieſe Nacht ſo gut, wie ich ſeit mehren Wochen nicht geſchlafen hatte.

Am andern Tag ging ich ſo zeitig als möglich zu meinen Bekannten in Boſton und fragte nach einem homöopathiſchen Arzt. Eine freundliche, hübſche, ältliche Frau, Mrs. Clarke (die Mutter der ſchlanken Söhne), verſprach mir, ihren Arzt zu ſenden. Als ich Mittags nach einem kleinen Spaziergang in mein „Parlour“ kam, ſtand darin ein hochgewachſener alter Mann mit blaſſem charakterſtarkem Geſicht, hoher Stirn, kahlem Scheitel, ſilbergrauem Haar und ein Paar tiefen blauen Augen, die voll Ernſt und Gefühl waren. Schweigend, in ſchwarzer Kleidung, ſtand er mitten im Zimmer, mit einem faſt prieſterlichen Anſehen, den durchdringenden ernſten Blick

auf mich gerichtet. Ich weiß nicht, wie es kam; aber vom ersten Augenblick an faßte ich Vertrauen und Zuneigung zu ihm. Ich trat zu ihm, nahm seine Hand zwischen meine Hände, sah in sein blasses ernstes Gesicht und sagte: — „Helfen Sie mir!" — So hülflos, so rathlos und arm hatte ich mich in der letzten Zeit unter der Gewalt eines mir fremden Leidens gefühlt, so gelähmt an Leib und Seele, so einsam im fremden Land, so ohne irgend eine andere Stütze, als meine Körper- und Geisteskräfte, um das Unternehmen durchzuführen, das ich mir vorgenommen hatte. Er antwortete mit einer tiefen Baßstimme, langsam und gewissermaßen mit einiger Mühe sprechend. Ach, liebes Kind, es könnte eitel klingen, wenn ich sage, was er antwortete; aber laß mich dies mal eitel scheinen! Er sagte: — „Miß Bremer! Niemand kann Ihre „Nachbarn" gelesen haben, ohne zu wünschen, Ihnen zu helfen! Und ich hoffe, daß ich Ihnen helfen kann."

Ich weinte, ich küßte die magere knochige Hand, die ich in meinen Händen hielt, als wenn ich die Hand eines väterlichen Wohlthäters küßte; ich fühlte mich weich, wie ein Kind. Er gab mir ein kleines weißes Pülverchen, das wie nichts aussah, und hieß mich, es Abends vor Schlafengehen einzunehmen. Ich nahm es, schlief vortrefflich und am nächsten Tage — — ach, welch ein Gefühl! Alles Unwohlsein war verschwunden. Ich fühlte mich wie auf Geistesschwingen getragen; ein unaussprechliches Gefühl von Frieden und Gesundheit herrschte durch mein ganzes Wesen.

Ich ging aus; ich fühlte meinen Körper nicht; ich freute mich über das Blau des Himmels, über den Tanz der Wellen. Ich sah, wie schön die Welt war. So hatte ich sie lange nicht gesehen. Die Gewißheit, nun ein Hülfsmittel zu haben, das meine noch frische Kraft und meinen Willen unterstützen konnte, machte mich unendlich glücklich. Ich dankte Gott; und nicht blos meinet-

wegen, ſondern auch deinetwegen. Denn ich bin überzeugt, daß nichts ſo gut für dich und für deine Schwäche paßt als dieſe luftige, leichte, faſt geiſtige und wunderbar wirkende Arznei. Dieſe kleinen weißen Nichtspulver und Pillen, die nach nichts ſchmecken und nach nichts ausſehen, wirken mächtig und ſchnell, oft ſchon nach einer halben oder nach einer Viertelſtunde. Und ich bitte dich inſtändig, einen Verſuch damit zu machen, wenn du dieſen Winter (wie gewöhnlich im Winter) dich ſchwach an Körper und Stimmung fühlſt. Alle andere Arznei wirf zum Fenſter hinaus. Aber halte Diät und gib acht, daß du nicht Sachen ißt, die nicht für dich paſſen.

Mein Arzt behauptet, daß mein Uebel aus dem Magen kommt und in einer Krankheit beſteht, die hier zu Lande ſehr häufig iſt und Dyspepſia genannt wird. Er hat mir ganz genaue Diät vorgeſchrieben und ſtreng verboten, fette und ſchwerverdauliche Speiſen, Gebratenes, Erhitzendes, Eingeſalzenes zu eſſen u. ſ. w. Ich war anfangs widerſpänſtig und wollte behaupten, daß mein Magen das Beſte wäre, was ich hätte. Aber ich habe doch zu meiner Verwunderung bemerkt, daß gewiſſe Speiſen auf meinen Zuſtand einwirken, daß ich z. B. früh mit einem unbehaglichen Gefühl erwache, wenn ich Abends Eingeſalzenes gegeſſen habe, mich dagegen Morgens ſehr wohlbefinde, wenn ich Abends nichts Süßes oder Fettes genoſſen habe. Die Schwierigkeit beſteht für mich darin, hier im Lande Diät zu halten; ich überzeuge mich immer mehr, daß die Diät des Volks hier ungeſund und dem Klima durchaus nicht angemeſſen iſt. Sie iſt zu hitzig und ſtimulirend. Man genießt zum Frühſtück warmes Brot und mehre fette und erhitzende Speiſen, beſonders gebratenen Speck, Speckwurſt, Omeletten und dergleichen. Abends, namentlich bei allen Soupers, ißt man Auſtern, gebraten oder als Sallat, und eingemachte Pfirſichen oder auch Eis. Auſtern, auf jede nur mögliche Weiſe zubereitet, werden überhaupt ſehr viel gegeſſen. Und gerade

dieſe und alle übrigen Gegenſtände, die ich genannt habe, ſind ſchwer verdaulich und höchſt ſchädlich für ſchwache Magen.

Doch nun Adieu mit dieſem Magen-, Mund- und Medicincapitel, das aber freilich hier großes Intereſſe für mich und für Viele hat und ernſtlich in Betracht gezogen werden ſollte.

Von meinem Arzt muß ich dir noch ſagen, daß er David Osgood heißt, mich alle Tage beſucht, ſich mit der größten Sorgfalt um mich kümmert und verſprochen hat, mich ganz kräftig und geſund zu machen, bevor ich Boſton verlaſſe. Er ſtammt von einer alten Puritanerfamilie und iſt ein wahrhaftes Original, hat eine ſtrenge Außenſeite, aber das allermildeſte und beſte Herz. Das ſieht man auch ſeinen Augen an. Gewiſſe Arten von Augen können beſtimmt niemals ſterben. Sie müſſen ſich gleichbleiben im Himmel wie auf der Erde. Dasjenige, was mir bei meinen Freunden am klarſten in meiner Erinnerung bleibt, iſt ſtets ihr Blick, ihr Auge. Ich bin feſt überzeugt, daß ich bei der Auferſtehung meine Freunde an ihren Augen wiedererkenne!

Nun muß ich dir von Concord und von der concord'ſchen Sphinx, Waldo Emerſon, erzählen.

Ich reiſte nämlich vor fünf Tagen nach Concord, begleitet von — — — „ihm ſelbſt!" Ich befand mich ganz miſerabel von — ich weiß nicht was, das ich Tags vorher gegeſſen hatte, oder von der bloßen Unruhe, oder von der bevorſtehenden Reiſe in ein fremdes Haus, ſodaß ich die letzte Nacht ſchlaflos zugebracht hatte. Fiebermatt und niedergeſchlagen ſaß ich an der Seite dieſes ſtarken Mannes; ſtill und unfähig, nur ein Wort zu ſprechen, wandte ich nur maſchinenmäßig den Kopf, wenn er mir einige hiſtoriſch merkwürdige Stellen zeigte. Und er bemerkte wohl, wie es mit mir ſtand, und ließ mich ſchweigen. Fiebermatt und mit einer Empfindung, als ſollte ich auseinanderfallen, brachte ich die erſten vierundzwanzig

Stunden in Emerſon's Hauſe zu; aber hernach — waren es einige kleine weiße Nichtspulver, oder war es die reine ſchneefriſche Luft (wir hatten einen recht ſchönen ſchwediſchen Winter in Concord), oder war es die Gegenwart des ſtarken und ſtärkenden Geiſtes, in deſſen Hauſe ich mich befand, oder war es dies Alles zuſammen — wurde ich wieder geſund, fühlte ich mich wieder leicht und wohl. Und während der vier Tage, die ich in Emerſon's Hauſe verweilte, fand ich einen wahrhaften Genuß in der Betrachtung dieſer ſtarken, edeln, adlerartigen Natur. Die Berührung zwiſchen uns blieb jedoch eine unvollkommene, denn unſere Naturen und Anſichten ſind im Grunde zu ungleich, und der geheime Antagonismus, der in mir gegen ihn neben meiner Bewunderung lebt, bricht ſich zuweilen Bahn und ruft Emerſon's zurückhaltende kalte Eisalpennatur auf. Dieſe iſt aber nicht ſeine urſprüngliche Natur; er befindet ſich nicht wohl in dieſer Stimmung, er gibt ſie gern auf, wenn er kann, und befindet ſich — das gewahrt man deutlich — am wohlſten in einer milden und ſonnigen Atmoſphäre, in welcher die natürliche Schönheit ſeines Weſens frei athmen und blühen kann, von Andern berührt wie von einem belebenden Hauch.

Ich fand einen Genuß darin, ihn in ſeinem Weſen, in ſeinem Ausdruck, in ſeinen Reden und in ſeinem Alltagsleben zu betrachten, wie ich einen Genuß in der Betrachtung eines ruhigſtrömenden Fluſſes finde, der große und kleine Fahrzeuge zwiſchen blumenreichen Ufern trägt, und wie ich gern einen Adler in den Wolken kreiſen ſehe, blos auf dieſen und auf ſeinen Flügeln ruhend. Aus dieſer ruhigen Höhe läßt Emerſon ſich durch nichts reißen, weder durch Großes, noch durch Kleines, weder durch Glück, noch durch Unglück. In ſeinen philoſophiſchen Anſichten iſt Emerſon Pantheiſt; in ſeiner moraliſchen Anſicht der Welt und des Lebens iſt er in hohem Grade rein, edel und ſtreng, gleichmäßig in ſeinen An-

foderungen an sich selbst wie an Andere. Seine Worte sind streng, sein Urtheil ist oft schneidend und scharf, aber sein Benehmen ist stets edel und einnehmend, seine Stimme stets wohllautend und schön. Man kann sich mit Emerson's Ansichten, mit seinen Urtheilen, aber nicht mit ihm selbst zanken.

Was mich am meisten als etwas Ausgezeichnetes an ihm überrascht und was ihn vor den meisten Menschen auszeichnet, ist das Edle. Er ist ein geborener Edelmann. Ich habe früher einige, mit diesem Gepräge geborene Männer — darunter die Excellenz W**r in Schweden — gesehen. Aber Emerson besitzt dieses Gepräge vielleicht in noch höherm Grade. Und dazu diese tiefe Intonirung seiner Stimme, dieser Ausdruck, so mild und doch zugleich so erhaben — ich mußte nur an die Worte der Marie L** denken: — „Wenn er nur meinen Namen nennt, so fühle ich mich geadelt!" —

Ich fand auch Genuß in Emerson's Unterhaltung, die so ruhig und leicht wie ein tiefer stiller Fluß dahinfließt. Es ist in Dem, was er sagt, stets etwas Bedeutendes; er hört aufmerksam zu, er versteht Alles und antwortet auch gut. Aber, mochte es nun geistige Abspannung, oder ein Gefühl von Achtung gegen seinen Frieden und seine Freiheit sein — ich suchte seine Unterhaltung nicht. Wenn sie kam, so war es gut; kam sie nicht, so war es auch gut, namentlich wenn er allein im Zimmer war. Seine Anwesenheit war mir stets angenehm. Liebenswürdig war er in seiner Aufmerksamkeit gegen mich und in der Art und Weise, wie er mich als Fremde und als Gast in seinem Hause unterhielt.

Eines Tags las er mir aus seinen „Aufzeichnungen aus England" (im Manuscript) Bruchstücke aus seiner Unterhaltung mit Thomas Carlyle (dem einzigen Mann, von dem ich Emerson mit Vergnügen und mit einer Art von Bewunderung sprechen gehört habe) „über das junge Amerika", sowie die Erzählung von seiner Reise

nach „Stomheng" mit demſelben vor. Es war ein Gegenſtand, den ich nie vergeſſe. So ſtark Emerſon's kritiſcher Sinn iſt und ſo viele Mängel er an Menſchen und Gegenſtänden findet — weil er beide nach Idealen mißt — ſo ſtark iſt auch ſein Glaube an die Macht des Guten und an deſſen endlichen Sieg in der Weltordnung. Und was edler Republikanismus und Amerikanismus und edles Verhältniß im ſtaatlichen Leben und im Umgangsleben iſt, das verſteht er wohl. Aber den Grund, die lebenſpendende, kraftgebende Quelle, ja, dieſe erblickt Emerſon blos in dem eigenen reinen Bewußtſein des Menſchen. Er glaubt an die urſprüngliche Reinheit und Herrlichkeit dieſer Quelle und will nur Alles beſeitigen, was dieſelbe verſtopft oder trübt, alles Conventionelle, Unwahre und Unwürdige.

Zu einer liebenswürdigen Frau, einer Freundin von Emerſon, die ſehr viel religiöſen Sinn beſitzt, ſagte ich: — „Wie können Sie ihn ſo ſehr lieben, da er das Höchſte, was Sie lieben, nicht liebt und nicht daran glaubt?" — Sie antwortete mir darauf: — „Er iſt ſo fehlerlos, und dann — — — iſt er auch ſo liebenswürdig!" —

Liebenswürdig war er auch in ſeinem Hauſe und in ſeinen häuslichen Verhältniſſen. Wenn wir einander wiederſehen, ſollſt du mehr über ihn hören, auch ſeinen kräftigen ſchönen Kopf in meinem Album unter mehren amerikaniſchen Bekannten ſehen. Ich fühle, daß ſeine Bekanntſchaft tiefe Spuren in meiner Seele zurücklaſſen wird. Ich könnte wärmere Sympathien, mehr Intereſſe für die ſocialen Fragen hinſichtlich des menſchlichen Wohls, mehr Mitgefühl für Leiden und Kummer auf der Erde von ihm verlangen. Aber welch ein Recht hat wol die kleine Welle des Bachs, die bei jedem Windhauch zittert, mit dem Granitfelſen zu zanken, weil dieſer aus ganz anderm Stoff beſteht? — In einer ſolchen Bruſt wachſen ſtarke Metalle. Laß die Quelle ſchweigen und zu-

frieden ſein, daß ſie in ihrer Schwachheit doch den Felſen, die Blumen, den Himmel und die Sterne abſpiegeln und ihr Leben durch die unſichtbaren Quellen ſtärken und vermehren kann, welche die Bergeshöhen einſaugen.

Aber ich muß dir einige Proben von Emerſon's Stil und von ſeiner Art, zu fühlen und zu betrachten, mittheilen, die mich ganz beſonders anſprechen. Ich will etliche Stellen aus ſeinen „Essays“ nehmen, die für alle Menſchen in allen Ländern und Zeiten paſſen und gleichſam Theile oder Tropfen der eiſernen Ader ſind, die Alles durchzieht, was Emerſon ſpricht oder ſchreibt; denn ſie iſt Leben von ſeinem Leben.

In ſeiner Lecture über das „Selbſtvertrauen“ (self-reliance) ſagt er:

„Euere eigenen Gedanken zu glauben, zu glauben, daß Das, was für euch in euerm tiefſten Herzen wahr iſt, für alle Menſchen wahr ſei — das iſt Geiſt. Sprecht euere innerſte Ueberzeugung aus, und ſie wird allgemein verſtanden werden; denn das Innerſte wird zu ſeiner Zeit das Aeußerſte werden, — — — und unſere erſten Gedanken werden uns von den Poſaunen des jüngſten Gerichts mitgetheilt werden. Das höchſte Verdienſt, das wir Moſes, Plato oder Milton zuſchreiben, beſteht darin, daß jeder Menſch dieſelben als die Stimmen ſeiner eigenen Seele erkennt, beſteht darin, daß ſie Bücher und Traditionen geringachten und herausſagen, was ſie ſelbſt gedacht, nicht aber, was andere Leute gedacht haben. Ein Mann ſollte lernen, den Strahl des Lichts, der von innen heraus aus ſeiner eigenen Seele blitzt, aufzudecken und mehr darüber zu wachen als über den Glanz, den der Sternenhimmel der Barden und der Weiſen verbreitet. Gleichwol ſetzt er ſeine Gedanken ohne Aufmerkſamkeit hintenan, weil ſie die ſeinigen ſind. In jedem Geiſtesproduct erkennen wir unſere eigenen weggeworfenen Gedanken wieder; ſie kommen dann mit einer gewiſſen fremden Majeſtät wieder zu uns. Große Kunſtwerke

können uns keine tiefere Lehre als dieſe mittheilen. Sie lehren uns, feſt bei unſern urſprünglichen Eindrücken ſtehen zu bleiben, mit heiterer Unbeugſamkeit und meiſt dann, wenn alle Stimmen auf der andern Seite ſind. Sonſt wird uns morgen ein Fremder mit meiſterlich geſunder Vernunft genau ſagen, was wir während dieſer ganzen Zeit gedacht und gefühlt haben, und wir werden beſchämt genöthigt ſein, unſer Urtheil von einem Andern zu empfangen.

„Vertraue auf dich ſelbſt: jede Seele erzittert an dieſer eiſernen Saite. Gib dem Guten Raum, das die göttliche Vorſehung für euch gefunden hat. Große Männer haben dies ſtets gethan und dem Genius ihres Zeitalters kindlich vertraut; ſie verriethen ihren Glauben, daß die größte Gewißheit in ihrem Herzen war, durch ihre Hände wirkte und ihr ganzes Weſen beherrſchte. Und wir ſind nun Männer und müſſen denſelben hohen Beruf im höchſten Sinne übernehmen. Wir dürfen nicht Unmündige oder Invaliden, auch keine Poltrons ſein, fliehend vor einer Revolution, ohne Wegweiſer, Tröſter und Wohlthäter, gehorſam der allmächtigen Arbeit, das Chaos und das Dunkel erobernd.

„Wer ein Mann werden will, muß ein „non conformist“ werden. Wer unſterbliche Palmen ſammeln will, darf ſich nicht im Namen der Güte abhalten laſſen, ſondern muß zuerſt unterſuchen, was Güte iſt. Nichts iſt zuletzt heilig als die Redlichkeit (integrity) euers eigenen Herzens. Gebt euch ſelbſt Zeugniß vom Recht und ihr werdet zuletzt das Zeugniß der ganzen Welt haben.

„Eine thörichte Conſequenz iſt das Steckenpferd kleiner Seelen, angebetet von kleinen Staatsmännern, Philoſophen und Geiſtlichen. Mit Conſequenz hat eine große Seele ganz einfach nichts zu thun. Sprecht in harten Worten aus, was ihr heute denkt; und morgen ſagt ihr, wie ihr morgen denkt, wieder mit harten Worten, wenn es auch Dem widerſpricht, was ihr heute geſagt habt.

— „Ach, aber dann werden wir misverſtanden werden!“ — Iſt es denn ein ſo großes Unglück, misverſtanden zu werden? — Pythagoras iſt misverſtanden worden, und Sokrates und Jeſus, und Luther und Kopernicus, und Galilei und Newton, und jeder reine Geiſt, der ſich jemals im Fleiſch offenbart hat. Ein großer Mann ſein, heißt misverſtanden werden.

„Ich nehme an, daß Niemand ſeiner Natur Gewalt anthun kann. Alle Aeußerungen unſers Willens ſind durch das Geſetz unſers ganzen Weſens beſchränkt, wie die Ungleichheiten in den Bergketten der Anden und Alpen in der Rundung des Globus als unbedeutend erſcheinen. Unſer Charakter beſtimmt mehr als unſer Wille. Wir gelten für Das, was wir ſind.

„Es wird eine Uebereinſtimmung in allen Nuancen unſers Handelns entſtehen, wenn nur Jeder zu ſeiner Zeit redlich und natürlich iſt. Eine Tendenz vereinigt uns Alle.

„Die Perception (inſtinctive Einſicht) iſt nicht willkürlich, ſondern fataliſtiſch (nothwendig). Wenn ich einen Zug ſo ſehe, ſo werden meine Kinder denſelben ebenfalls ſehen, und hinterher ſieht ihn die ganze Menſchheit — obwol es möglich iſt, daß ihn vor mir Niemand geſehen hat. Meine Perception deſſelben iſt ebenſo gut ein Factum wie die Sonne.

„Das Verhältniß der Seele zu dem göttlichen Geiſt iſt ſo rein, daß es eine Entheiligung wäre, einen Mittler oder Helfer dazu einſetzen zu wollen. Wenn die Göttlichkeit ſpricht, muß ſie ſich einem Gegenſtand ohne alle andern Gegenſtände mittheilen, muß Alles aufs neue ſchaffen. Und wenn eine Seele einfach iſt und die göttliche Weisheit empfängt, müſſen die alten Gegenſtände vergehen — müſſen Mittel, Lehrer, Texte, Tempel fallen. Alle Dinge ſind durch das Verhältniß zu derſelben geheiligt, das eine ebenſo ſehr wie das andere.

„Aber auch ſtarke Intelligenzen wagen noch nicht,

Gott selbst zu hören, wenn er nicht redet, gleich einem David, Jeremias oder Paulus.

„Wenn wir wahrheitsvoll leben, werden wir auch wahrheitsvoll sehen. Wenn wir eine neue Einsicht erhalten, so müssen wir freudig unser Gedächtniß seiner aufgespeicherten Schätze, wie altes Gerümpel, entlassen. Wenn ein Mensch mit Gott lebt, so muß seine Stimme so lieblich werden wie das Murmeln des Bachs und das Rauschen des Korns.

„Diese Rosen unter meinem Fenster deuten nicht auf vorherige oder bessere Rosen hin; sie sind, was sie sind. Sie leben heute mit Gott.

„Die Menschheit kann nicht glücklich werden, wenn sie nicht auch mit der Natur in der Gegenwart lebt.

„Das letzte Factum ist, daß wir Alle in dem ewig gesegneten Einen aufgehen. Selbstexistenz ist das Attribut der höchsten Ursache, und diese bildet das Maß des Guten nach dem Grade, in welchem sie in alle niedern Formen eindringt. Alle wirklichen Dinge sind durch die Tugend, welche ihnen inwohnt.

„Wir müssen allein gehen. Ich liebe die stille Kirche vor dem Gottesdienst mehr als irgend eine Predigt. Wie entfernt, wie kühl, wie keusch sehen die Menschen aus, wenn Jeder mit einem Heiligthum umgürtet ist. So lasset uns stets sein. Aber euere Isolirung muß nicht mechanisch, sondern geistig, d. h. sie muß eine Erhöhung sein.

„Die Macht, welche Menschen haben, mich zu quälen, gebe ich ihnen selbst durch meine Schwachheit. Niemand kann mir nahe kommen, außer durch meine Handlungen. Was wir lieben, das besitzen wir; aber durch die Begierde berauben wir uns Dessen, was wir lieben.

„Wenn wir nicht emporsteigen können zu der Heiligkeit des Gehorsams und des Glaubens, so laßt uns wenigstens unsern Versuchungen widerstehen. Lasset uns in den Kriegszustand übergehen und Thor und Odin,

Muth und Festigkeit, in unserer Brust erwecken. Das geschieht in unsern weichen Zeiten dadurch, daß wir die Wahrheit sagen. Stoßt diese lügenhafte Gastfreiheit, diese lügnerische Ergebenheit zurück. Lebt nicht länger nach der Erwartung dieses betrügenden und betrogenen Volks, mit dem wir umgehen. Sagt zu ihm: — «O Vater, o Mutter, o Gattin, o Bruder, o Freund, ich habe bisher mit euch nach dem Schein gelebt. Von nun an gehöre ich der Wahrheit. Von dieser Stunde an gehorche ich lediglich dem ewigen Gesetz. Ich will mich bemühen, meine Eltern zu ernähren, meine Familie zu erhalten; — aber diese Verhältnisse muß ich auf einem neuen Wege ausfüllen. Ich verlasse die angenommenen Gebräuche. Ich muß «ich selbst» sein. Wenn ihr mich als Das lieben könnt, was ich bin, so werden wir desto glücklicher sein. Und wenn ihr es nicht könnt, so will ich eure Liebe zu verdienen suchen. Ich will meine Liebe oder meine Abneigung nicht verbergen. Ich will auf Das vertrauen, was tief und heilig ist; ich will bei Sonnen- und Mondenschein mit Kraft ausführen, was mich innig erfreut und was mein Herz mir befiehlt. Wenn ihr edel seid, so will ich euch lieben; wenn ihr es nicht seid, so will ich euch und mir selbst durch erheuchelte Aufmerksamkeit nicht schaden. Wenn ihr wahr seid, aber nicht in derselben Wahrheit wie ich, so bleibt bei euresgleichen, ich will suchen, mein eigen zu werden. Ich thue dies nicht in Eigenliebe, sondern in Wahrheit und Demuth. Es liegt ebenso sehr in euerm Interesse wie in dem meinigen und in dem Interesse aller Menschen (wie lange wir auch in der Lüge gelebt haben mögen), in der Wahrheit zu leben. Klingt euch dies jetzt hart? — Ihr werdet bald lieben, was euch von eurer Natur, wie mir von der meinigen, vorgeschrieben ist, und wenn wir der Wahrheit folgen, wird sie uns endlich in einen guten Hafen führen.» — «Aber auf diese Weise werdet ihr eure Freunde erzürnen!» — «Ja, aber ich

kann meine Freiheit und meine Gewalt nicht verkaufen, um ihre Empfindlichkeit zu schonen. Außerdem haben alle Menschen ihre Stunden der Vernunft, in denen sie die Region der absoluten Wahrheit sehen. Dann werden sie mich rechtfertigen und Dasselbe thun. Die Menge glaubt, daß euer Verwerfen der populären Richtschnur ein Verwerfen aller Gesetze ist. Und der kühne Sensualist benutzt den Namen der Philosophie, um seine Lüste zu vergolden. Aber das Gesetz des Gewissens steht fest. Es gibt zwei Beichtstühle und in einen derselben müssen wir treten. Ihr könnt eure Pflichten auf einem directen oder auf einem reflexen Wege versuchen. Besinnt euch, ob ihr eure Pflichten gegen Vater, Mutter, Cousin, Nachbar, Stadt, Katze und Hund erfüllt habt, oder ob Jemand von diesen euch einen Vorwurf machen kann. Aber ich kann auch diese reflectirte Norm vergessen und mich selbst absolviren. Ich habe meine eigenen ernsten Foderungen, meinen vollkommenen Kreis. Diese versagen mancher Handlung, welche Pflicht genannt wird, den Namen einer Pflicht. Und wenn ich mich solchen Pflichten entziehen kann, so kann ich es auch verantworten, angenommenen Gebräuchen nicht zu folgen. Wenn Jemand glaubt, daß dieses Gesetz lösbar ist, so laßt ihn dessen Gebote einen Tag halten.»

„In Wahrheit, es gehört etwas Göttliches dazu, die gewöhnlichen Motive der Menschheit abzuwerfen und zu wagen, auf sich selbst als Wegweiser zu vertrauen. Erhaben muß Dessen Herz, treufest sein Wille, hell sein Blick sein, sodaß er Lehre, Staat, Gesetz für sich selbst zu sein lernen, daß ein einfacher Vorsatz ebenso viel für ihn sein kann, wie eine eisenharte Nothwendigkeit für Andere.

„Wenn Jemand das Aussehen Dessen, was wir jetzt vorzugsweise die Gesellschaftswelt nennen, ernsthaft betrachten will, so muß er das Bedürfniß einer solchen Sittenlehre erkennen."

Ich für meine Perſon ſetze hinzu, daß Jemand, wenn er die menſchliche Natur, wie ſie gewöhnlich iſt, ernſthaft betrachten will, leicht finden wird, daß Emerſon's Moral eingebildete und ſelbſtſüchtige Weſen hervorbringen würde, daß ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange blos für Ausnahmenaturen taugt, die ſo ſchön und heilig wie ſeine eigene Natur ſind. Was er im Allgemeinen verkennt, iſt der eingewurzelte Dualismus der menſchlichen Natur. Gleichwol, wie erfriſchend, wie ſtärkend erklingt uns nicht ſein Zuruf: — „Sei wahr! Sei du ſelbſt!" — Beſonders von einem Mann, der ſelbſt die Probe abgelegt hat, daß man in dieſer Wahrheit alle menſchlichen Pflichten als Sohn, Bruder, Vater, Freund und Bürger erfüllen kann.

Aber — — ein wahrer Chriſt thut dies Alles, und hernach — — — auch noch mehr!

Ich muß dir auch einige Proben von Emerſon's Lehren über das Verhältniß zwiſchen Freunden und über die Freundſchaft geben, denn ich fühle, daß dieſe in mir fortleben und wie ein günſtiger Wind auf dem Wege wirken, den ich ſeit einiger Zeit für mich ausgewählt habe.

„Wenn es möglich wäre, in richtigen Verhältniſſen mit den Menſchen zu leben! — Wenn wir uns enthalten könnten, etwas von ihnen zu verlangen, ihr Lob, ihre Hülfe, ihre Theilnahme zu verlangen! — Wenn wir uns damit begnügen könnten, ſie durch die Kraft der älteſten Geſetze zu bezwingen! — Könnten wir nicht mit einigen wenigen Perſonen — mit einer Perſon — nach den ungeſchriebenen Vorſchriften umgehen und einen Verſuch mit ihrer Tauglichkeit machen? — Könnten wir nicht unſerm Freund Beweiſe der Achtung durch Wahrheit, Schweigen und Warten geben? — Müſſen wir ihn ſo eifrig aufſuchen? — Wenn wir verwandt ſind, ſo werden wir uns begegnen. Es gab eine Sage in der alten Welt, daß keine Metamorphoſe einen Gott vor einem

andern Gott verbergen konnte. Auch Freunde folgen einem göttlichen Gesetz der Nothwendigkeit. Sie ziehen einander an und können nicht anders. Ihr Verhältniß ist nicht gemacht, sondern bereits vorhanden."

„Eine Verbindung wird verdorben, wenn man sich Mühe gibt, sie zusammenzubringen. Und wenn es nicht eine Verbindung ist, so ist es ein niedriger, erniedrigender, zusammengekitteter Haufen, wenn er auch aus großen Geistern besteht. Jede einzelne persönliche Größe verschwindet und jede Schwäche tritt in Wirksamkeit. Es ist, als ob die Götter des Olymps zusammenkämen, um Prisen auszutauschen. In edeln Verhältnissen ist die Stunde Alles.

„Eine göttliche Person ist die Weissagung der Seele, ein Freund ist die Hoffnung des Herzens. Unsere Seligkeit wartet auf die Erfüllung derselben in Einem. Die Zeiten fangen an, sich für diese moralische Kraft zu öffnen. Alle Stärke ist der Schatten oder das Symbol dieser Kraft. Die Poesie ist heiter und stark, wenn sie ihre Begeisterung aus derselben zieht. Die Menschen drücken der Welt ihre Namen auf, je nachdem sie von derselben erfüllt sind. Aber wir haben noch keinen solchen Mann gesehen. Wir kennen diese göttliche Erscheinung noch nicht, nur den Traum und die Weissagung davon. Wir kennen die majestätischen Geberden nicht, die ihr eigenthümlich sind und den Zuschauer zugleich erregen und beruhigen. Wir werden eines Tags sehen, daß die am meisten vereinzelte Energie auch die wirksamste in Bezug auf das Allgemeine ist, daß Qualität die Quantität ersetzt und daß Charaktergröße auch im Dunkeln wirkt und Denen hilft, die sie nie gesehen haben. Die Geschichten von den Göttern und Heiligen, von denen die Welt geschrieben und die sie dann verehrt hat, sind Documente des Charakters. Die Alten haben das Lob eines Jünglings gesungen, der dem Glück nichts schuldig war, der in dem Tyburn seines Volks hingerichtet

wurde, der durch die reine Beſchaffenheit ſeiner Natur einen epiſchen Glanz über die Zufälligkeiten bei ſeinem Tod warf, der jede derſelben in ein Univerſalſymbol für das menſchliche Geſchlecht verwandelt hat. Dieſe große Niederlage iſt bis jetzt unſer höchſtes Factum. Aber die Seele bedarf einen Sieg auch für die Sinne*), eine Kraft des Charakters, die den Richter, die Jury, die Soldaten, den König bekehren, die alle animalen und mineralen Kräfte lenken und ſich mit den Bahnen des Safts, der Ströme, der Winde, der Sterne und moraliſchen Agentien vermiſchen kann **).

„Wenn wir dieſe Größen nicht mit einem Sprung erreichen können, ſo wollen wir ſie wenigſtens ehren. Ich kann meinen Freunden den Fehler nicht verzeihen, einen edeln Charakter zu verkennen und nicht dankbare Gaſtfreundſchaft gegen ihn zu üben. Wenn Das, was wir immer erſehnt haben, endlich kommt und heitere Strahlen aus dem fernen himmliſchen Land auf uns wirft und wir dann grob ſind, kritiſch ſind, einen ſolchen Beſuch mit Straßengeſchwätz und Mistrauen empfangen, das beweiſt eine Gemeinheit, welcher die Pforten des Himmels verſchloſſen ſind. Es iſt Verwirrung und wirklicher Wahnſinn, wenn die Seele nicht mehr weiß, wem ihre eigene und Jedermanns Achtung und Verehrung gebührt. In welcher Wüſte der Schöpfung der heilige Gedanke, den wir lieben, Blüten getrieben hat, da blüht er für mich. Wenn Niemand ihn ſieht, ich ſehe ihn; ich fühle, wenn auch allein, die Größe dieſes Factums. Solange er blüht, will ich Feiertag halten und aufhören mit meinem Grübeln, meiner Thorheit, meinen Einfällen. Die Natur wird erquickt durch die Gegen-

*) Hier ſehen wir Emerſon's größte Schwäche; er überſieht den Sieg und erkennt den Sieger nicht.

**) So iſt es geſchehen und ſo wird es fortwährend geſchehen in der Kraft des Geſtorbenen und des Auferſtandenen.

wart eines ſolchen Gaſtes. Vieler Augen können die Alltagstugenden entdecken und ehren; es gibt Viele, die den Geiſt auf ſeiner ſternenbeſtreuten Bahn aufſpüren; aber wenn die Liebe, die Alles leidet, Allem entſagt, Alles erfüllt, die lieber ein Thor und ein Elender in dieſer Welt ſein, als ihre weißen Hände durch Nachgiebigkeit beſchmuzen will, wenn dieſe Liebe in unſere Straßen und Häuſer kommt, dann können blos die Reinen und Aufwärtsſtrebenden ihr Antlitz erkennen, und der einzige Achtungsbeweis (compliment), den ſie ihr zu geben im Stande ſind, beſteht darin, daß ſie dieſelbe erkennen.

„Der höchſte Beweis von Achtung, den die Menſchheit jemals vom Himmel empfangen kann, beſteht darin, daß er ihr ſeine verkleideten und verleumdeten Engel ſendet.“

Von der Freundſchaft ſagt Emerſon:

„Freundſchaft fodert das ſeltene Medium zwiſchen Gleichheit und Ungleichheit, welches jede Partei durch die Anweſenheit der Macht und der Einwilligung der andern ſtimulirt. Lieber will ich bis zum Ende der Welt allein ſein, als daß mein Freund ſeine wirklichen Sympathien für mich auch nur mit einem einzigen Wort oder einem einzigen Blick überſchreiten ſollte. Ich fühle mich ebenſo ſehr abgeſtoßen von Nachgiebigkeit wie von Antagonismus. Er ſoll nicht einen Augenblick aufhören, er ſelbſt zu ſein. Die einzige Freude, die ich darin finde, daß er mein iſt, beſteht darin, daß dieſes Mein nicht das meinige iſt. Ich haſſe es, da, wo ich ein männliches Fodern oder wenigſtens einen männlichen Widerſtand erwartete, einen Miſchmaſch von Nachgiebigkeit zu finden. Beſſer eine Neſſel an der Seite eines Freundes, als deſſen Echo ſein. Die Bedingung, welche eine erhabene Freundſchaft fodert, beſteht in der Fähigkeit, ohne dieſe leben zu können. Dieſes erhabene Verhältniß erfodert große und erhabene Eigenſchaften. Es müſſen zwei ſehr beſtimmte Individuen ſein, ehe ein vollkommenes Eins aus denſelben wird. Mag es ein Bündniß zwiſchen

zwei großen mächtigen Naturen sein, die sich gegenseitig erkannt und gegenseitig gefürchtet haben, bevor sie die innige Identität erkennen, die sie bei allen diesen Verschiedenheiten vereint.

„Nur Derjenige eignet sich für einen solchen Verein, der großdenkend ist, der gewiß weiß, daß Größe und Güte stets sparsam sind, der nicht hastig sich in die Verhältnisse einmischt. Er mag sich gar nicht in dieselben mischen. Laß dem Diamant seine Zeit zum Wachsen und erwarte nicht, daß die Geburt des Ewigen beschleunigt werde. Freundschaft verlangt eine religiöse Behandlung. Wir sprechen von einer Wahl unserer Freunde; aber Freunde sind füreinander bestimmt. Die Ehrfurcht hat großen Antheil daran. Behandelt euern Freund wie ein Schauspiel. Natürlicherweise besitzt er Verdienste, die nicht die eurigen sind und die ihr nicht ehren könnt, wenn ihr seiner Person zu nahe steht. Tretet also auf die Seite; macht diesen Eigenschaften Platz; laßt sie emporsteigen und sich erweitern. Seid ihr der Freund der Rockknöpfe eures Freundes oder ein Freund seiner Gesinnungen? Für ein großes Herz muß er in mancher Beziehung ein Fremdling sein, damit er demselben auf dem heiligsten Grunde nahe kommen kann. Ueberlaßt den Knaben und Mädchen, einen Freund wie ein Eigenthum zu betrachten und ein kurzes und verwirrtes Vergnügen aus ihm zu saugen, anstatt den edelsten Vortheil von ihm zu genießen.

„Ein Freund ist eine Person, gegen die ich wahr sein kann. Vor ihm kann ich laut denken. Ich bin endlich an einen Menschen gelangt, der so wahr und mir so gleich ist, daß ich auch die letzte Hülle von Schein, Formhöflichkeit und Achtsamkeit ablegen und mit ihm nach der Geradheit und Einfachheit umgehen kann, mit welcher ein chemisches Atom dem andern begegnet.

„Laßt uns unsern Eintritt in diesen Bund durch eine lange Prüfung erkaufen! — Warum sollten wir edle

und schöne Seelen dadurch entheiligen, daß wir uns in sie hineindrängen? — Warum sollen wir hastige persönliche Verhältnisse zu einem Freund fodern? — Warum in sein Haus gehen oder seine Mutter, seine Schwestern und seine Brüder kennen lernen? — Warum verlangen, daß er uns besuchen soll?

„Sind dergleichen Dinge von Bedeutung in euerm Bund? — Fort mit dergleichen Anhängseln! Mein Freund soll mir wie ein Geist sein. Eine Botschaft, ein Gedanke, Aufrichtigkeit, ein Blick ist es, was ich von ihm bedarf; aber keine Neuigkeiten, keine Suppe. Politik, Plauderei und Vergnügungen kann ich von Bekannten um einen guten Preis bekommen. Sollte nicht die Gesellschaft meines Freundes poetisch, rein, universell und groß wie die Natur für mich sein? — Wir wollen den Maßstab nicht verkleinern, wir wollen denselben erhöhen.

„Liebe die Ueberlegenheit deines Freundes. Achte auf ihn wie auf einen Gegner. Laß ihn eine Art von schönem Feind für dich sein, unbezwinglich, geehrt; nicht eine triviale Bequemlichkeit, die man benutzt und dann wegwirft.

„Alles, was so groß wie die Freundschaft ist, laßt uns mit so viel Erhabenheit behandeln, wie wir im Stande sind. Laßt uns still sein, damit wir hören können, was die Götter flüstern. Laßt uns nicht vermitteln. Wer hat dich gesetzt, darüber zu rathschlagen, was zu den auserwählten Seelen gesagt werden soll? — Warte, und dein Herz wird sprechen! Warte, bis das Nothwendige und Ewige dich überwältigt, bis Tag und Nacht begehren, daß du redest.

„Ihr werdet Jemandem dadurch nicht näher kommen, daß ihr sein Haus besucht. Wenn er euch ungleich ist, so wird sein Geist nur um so schneller von euch fliehen und ihr werdet nie einen wahrhaften Blick aus seinem Auge sehen. Spät, sehr spät bemerken wir, daß keine

Anstellungen, keine Einführungen, keine gesellschaftlichen Artigkeiten und Gebräuche dazu dienen, uns zu der Person, welche wir bewundern, in das Verhältniß zu bringen, das wir wünschen, sondern blos das Aufsteigen unsers Geistes zu dem Geist dieser Person befördern. Dann werden wir einander entgegentreten wie Wasser dem Wasser; und wenn wir ihm dann nicht begegnen, so werden wir es nicht nöthig haben, denn wir sind bereits, was er ist.

„Aber laßt euch warnen, nicht etwa des Vortheils willen Freundschaften mit Personen zu schließen, mit denen keine Freundschaft möglich ist. Unsere Ungeduld führt uns zu übereilten Verbindungen, die kein Gott heiligt. Nichts bestraft sich mehr als solche ungleiche Verbindungen. Wenn ihr treu und fest euern Weg vorwärts geht, so werdet ihr, wenn ihr auch das Kleine verliert, dafür Etwas gewinnen, was größer ist. Zeigt euch so, daß ihr einem solchen falschen Verhältniß ein Ende macht, und zieht, Erstgeborene der Welt, diese seltsamen Pilgrime an euch, von denen nur Einer oder höchstens Zwei zugleich in der Natur wandeln.

„Es ist mir seit einiger Zeit eher möglich erschienen, als ich früher glaubte, daß eine erhabene Freundschaft von einer Seite stattfinden kann, ohne von der andern Seite entsprechend erwidert zu werden. Warum sollte ich mich durch Kummer darüber beunruhigen, daß mein Gegenstand nicht fähig ist, meine Freundschaft zu erwidern? — Es beunruhigt die Sonne nicht, daß einige ihrer Strahlen vergebens in einen weiten undankbaren Raum fallen. Laßt durch eure Größe den rohen und kalten Gegenstand erziehen. Wenn er unwürdig ist, so wird er bald auf die Seite treten; aber du bist dann groß durch deinen eigenen Glanz. Man hält es für eine Demüthigung, ohne Erwiderung zu lieben. Aber eine große Seele wird erkennen, daß wahre Liebe nicht ohne Vergeltung bleiben kann. Wahre Liebe schreitet über den

unwürdigen Gegenstand weg, sie wohnt und ruht auf dem Ewigen. Und wenn die armselige Maske fällt, so trauert sie nicht, man fühlt sich von so viel Staub befreit und bemerkt seine Unabhängigkeit umsomehr.

„Das Mark der Freundschaft ist Ganzheit, vollkommen hohe Gesinnung und Vertrauen. Sie behandelt ihren Gegenstand wie einen Gott, damit derselbe beide Freunde vergöttliche."

— „Sehr groß und erhaben!" — wirst du rufen. — „Und sehr einseitig!" —

Ja, so ist es, meine Agathe; aber Etwas ist darin, das groß und gut ist, Etwas, das ich liebe. Es ist übrigens sehr schwer, durch Citate einen richtigen Begriff von Emerson's Denkweise zu geben. Seine „Essays" sind Ketten von glänzenden Aphorismen, die aber oft einander widersprechen. Aber das Beständige in ihnen, ihr Mark, der Metalldraht, der sie alle durchzieht, ist der Ruf: — „Sei offen! — Sei du selbst! — So bist du originell und wirst etwas Neues und Vollkommenes schaffen!" — So ruft er dem Einzelnen, so ruft er dem Allgemeinen zu. Und die Kraft und Schönheit, die er diesem Wachruf verleiht, ist wol seine eigentliche Gewalt über die Gemüther der Amerikaner, seine eigentliche wohlthätige Wirkung auf die Bevölkerung der Neuen Welt, die gar zu sehr geneigt ist, blos nachzubilden und in die Fußtapfen der Alten Welt zu treten.

Emerson ist übrigens weit davon entfernt, sich selbst für das Muster eines vollkommenen Mannes, wie er denselben in der Neuen Welt bilden will, zu halten, außer in Bezug auf seine Aufrichtigkeit. Ich sagte ihm mit großer Wärme etwas über seine Gedichte und über deren amerikanischen Charakter.

— „O, Sie dürfen nicht zu nachsichtig (good natured) sein" — sagte er da ernst. — „Nein, wir haben noch keine Poesie, von der man sagen könnte, daß sie diese Weltbildung repräsentirte. Amerikas Dichter ist

noch nicht erschienen! Wenn er auftritt, wird er ganz anders singen." —

Ein Kritiker, der so hoch steht, daß er auf sich selbst herabblickt, das ist schön! Von einem solchen kann man sich gern kritisiren lassen.

Hierin ist Emerson weit größer als Thorild. Sonst möchte ich Emerson fast einen amerikanischen Thorild nennen. Er hat mit diesem viel Aehnliches.

Emerson ist gegenwärtig gewissermaßen das Haupt der Transscendentalisten in diesem Theil von Amerika, ein Menschenschlag, der sich besonders in den Staaten Neuenglands finden soll und der mir vorkommt wie deren Weißer Berg oder wie die Alpen. Aber ich sehe nur eine einzige wirkliche Alpe unter ihnen, und diese heißt Waldo Emerson. Die Andern kommen mir vor, als ob sie sich blos streckten und puderten, um recht hoch und glänzend auszusehen, aber — — — es hilft ihnen nichts. Sie haben mehr Ansprüche als Kraft. Ihre Scheitel reichen in die Wolken, anstatt über dieselben hinauszureichen. A** hat funfzehn Jahre lang von Brot und Früchten gelebt und leinene Kleider getragen, weil er sich das Eigenthum des Schafes — die Wolle — nicht gewaltsam aneignen wollte; er hat sehr viel gelitten, um seine Treue und Liebe zu beweisen. Er hat jedoch damit geendigt, daß er in wollenen Kleidern geht und seine Weisheit für Geld verkauft.

C** hat sich eine Hütte hinaus in die westlichen Prairien gebaut und daselbst zwei Jahre lang wie ein Einsiedler gelebt; er ist jedoch in die Stadt, zu dem häuslichen Leben und zu den Alltagsmenschen zurückgekehrt.

T** ist in den Urwald hinausgezogen, hat sich dort eine Hütte gebaut und gelebt — ich weiß nicht wovon. Auch er ist zu dem gewöhnlichen Leben zurückgekehrt, treibt jetzt ein Handwerk und schreibt Bücher, die etwas von dem Leben und von der Frische des Waldes haben, die aber für Geld verkauft werden.

Ach, ich wundere mich nicht darüber, daß diese Leute Versuche auf ungewöhnlichen Wegen machen, um der Kleinlichkeit des gewöhnlichen Lebens zu entgehen. (Ich selbst habe meine Versuche in dieser Beziehung gemacht und würde sie in noch größerm Maßstabe gemacht haben, wenn ich nicht gebunden gewesen wäre.) Aber diese Leute, und Emerson selbst, machen zu viel aus diesen Versuchen, denn dieselben sind in der That nichts Ungewöhnliches, noch weniger bringen sie etwas Ungewöhnliches hervor. Das Ziel, der Zweck ist das Beste daran. Und gleichwol fehlt diesem hier das höchste menschliche Motiv: — die Menschenliebe!

Emerson sagt in seiner Charakteristik des Transscendentalisten:

„Wenn es etwas Großes und Gewagtes im Denken oder in der Tugend, irgend eine Vertröstung im Weiten und Unbekannten, eine Ahnung, einen höchsten Grad im Glauben gibt — — — er adoptirt es als das Höchste in der Natur.

„Diese Jünglinge sind für uns strenge, aber wirkliche Helfer. Durch ihr offenes Misvergnügen stellen sie unsere Unbedeutendheit und die Armuth der Menschheit den Menschen dar.

„Diese fodernden Kinder erinnern uns an unsere Mängel. Die einzige Aufmerksamkeit, welche sie euch schenken, ist die einer unermeßlichen Erwartung. Sie tadeln und fodern streng. Und wenn sie nur feststehen auf diesem Wachthurm und bleiben dabei, bis zum Ende und ohne Ende zu fodern, so sind sie gefährliche Freunde, die sowol der Dichter als der Prediger ehren und fürchten muß. Und wenn sie Wolken essen und Wind trinken, so sind sie doch nicht ohne Nutzen für das Menschengeschlecht gewesen.

„In dieser Zeit, da jede Stimme sich erhebt für einen neuen Weg oder eine neue Bestimmung oder eine Subscription für ein Capital, für eine Verbesserung in

der Kleidung oder in der Kunst, für ein neues Haus oder eine größere Bewegung, für eine politische Partei oder für den Einkauf von Grundstücken — — wollt ihr da nicht auch eine oder zwei einsame Stimmen im Lande dulden, die für Gedanken und Grundsätze sprechen, welche nicht verkäuflich und nicht vergänglich sind? — Bald werden eure Verbesserungen und Erfindungen durch neue dergleichen verdrängt, eure Städte zerstört, alle diese Dinge verändert und vergessen sein. Aber die Gedanken, welche diese wenigen Einsamen kundzuthun suchten, durch Schweigen, wie durch Reden, nicht nur durch Das, was sie thaten, sondern auch durch Das, was sie nicht thaten, sie werden bleiben in ihrer Schönheit und Kraft, sie werden sich aufs neue in der Natur organisiren, um sich aufs neue mit einem vielleicht höher und glücklicher gemischten Stoff, als der unsere, in vollkommenerer Uebereinstimmung mit dem Weltsystem zu bekleiden."

So spricht der edle Idealist. Vielleicht habe ich dir zu viel von ihm mitgetheilt, während ich dir gleichwol nicht zeigen kann, was er ist. Denn das ist das Merkwürdigste an ihm. Ich habe nichts gegen seine Knaben — die Transscendentalisten; es ist erfrischend, sie zu hören und zu sehen; sie sprechen manche vergessene Wahrheit mit neuem Leben aus. Sie sind das jugendliche Element im Leben, das stets verjüngend wirkt; sie sehen manche Schönheit, die ältere Augen nicht mehr klar genug wahrzunehmen vermögen. (Ich erinnere mich, daß Schelling Jünglinge über fünfundzwanzig Jahre alt nicht als Schüler annehmen wollte; er hielt sie nach diesem Alter einer unmittelbaren Anschauung und Einsicht nicht für mächtig.) Aber wenn diese jungen heidnischen Alpisten sagen: — „Wir leisten das Höchste!" — so erwidere ich: — „Nein, das thut ihr nicht!" — Ihr sprecht: — „Wir sind Götter!" — Aber ich sage: — „Steigt herab von eurer Höhe, um die Welt glücklich

zu machen, so will ich es glauben. Ihr vergnügt euch selbst an eurer vornehmen isolirten Stellung und glaubt euch dadurch genug zu thun, daß ihr ein Ideal zeigt. Ach, dieses Ideal ist nie unbekannt gewesen! Ihr seid arme, sündige, unvollkommene Menschen wie die andern, und eure Tapferkeit gelangt nicht bis zum Herzen des Christenthums, welches nicht blos das Ideal zeigt, sondern auch zur Erreichung desselben hilft, nicht blos Alles leidet, sondern auch Alles überwindet, nicht still sitzt und groß aussieht, sondern in Gemeinschaft mit seinen Bekennern kämpft und sie auffodert: — „Ueberwindet das Böse mit dem Guten!" —

Wollen die Transscendentalisten wirklich etwas Neues, etwas Transscendentales schaffen, so müssen sie etwas Höheres als dies erschaffen; sie müssen in ihrem idealen Menschen eine schönere Gestalt darstellen, als bereits auf der Erde und für die Erde dargestellt worden ist: — den Starken, der zugleich demüthig ist, den Sohn des Himmels und der Erde, Beides zu einer neuen Schöpfung vereinend. Aber — — diese Größe können sie nicht ein mal verstehen!

Jetzt aber genug von den Transscendentalisten.

Ich muß dir auch einige Worte über ein Frauenzimmer sagen, das zu diesem Kreis gehört und das ich oft nennen gehört habe, seitdem ich in Amerika bin, theils mit Tadel, theils mit Lob, aber stets mit einer gewissen Auszeichnung. Das ist nämlich Miß Margaret Fuller. Obgleich ohne alle Schönheit und mehr unangenehm als angenehm in ihrem Wesen, scheint sie doch seltene Talente und ein wahres Genie für die Conversation zu haben. Emerson sprach mit Bewunderung davon. Er sagte von ihr: — „Die Ueberzeugung sitzt auf ihren Lippen!" — Gewiß ist, daß sie die Fähigkeit besitzt, Enthusiasmus bei ihren Freunden zu erregen, wie ich von keinem andern Frauenzimmer gehört habe. Emerson sagt in dieser Beziehung mit seiner gewöhnlichen, fast

fürchterlichen Aufrichtigkeit: — „Sie hat große Eigenschaften, aber sie hat auch große Fehler!“ — Unter den letztern soll ihr Hochmuth und ihr verächtliches Benehmen gegen weniger Begabte ihres Geschlechts obenanstehen. Gleichwol habe ich gehört, daß sie harte Worte bereuen und abbitten könnte. In der Erhabenheit und Selbständigkeit ihrer Ansichten, im Stolz und in der Offenheit, sowie in der Schärfe der Kritik ist sie vollkommen Transcendentalistin.

Die „Conversationen“, welche sie in Boston in einem ausgewählten Kreise einige Zeit hielt, sollen vom höchsten Interesse gewesen sein. Mrs. Emerson kann ihre warme Beredtsamkeit und ihren innern Reichthum nicht genug rühmen und wünscht mir, glaube ich, daß ich ihr ähnlicher sein möchte. Mrs. Fuller reiste mit meinen Freunden Springs nach Italien und blieb vor einigen Jahren dort zurück. Jetzt ist ein Gerücht von dorther nach Amerika gekommen, daß sie eine Verbindung mit einem jungen Mann geschlossen habe. (Margaret Fuller ist nicht mehr jung, sie steht den Vierzigen nahe.) Man spricht von einer Fourieristischen oder socialistischen Heirath ohne Trauung. Gewiß ist nur, daß die Trauung bis jetzt geheimgehalten worden ist und daß sie — ein Kind hat. Sie selbst hat davon und von ihrer Mutterfreude, aber kein Wort von ihrer Heirath, sondern in dieser Beziehung nur geschrieben, daß sie das Weitere, was sie selbst betreffe, bei ihrer Rückkehr nach Amerika, welche im nächsten Jahre stattfinden solle, erzählen werde. Dies Alles hat viel Stoff zu allerlei Redereien über sie unter ihren Freunden und Nichtfreunden gegeben. Die, welche ihre Ansichten oder ihre Person nicht lieben, glauben das Schlimmste. Allein ich werde nicht vergessen, mit welchem Ernst einer ihrer Freunde, Mr. W. Russel, ihre Vertheidigung einstmals in einer Gesellschaft übernahm und lediglich auf Grund ihres Charakters jeden Verdacht einer Handlungsweise zurückwies, welche sie wirklich be-

flecken könnte. Ihre Freunde in Concord — unter diesen sind Emersons, Elisabeth Hunt und eine junge geistvolle Schwester der M. Fuller, die in Concord verheirathet ist — scheinen vollkommen ruhig über ihr Verhältniß zu sein und sind der Ueberzeugung, daß sie sich darüber vollständig rechtfertigen werde. Das ist schön.

Miß Fuller hat in ihren Schriften die freie Entwickelung der weiblichen Rechte und dergleichen Freiheitsgrundsätze bevorwortet, die, obgleich sie mit den strengsten Anfoderungen der Moral übereinstimmen, doch für Viele auch in diesem freien Lande, anstößig sind. Ihre Freunde, und unter denselben die guten reinherzigen Springs, wünschen mir, daß ich sie kennen lerne.

— „Sie müssen Mrs. Ripley sehen" — sagte Emerson einstmals — „sie ist eine der vornehmsten Merkwürdigkeiten von Concord!" —

Und ich sah — eine schöne ältliche Frau mit silberweißem Haar, hellen, innigen, blauen, jugendfrischen Augen und sehr viel weiblichem Wesen, dem man nicht abzumerken vermochte, daß sie Griechisch, Latein und Mathematik versteht trotz einem Professor, und jungen Studenten, die nicht glücklich durch das Examen bei der Akademie gekommen sind, in diesen Wissenszweigen durch ihre ungewöhnlichen Gaben als Lehrerin und durch ihren mütterlichen Einfluß forthilft. Viele Jünglinge segnen ihr Verdienst um sie. Einer derselben erzählte: — „Sie examinirte mich im Euklid, während sie Schoten aushülste und mit dem Fuß die Wiege ihrer kleinen Enkeltochter in Bewegung setzte." —

Ich brachte mit Emersons einen Abend bei Mrs. Ripley zu. In ihrer Behausung gab es ebenfalls keine Dienstleute. Diese Frauen Neuenglands sind tüchtige Frauen, echte Töchter von den Frauen der Pilger, die so männlich trugen und arbeiteten wie ihre Männer und mit diesen Letztern das Reich gründeten, das sich jetzt über einen ganzen Welttheil ausbreitet.

Elisabeth H**s Großvater war einer der ersten Pilger, die das kleine Schiff «Die Maiblume» an die Ufer Massachusetts trug. Er hat seinen Kindern vielmals erzählt, wie diese Männer, als sie der neuen Colonie Gesetze geben sollten, gern mit ihren Hausfrauen, Schwestern und Töchtern über diese Gesetze sprachen, um deren Urtheil darüber zu hören. Das ist gut und klug. Gewiß rührt das ritterliche Gefühl und die Liebe für das schöne Geschlecht, die im Allgemeinen in Amerika herrschen, von dem Werth und der würdigen Behandlung dieser ersten Frauen her; gewiß von dieser Gleichheit der Gewalt und der Rechte, die hier im häuslichen und geselligen, wenn auch noch nicht im bürgerlichen Leben herrscht.

Ich unterhalte mich sehr gern mit Elisabeth H**. Es ist etwas Tiefes und Großes bei dieser jungen Frau. Ihre Worte glänzen oft wie Diamanten im Sonnenschein. Aber sie müssen durch Sonnenwärme hervorgerufen werden.

Unter den Personen, die ich bei Emersons sah, interessirte mich ein Professor Scherbe, ein Schweizer, von edelm und ernstem Aussehen — aber auch ein wenig Ultraidealist in seiner Philosophie. Er hat gegen die Jesuiten in der Schweiz gekämpft und lebt jetzt als Lehrer und Lector in Amerika.

Endlich machte ich auch Bekanntschaft mit dem Doctor Jackson, dem Entdecker der betäubenden Wirkungen des Aether auf den menschlichen Körper und das Bewußtsein, der deshalb von unserm König Oskar eine Medaille erhalten hat, die er mir zeigte. Er hatte diese Entdeckung lediglich durch einen Zufall gemacht, den er mir beschrieb. Ich pries ihn glücklich, daß er auf diese Weise das Mittel zu einer unendlichen Wohlthat für Millionen leidende Wesen geworden war.

Ich verließ Concord in Begleitung dieses Herrn, der ein Bruder von Mrs. Emerson ist. Allein Concord weicht nicht aus meinen Gedanken; seine schneebedeckte

Scenerie, sein blauer klarer Himmel, seine Menschen, die Transcendentalisten — Alles, was ich in Concord erlebte, hörte und sah, und das Meiste von der Sphinx dieses Orts (so nannte Maria L** Emerson), bildet eine Art von Alpenregion in meinem Innern, die eine eigenthümliche Zauberkraft für mein Gemüth besitzt und nach der ich mich zurücksehne wie nach den Scenen und Erscheinungen meines Heimatlandes.

Gestern Abend, als ich nach Hause kam, fand ich Marcus Spring hier, der in Geschäften nach Boston gekommen war. Es war mir eine wahre Herzensfreude, diesen guten vortrefflichen Freund wiederzusehen! Als ich mich mit ihm und Mr. Sumner eine Weile unterhalten hatte, fuhr ich mit Marcus in Alcott's Schlußconversation, in welcher verschiedene seltsame Dinge in Bezug auf Diät und deren Bedeutung für die Menschheit vorkamen.

Alcott behauptet, alle hohen und heiligen Lehrer des Menschengeschlechts wären große Verehrer der Diät gewesen und hätten sich insonderheit aller animalischen Speisen enthalten. Darauf äußerte Jemand, Christus habe Fleisch gegessen. Ein Anderer sagte, das könne nicht bewiesen werden. Darauf bemerkte ein Dritter, er habe wenigstens Fische gegessen. Alcott sagte, das könne nicht bewiesen werden. Ich sprach „das stände geschrieben". Andere stimmten mir bei. — „Gleichviel" — versetzte Alcott vornehm — „ich weiß Besseres, als Fische zu essen." —

Alcott trinkt bestimmt zuviel Wasser und erzeugt blos Nebel- und Wolkengestalten. Er sollte Wein trinken und Fleisch oder wenigstens Fische essen, wenn Mark und Saft in seine Ideen kommen soll.

Marcus Spring ergötzte sich auch an dieser Conversation, aber in seiner milden Art und Weise.

Unter den Zuhörern sind einige Frauenzimmer mit prächtigen, denkenden Stirnen und schönen Gestalten.

Ich habe sie noch nie sprechen hören und wundere mich, wie sie so ruhig dasitzen und zuhören können. Ich für meine Person bin das nicht im Stande. Und obgleich die Gesellschaft zu einer neuen Reihe von Conversationen eingeladen wurde, so ist dies doch gewiß die letzte, der ich beiwohne.

26. Januar.

Alcott kam vorgestern Vormittags zu mir und wir unterhielten uns zwei Stunden zusammen. Er erklärte sich im Dialog besser als bei der allgemeinen Conversation und ich verstand ihn besser als bisher; ich begriff, daß seiner Reformarbeit wirklich eine wahre und tiefe Idee zum Grunde liegt. Diese Idee ist das Gewicht einer ernsten und heiligen Gemüthsstimmung beim Eingehen der Ehe, damit die Verbindung edel sei und gute und schöne Nachkommen erziele. Seinen Veranstaltungen, um diese schöne und heilige Ehe zwischen schönen und guten Menschen zu bewirken (andere Menschen dürfen eine Ehe gar nicht eingehen) lasse ich ihren Werth. Sie sind besser und menschlicher als die in Plato's Staat zu demselben Zweck getroffenen Veranstaltungen. Und wer will leugnen, daß es besser um die Welt stehen würde, wenn Diejenigen, welche die Menschen für die Welt fortpflanzen, dies mit mehr Gewissenhaftigkeit und mit mehr Gefühl für ihre große Verantwortlichkeit thäten!

Die Ehe steht jedoch im Allgemeinen sehr niedrig in dieser Beziehung. Ein Mann und ein Weib verbinden sich, um glücklich zu werden. Glück für ihre eigene Person — darüber erhebt sich gewöhnlich ihre Ansicht nicht; sie erhebt sich nicht zu dem höhern Gedanken: — „Wir wollen unsterblichen Wesen das Leben geben!" — Und das ist doch der höchste Zweck der Ehe. (Ehegatten, welche keine Kinder haben, können diesen Zweck dadurch erfüllen, wenn sie älternlose Kinder annehmen.)

— „Aber warum sprechen Sie sich nicht vollständig darüber aus?“ — sagte ich zu Alcott. — „Dieser Gegenstand ist von größerer Bedeutung, als irgend Etwas, was ich in Ihren Conversationen gehört habe, und in der That von der größten Wichtigkeit für die Gesellschaft!“ —

Alcott entschuldigte sich mit der Schwierigkeit des Gegenstandes, der sich in einer allgemeinen Conversation kaum behandeln lasse, und sprach von seiner Hoffnung, seine Ansichten durch die Bildung eines kleinen Vereins zu verwirklichen, als dessen Oberpriester er wahrscheinlich zu fungiren gedenkt. Wieder eine Träumerei! Aber der Träumer gewann in meinen Augen bedeutend durch die Wahrheit und Reinheit seiner Ansichten über diesen Gegenstand. Auch seine Diätgrillen lasse ich gelten, mit Ausnahme ihrer Exclusivität. Ich halte mich zu Denen, die ohne diese Einseitigkeit, mit Beibehaltung des Weins und aller andern Gaben Gottes den Menschen zurufen: — „Hütet euch, daß ihr nicht in Trunk und Schwelgerei verfallet!“ —

Alcott schenkte mir zwei Bücher. Sie enthielten Unterredungen zwischen ihm und mehren Kindern aus einer Zeit, da er eine Schule hielt, welche eine Schule „par excellence“ sein sollte. Alcott's Ausgangspunkt bei der Bildung der Kinder besteht in der Erweckung ihrer höhern Natur und in der Erzielung einer hohen Achtung gegen dieselbe, sodaß sie diese höhere Natur lieben lernen und stets im Einklang mit ihr handeln. Darum stellt er frühzeitig das Ideal der Menschheit oder den Idealmenschen in der Person Christi vor ihre Blicke. Jede Zusammenkunft der Kinder beginnt damit, daß Alcott ein Capitel aus der Heiligen Schrift vorliest. Wenn dies vorüber ist, fragt er die Kinder: — „Was dachtet ihr, indem ihr dies hörtet?“ — Mehre antworten darauf recht naiv und unmittelbar. Alcott leitet sie dann auf die Tugend, welche sich in dem vorgelesenen Abschnitt

offenbart, und fodert ſie auf, auch deren Gegenſatz zu nennen und zu überlegen, ob ſie denſelben in ſich ſelbſt finden u. ſ. w. Es kommt darunter mehres Gute und Denkwürdige, es kommt darunter auch Vieles vor, was das Bewußtſein der Kinder entwickelt. Viele Worte von einer thauähnlichen urſprünglichen Friſche kommen von den Kinderlippen, aber allerdings auch ſehr viel Kindiſches und Unbefriedigendes, ſowol von den Kindern als von dem Lehrer.

In jedem Falle iſt dieſe Methode eine ſolche, die gar nicht für die Schule im Großen paßt, über welche aber jeder Vater und jede Mutter nachdenken ſollte. — „Was denkſt du in deiner Seele, in deinem Herzen?“ — Was vermögen weiſe und liebevolle Lippen mit dieſen Worten in dem Bewußtſein und zum Beſten des Kindes hervorzurufen, wenn dieſe Worte Abends, nach dem Schulbeſuch, der Arbeit, den Spielen, den Sorgen und Freuden des Tags ausgeſprochen werden!

Als Alcott gegangen war, kam Emerſon und blieb eine ziemliche Weile bei mir. Er wirkt ſtets wie eine ſtärkende Macht auf mich. Und gleichwol zieht ſich auch ſeine Welt in ein Element der Auflöſung und hat keine feſten unwandelbaren Geſtalten oder Grenzen. Wunderbar, wie eine ſo kräftige und concrete Natur an einer ſo lockern und auflöſenden Weltanſchauung feſthalten kann! Aber — wenn ich auch Emerſon's Anſichten meiſtern kann — vor ſeinem Geiſt, vor ſeiner Natur muß ich mich beugen.

Emerſon war gegenwärtig auf dem Wege nach Neuyork, wohin er eingeladen worden war, um Vorleſungen zu halten; er hat mir verſprochen, mich bei ſeiner Rückkehr zu beſuchen. Ich muß doch ein mal eine gründliche Unterredung über die religiöſe Frage und über die Zukunft Amerikas mit ihm haben. Ein bischen Kampfluſt fühle ich auch gegen ihn. Denn noch nie ſah ich einen Löwen in Menſchengeſtalt, ohne mein Löwenherz ſchlagen

zu fühlen. Und ein Kampf mit einem ſolchen Löwengeiſt iſt ſtets ein Genuß, auch wenn man den Sieg nicht davonträgt.

Was Alcott betrifft, ſo weiß ich nicht, welcher Geiſt des Widerſpruchs mich fortwährend antreibt, mich immer ein wenig an ihm zu reiben und mich dadurch zu ergötzen. Ich achte den ſchönen und guten Zweck dieſes Idealiſten aufrichtig und glaube, wenn ich etwas gegen ihn ſage, ſtets Emerſon's tiefe Stimme mir vorwurfsvoll zurufen zu hören: — „Unter allem Geräuſch und Gelärm des Tages wollt ihr nicht ein mal eine oder zwei einſame Stimmen vertragen, welche für Gedanken und Grundſätze ſprechen, die nicht verkäuflich oder vergänglich ſind?“ — Ach ja, wenn ſie nur ein bischen vernünftiger wären!

Geſtern Abend war ich auf einer großen „party“ von Boſtons „faſhionablen“ Leuten bei Mrs. Bryant. Ich befand mich daſelbſt ſehr wohl, die Geſellſchaft war ſchön, elegant, ſehr artig, und der Abend verging mir äußerſt angenehm.

An einem frühern Abend war ich auf einer andern großen „fashionable party“ in einem andern Hauſe. Aber ich befand mich daſelbſt nicht wohl und fand die Geſellſchaft mehr großartig und ariſtokratiſch als angenehm. Ich ſah auch einige Geſtalten darunter, die ich in den Salons der Neuen Welt und gar unter den Frauen Neuenglands nicht zu ſehen erwartet hätte; — ſie ſahen ſo aufgebläht, hochmüthig und unſchön, daß man in ihren Blicken und Geſtalten deutlich das Wort „Geldſtolz“ leſen konnte. Man ſagte mir, Mrs. ** und ihre Schweſter hätten ein Jahr in Paris zugebracht. Dann hätten ſie aber von dort außer den Moden ein wenig pariſer Grazie und Lebendigkeit mitbringen ſollen. Leute, die ſo ſtolz auf ihren Reichthum ſind, haben es in der Civiliſation noch nicht weiter gebracht als unſere Lappen, die keinen andern Maßſtab des Werthes als

den Reichthum kennen und die Bedeutung eines Mannes nach der Anzahl seiner Rennthiere abwägen. Ein Mann mit tausend Rennthieren ist dort ein sehr großer Mann.

Die Geldaristokratie ist die niedrigste und roheste, die ich mir denken kann. Und gerade sie ist in der Neuen Welt viel mehr heimisch, als sie sein sollte. Man hört hier auch sehr häufig den gangbaren Ausdruck über eine Person: — „Er ist so viel oder so viel Dollars werth." — Aber die Bessern der hiesigen Bevölkerung verschmähen diesen Ausdruck und ähnliche. Detgleichen Ausdrücke werden nie die Lippen eines Marcus Spring, eines Channing oder Downing beschmuzen.

In Bezug auf das fashionable Leben muß ich bemerken, daß es hier nicht für das Höchste gilt. Man hört Leute erwähnen, die „über der Mode stehen" (above fashion), und damit bezeichnet man die Leute der allerhöchsten Klasse. Es ist mir klar, daß sich hier allmälig eine Aristokratie bildet, die sehr hoch über der gewöhnlichen Aristokratie der Geburt, des Geldes oder der geselligen Verbindungen steht: — eine Aristokratie des wahren Verdienstes, der Liebenswürdigkeit und des Charakters. Allgemein ist dieselbe indessen noch nicht. Sie besteht noch aus einer nur geringen Schar. Aber sie wächst, und der Begriff über diesen Gegenstand ist ebenfalls im Wachsen.

Bei einem kleinen trefflichen Mittagsessen im Hause des Professor How war ich mit Laura Bridgeman zusammen, dem blinden und taubstummen Mädchen, welches durch Professor How's Erweckung ihrer Denkkraft und durch Ch. Dickens' rührende Erzählung davon in seinen „American Notes" berühmt geworden ist. Sie ist jetzt zwanzig Jahre alt, hat eine feine, wohlgebildete Figur und ein Gesicht, das schön genannt werden kann. Ueber den Augen trägt sie eine grüne Binde. Als sie meine Hand nahm, gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie mich für ein Kind hielt. Eine ihrer ersten Fragen an

mich war, „wie viel Geld ich für meine Bücher erhielte". Eine richtige Yankeefrage, welche meine Wirthsleute sehr belustigte, obwol sie die weitere Besprechung dieses Gegenstandes hinderten. Ich fragte Laura (durch das Frauenzimmer, welches sie stets als Dollmetscher begleitet), ob sie glücklich wäre. Sie antwortete mit einer Lebhaftigkeit und mit einem Versuch zum Sprechen, welche bewiesen, daß sie nicht genug ausdrücken könnte, wie glücklich sie sich fühlte. Sie soll auch fast immer heiter sein. Die fortwährende Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, mit der sie behandelt wird, bewirkt, daß sie kein Mistrauen gegen die Menschen kennt, sondern ein Leben der Liebe und des Vertrauens lebt.

Dr. How, eine jener dunkeln Gestalten, welche Alcott zu Geschöpfen der Nacht stempeln will, nämlich ein Mann mit dunkelm Teint, dunkeln Augen, schwarzem Haar und einem energischen Gesicht, ist allgemein bekannt wegen seiner glühenden Menschenliebe, die ihn angetrieben hat, für die Griechen, für die Freiheit Polens zu kämpfen und sich endlich der hinsichtlich der körperlichen Sinne Gebundenen und Gefangenen anzunehmen. Seine Bekanntschaft ist mir kostbar um seiner Persönlichkeit willen. Ich hatte leider nicht viel Gelegenheit, seine Gesellschaft zu genießen. Er scheint, wie ich, durch die überreizende Kraft des Klimas und der Nahrung in Amerika zu leiden. Seine Frau ist — eine allerliebste Frau, mit reichen Naturgaben, feiner Bildung und vieler natürlichen Frische. Ein paar kleine hübsche Mädchen, roth und weiß wie Milch und Beeren, weich wie Wolle, frisch und schön wie Thautropfen, auch in der Kleidung, kamen gegen das Ende des Mittagsessens und kletterten liebkosend an dem dunkeln energischen Vater empor. Es war ein Gemälde, welches ich Alcott zu sehen wünschte.

Ich gedenke noch ungefähr vierzehn Tage hier zu bleiben, um die Homöopathie ihr Werk an mir vollenden zu lassen. Mein guter Doctor kommt alle Tage zu mir,

und es ist mir eine Freude, wenn ich ihn nur sehe. Ich bin unbeschreiblich dankbar für das Gute, welches ich durch die Homöopathie erfahren habe und noch erfahre, und denke fortwährend daran, wie gut sie auf dich einwirken soll.

Reich werde ich hier schwerlich werden, mein Kind, denn ich habe weder Zeit, noch Lust, etwas zu schreiben. Aber meine Reise wird mich, Dank sei der Gastfreundschaft der Amerikaner, bei weitem nicht so viel kosten, als ich früher glaubte.

Heute ist ein entsetzliches Wetter, anhaltender Regen und starker Wind. Ich habe mich fast darüber gefreut, weil ich hoffte, dadurch Ruhe zu haben, allein ich konnte doch einige Besuche nicht abweisen, von denen der eine die Absicht hatte, mich zu einer Abendgesellschaft einzuladen, der andere mich bat, ihm zu einem Porträt zu sitzen. Aber beide erhielten ein Nein.

Eben jetzt erhalte ich ein wunderschönes Bouquet von einer jungen Freundin — eine Menge kleiner schöner Blumen im Kelche einer großen schneeweißen Calla Aethiopica. Es gehen überhaupt nicht viele Tage vorüber, ohne daß ich schöne Blumensträuße von bekannten oder unbekannten Freunden erhalte. Das ist schön und gütig gegen eine Fremde. Und zu dergleichen Geschenken sage ich nicht Nein, sondern bin innig dankbar, sowol für die Blumen als für die gute Absicht.

Nun Adieu mit dieser langen Schwatzepistel und ein herzliches Adieu an meine liebe Freundin.

Zehnter Brief.

Boston, 1. Februar.

Innigen Dank für deinen Brief vom 15. December. Es ist mir unendlich lieb, zu hören und zu sehen, wie es in der Heimat steht, im Kleinen wie im Großen. „Das Spielhaus" in der Heimat Abends, wo so ernsthaft um — Nichts gespielt wird und wo Fabian so streng und so eifrig im Spiel ist, war mir höchst ergötzlich; und so ist es mit Vielem in deinem Brief, meine gute Agathe! Wenn du nur deine gewöhnlichen Winterbeklemmungen nicht hättest! Ach, dieser Winter! Ach, ich bin dessenungeachtet froh, daß der December ein bischen besser als der November ist und der Januar gewiß wieder ein bischen besser als der December sein wird. Und dann kommt die Aussicht auf den Sommer und auf das Marstrandsbad!

Die Mama schreibt, daß du nach dem Marstrandsbad des vergangenen Sommers sichtbar kräftiger geworden wärest. Und im nächsten Sommer nach dem Bad mußt du noch kräftiger werden. Aber dein Ideal — „die Viehmagd, die ihre Kühe bei den Hörnern festhält" — wann wirst du das erreichen?

Meine Kräfte nehmen bedeutend zu seit einiger Zeit, Dank sei meinem vortrefflichen Doctor Osgood und seinen kleinen weißen Nichtspulvern und Pillen. Und fühle ich

mich körperlich gesund, so ist auch mein Geist frei und gesund; dann kommen mir Gedanken, die mich glücklich machen; dann fühle ich mich froh, auf dieser Erde der Pilger zu sein, der Erde, welche „the pilgrim fathers", wie sie hier genannt werden, zuerst betraten, zuerst zu einer Heimat für religiöse und bürgerliche Freiheit einweihten und von welcher die Bildung dieses Welttheils ausgegangen ist und noch ausgeht.

Es war im Monat December des Jahres 1620, als das kleine Schiff Maiblume („the Mayflower") an dem Ufer von Massachusetts mit den ersten Pilgern, Hundert an der Zahl, landete. Sie gehörten zu der Religionsgesellschaft, die in England Puritaner genannt wird, nach der Reformation und infolge derselben entstanden war und eine noch vollständigere Reformation, als Luther bewirkt hatte, bewirken wollte. Sie wollten eigentlich die Wahrheit zur vollständigen Ausführung bringen, welche Luther ausgesprochen hatte, als er, auf das directe Verhältniß der Menschen zu Gott durch Jesus Christus hinweisend, das Recht der Kirche und der Tradition, mit Bestimmungen Dessen, was geglaubt und gelehrt werden sollte, dazwischen zu treten, verwarf und für jeden Menschen die Freiheit in Anspruch nahm, in Glaubenssachen nach keinem andern Gesetz und keiner andern Autorität zu prüfen und zu urtheilen, als nach dem Wort Gottes in der Bibel. Die Puritaner foderten auf Grund dieser Wahrheit das Recht, die Ceremonien und leeren Formen der alten Staatskirche zu beseitigen, das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen, das Recht, Gott im Geist und in der Wahrheit zu verehren und über ihre sämmtlichen kirchlichen Angelegenheiten selbst Bestimmung zu treffen. Der Puritanismus war ein Durchbruch des uralten himmlischen Sauerteigs, von welchem Christus prophezeit hatte, daß er einst „den ganzen Teig durchsäuern" würde, ein Durchbruch des geistigen Freiheitslebens der Menschheit in Jesus Christus. Der Freiheitsbrief, den Er

gegeben hatte, war die Losung der Puritaner. Mit diesem in der Hand und im Munde wagten sie sich in den Kampf gegen die Episcopalkirche, verweigerten eine Vereinigung mit derselben, nannten sich „Nonconformisten" und hielten ihre abgesonderten Versammlungen oder religiösen Conventikel. Die Staatskirche und die Regierung verbanden sich gegen sie und erließen gegen sie Drohungen und das sogenannte Conventikelplacat. Aber die Puritaner und Conventikler nahmen mit jedem Jahr in England zu. Edle Geistliche, von der Gesinnung eines Wiclef beseelt, und mehre Angesehene des Landes schlossen sich an sie an. Die Königin Elisabeth hatte sie noch mit Schonung und Rücksicht behandelt. Aber ihr Nachfolger Jakob rannte blind gegen die Mauer, indem er sprach: — „Ich will nichts von ihnen wissen. Hängt sie. Das ist Alles!" — Und sie verschmähten es, zwischen dem Uebertritt zur Staatskirche und dem Gefängniß und dem Tod zu wählen. Das stärkte die Opposition.

— „Denn" — sagt Thomas Carlyle (der sonst ziemlich bitter in seiner Kritik über das Menschengeschlecht ist) mit Recht — „man thut der menschlichen Natur unrecht, wenn man glaubt, der Antrieb zu großen Handlungen sei Eigennutz, irdischer Gewinn oder Genuß. Nein, was zu großen Unternehmungen antreibt und große Dinge zu Stande bringt, ist die Aussicht auf Kampf, Verfolgung, Leiden und Märtyrerthum für die Sache der Wahrheit." —

In einer der nördlichen Provinzen Englands stand um diese Zeit in Dörfern und kleinen Städten eine geringe Zahl von Männern und Frauen auf, die vereint beschlossen, Alles für ein freies Bekenntniß ihres Glaubens zu wagen und nach ihrem reinen Glauben zu leben. Sie waren Leute von geringem Stand, meist Handwerker oder Ackerbauer, die von ihrer Hände harter Arbeit lebten und daran gewöhnt waren, mit den schweren Ver-

hältniſſen des Lebens zu kämpfen. Holland bot ihnen ſowie allen unterdrückten Streitern für die Wahrheit um dieſe Zeit einen Zufluchtsort. Und nach Holland beſchloß dieſer kleine Haufen von Puritanern zu fliehen. Unter großen Gefahren entkamen ſie ihren wachſamen Verfolgern. Leyden in Holland wurde ihr Zufluchtsort. Aber ſie gediehen dort nicht; ſie fühlten ſich dort nicht heimiſch; ſie erkannten, daß ſie Pilger auf der Erde wären, die ein Vaterland ſuchten. Und inmitten ihres Kampfes mit den täglichen Verhältniſſen des Lebens entſtand in ihnen der Glaube, daß ſie berufen wären, ein höheres Werk unter den Menſchen auszuführen, als mit ihrem gegenwärtigen Schickſal vereinbar ſchien. „Sie fühlten ſich bewegt von Eifer und Hoffnung, das Evangelium und Chriſti Reich in den weitentfernten Landen der Neuen Welt auszubreiten, auch wenn ſie ſelbſt blos als Fußtritt oder Leiter für Andere zur Ausführung eines ſo großen Werks dienen ſollten.“

Sie erbaten und erhielten nach großen Schwierigkeiten die Erlaubniß der engliſchen Regierung, nach Nordamerika auszuwandern und dort ſich zu beſtreben, „zur Ehre Gottes und zum Nutzen Englands“ zu wirken.

Sie ſchafften zwei Schiffe an, „the Mayflower“ und „Speedwell“, um auf denſelben über das Meer zu ſchiffen. Die jüngſten und ſtärkſten Mitglieder der kleinen Schar, die ſich freiwillig dazu erboten, wurden auserwählt, die gefährliche Reiſe zuerſt zu beginnen, nachdem ſie ſich Alle durch Faſten und Beten vorbereitet hatten.

— „Laſſet uns“ — ſagten ſie — „Gott um den rechten Weg für uns und unſere Kinder und um Schutz für uns Alle bitten!“ —

Blos ein Theil der nach Holland Ausgewanderten erhielt Platz auf den beiden Fahrzeugen. Unter den Zurückbleibenden war auch ihr edler Lehrer und Anführer Robinſon. Aber von dem Strand der Alten Welt gab er ihnen als Abſchiedsgruß folgende herrliche Worte:

— „Ich empfehle euch bei Gott und seinen heiligen Engeln, daß ihr meinen Worten nicht länger Folge leistet, als ihr mich unserm Herrn Jesus Christus Folge leisten seht. Der Herr hat euch durch sein heiliges Wort noch mehr Wahrheit zu verkündigen. Ich kann den Zustand der Reformirten Kirche nicht genug beklagen, denn sie steht auf einem Stillstandspunkt in den Lehren der Religion und will nicht weiter gehen, als die ersten Werkzeuge ihrer Reformation gegangen sind. Luther und Calvin waren große und scheinende Lichter zu ihrer Zeit, aber sie drangen nicht in alle Rathschläge Gottes ein. Ich beschwöre euch, dessen eingedenk zu sein — denn das ist ein Artikel eurer Kirche — daß ihr bereit seid, jede Wahrheit aufzunehmen, die sich euch durch Gottes Wort offenbaren wird." —

— „Als die Schiffe bereit waren, mit uns abzusegeln" — schreibt einer der Auswanderer — „gaben uns die Brüder, die mit uns und für uns gefastet und gebetet hatten, ein Abschiedsfest in dem Hause unsers Predigers, das sehr geräumig war. Und dort erfrischten wir uns, nachdem wir unsere Thränen geweint hatten, durch das Singen von Psalmen und machten eine fröhliche Musik in unsern Herzen sowie mit unsern Stimmen, denn mehre der Versammelten waren sehr geschickt in der Musik. Darauf begleiteten sie uns an den Hafen von Delft, wo wir an Bord gehen sollten; dort bewirtheten sie uns abermals. Und nach dem Gebet, das unser Pastor hielt und während dessen wir Ströme von Thränen vergossen, begleiteten sie uns bis ans Schiff. Aber vor übergroßem Kummer, daß wir uns trennen sollten, waren wir außer Stande, miteinander zu sprechen. Doch gaben wir unsern zurückgebliebenen Brüdern vom Schiffe aus ein Salut, dann hoben wir unsere Herzen und unsere Hände zu Gott dem Herrn und gingen unter Segel." —

Günstige Winde führten die Pilger bald an Englands

Küſte. Aber dort mußte das kleinſte der Fahrzeuge, „Speedwell“, ausgebeſſert werden. Und kaum hatten ſie Englands Küſte wieder aus dem Geſicht verloren und die Segel ſchwellten auf dem Atlantiſchen Meere, als der Capitän und die Mannſchaft des Speedwell den Muth vor der Größe des Unternehmens und den damit verbundenen Gefahren verloren und nach England zurückzukehren verlangten. Die Mannſchaft der „Maiblume“ erklärte ſich damit einverſtanden, „obwol ſie die Rückkehr ſehr betrübend und niederſchlagend fand“, verblieb aber für ihre Perſonen bei ihrem Vorhaben — eine kleine Schar entſchloſſener Männer und Frauen. Und mit ihnen, ihren Kindern, ihrem Mobiliar und ihrem Vieh — ein ganzes auswanderndes Dorf — ſegelte die Maiblume auf dem großen Meer in der ſtürmiſchſten Zeit des Jahrs der Neuen Welt entgegen. Nach einer ſtürmiſchen Fahrt von dreiundſechzig Tagen erblickten die Pilger die Ufer der Neuen Welt. Die Maiblume warf ihre Anker in einem Hafen an der Küſte von Maſſachuſetts.

Noch ehe ſie ans Land ſtiegen und während die Maiblume auf den Wogen des Meers ruhte, trat die Mannſchaft zuſammen, um über ihre künftige Regierungsform zu berathen. Freiwillig bildeten ſie eine politiſche Corporation und ſchloſſen folgenden Vertrag:

„Im Namen Gottes. Amen!

Wir, die Unterzeichneten u. ſ. w. u. ſ. w. haben uns entſchloſſen, zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung des Reiches Chriſti, ſowie zum Ruhm unſers Königs und unſers Vaterlands die erſte Colonie in dem nördlichen Theil von Virginien anzulegen und erklären hierdurch feierlich im Angeſicht Gottes und vor uns gegenſeitig, daß wir uns in einer bürgerlichen politiſchen Körperſchaft vereinen, um der beſſern Ordnung willen und zur Beförderung des erwähnten Zwecks. Und in Kraft deſſen erklären wir, daß wir ein Recht, Geſetze für Alle gleich,

Befehle, Verordnungen, Einrichtungen und Aemter ſchaffen und von Zeit zu Zeit feſtſetzen wollen, die wir zur Beförderung des gemeinſamen Wohls der Colonie am geeignetſten halten. Und denen geloben wir alle Unterwürfigkeit und Gehorſam."

Dieſes Document wurde von allen Männern der Geſellſchaft, einundvierzig an der Zahl, unterzeichnet. So bildete ſich in der Kajüte der Maiblume die demokratiſchſte Verfaſſung, welche die Welt jemals geſehen hat. Der demokratiſche Staat, das ſich ſelbſt regierende Volk entſtand, eine fertige Organiſation, aus der Maiblume am Ufer der Neuen Welt.

Wie Abraham war der Pilgerhaufe ausgezogen, dem Ruf Gottes gehorchend, in ein ihnen unbekanntes Land, ohne volle Kenntniß des Werkes, zu welchem ſie berufen waren.

Sie zogen aus, eine freie jungfräuliche Erde zu ſuchen, um ihre reine Kirche zur Ehre des Reiches Gottes zu begründen. Und, ohne es zu wiſſen, gründeten ſie dabei eine neue bürgerliche Geſellſchaft auf Erden — zu einer Heimat und einer Gemeinſchaft für alles Volk. Die Maiblume des bürgerlichen Staatslebens brach zugleich mit dem reinen religiöſen Leben aus ihrer Hülle hervor. Es war ganz natürlich. Das letztere trug das erſtere in ſich. Die Pilger trugen das Leben einer neuen Weltbildung in ſich, ohne es zu wiſſen.

Sie landeten an der Klippe, welche ſpäter die „Plymouthsklippe" oder auch die „Pilgrimsklippe" genannt wurde. Einem jungen Mädchen wurde geſtattet, zuerſt aus dem Boot ans Land zu ſpringen. Es war ihr leichter Fuß, der den Felſen zuerſt betrat.

Es war im Beginn des Winters, als die Pilger in das neue Land kamen. Daſelbſt wurden ſie von Kälte, Sturm und Widerwärtigkeiten empfangen. Sie unternahmen einen Streifzug ins Innere des Landes und fanden auf einem Ort ein Bischen Korn, aber keine Woh-

nungen, nur indianische Gräber. Sie waren erst ein paar Tage im Lande und hatten begonnen, Wohnungen zum Schutz für sich gegen Sturm und Schneefall zu errichten, als der Sonntag kam. Und es ist charakteristisch für diese erste puritanische Gemeinde, daß sie unter diesen Umständen alle Arbeit ruhen ließ und den Sabbath unverbrüchlich und andachtsvoll beging.

Ich habe neulich die Erzählung oder vielmehr die als Tagebuch gehaltene Chronik über das Leben, die Kämpfe und die Arbeiten der Colonie in den ersten Jahren ihrer Niederlassung gelesen. Es ist eine einfache Chronik, ohne Phrasen und ohne Wortprunk, ohne Romantisirung und Verschönerung, die mich aber mehr gerührt hat als mancher rührende Roman, und die mir größer erschienen ist als manches Heldengedicht. Denn wie groß bei aller Anspruchslosigkeit ist nicht dieses Leben, diese Arbeit! Welcher Muth, welche Ausdauer, welche Glaubensfestigkeit und unerschütterliche Zuversicht bei dieser kleinen Schar! Wie sie sich beistanden, diese Männer und Frauen, wie sie aushielten in Noth und Widerwärtigkeiten, im Leben und im Tode. Sie leben umgeben von Gefahren, unter Kämpfen mit den Eingeborenen, sie leiden durch das Klima, durch den Mangel an Wohnungen und Bequemlichkeiten, durch den Mangel an Lebensmitteln; sie erkranken, sie sehen ihre Lieben sterben, sie schwitzen und frieren, aber sie dauern aus. Sie sehen ihre neugebauten Wohnungen zerstört und bauen sich neue. Im Kampf mit Noth und Unglücksfällen, unter dem Pfeilregen der Indianer gründen sie ihre Gemeinde und ihre Kirche, geben sie sich Gesetze, gründen sie ihre Schulordnung und Alles, was die menschliche Gesellschaft stark macht. Sie führen das Schwert in der einen und den Pflug in der andern Hand. Unter fortwährender Lebensgefahr bedenken sie vorzugsweise das Wohl ihrer Nachkommen und geben Gesetze, deren Weisheit, Reinheit und Menschlichkeit man bewundern muß. Auch die Thiere sind bei

dieſer Geſetzgebung herückſichtigt und die Mishandlung von Thieren wird mit Strafe bedroht.

In den erſten Jahren erreichte die Noth oft den höchſten Grad. — „Ich habe Männer wegen Mangels an Nahrung vor Schwäche wanken ſehen" — ſchreibt darüber ein Augenzeuge.

Die Ernte des dritten Jahrs war reichlich, jedes Mitglied der Colonie durfte nun, anſtatt wie bisher blos für die Allgemeinheit zu arbeiten, für ſeinen eigenen Haushalt und ſein eigenes Beſte arbeiten. Das belebte Arbeit und Umſicht. Nachdem die Zeit der Noth überſtanden war, trat eine Zeit der Blüte ein und die Colonie erweiterte ſich ſchnell und kräftig. In wenigen Jahren ſagte man von ihnen: — „Man kann dort Jahre lang leben, ohne einen Betrunkenen zu ſehen oder einen Fluch zu hören oder einem Bettler zu begegnen." —

Diejenigen, welche die erſte Noth überlebt hatten, wurden ſehr alt. Es war kein Wunder, daß von dieſen ſtarken Vätern und Müttern ein Geſchlecht erwuchs, das zu einem großen Volke wurde. Andere Colonien, mehr nach Süden zu, mit ſchlaffern Sitten und geringern Lebenszwecken, waren untergegangen oder lebten nur eine ſchwache Exiſtenz unter Kämpfen mit den Eingeborenen, mit dem Klima und mit allen möglichen Unglücksfällen. Die Puritaner mit ihrem hohen Lebenszweck, ihrem ſtarken Glauben und ihren reinen Sitten wurden die Beſieger der Wildniß und Geſetzgeber der Neuen Welt. Und eine edlere Begründung und edlere Begründer hat, ſo viel ich weiß, kein Staat gehabt. Mit den Vätern der Pilger in der Neuen Welt hatte die ganze Menſchheit einen Schritt vorwärts gethan. Das Werk, das ſie zu vollenden hatten, war die Sache der ganzen Menſchheit. Sie waren die Erſten. Die Andern folgten ihnen nach.

Denn wenn ich von dem Land der Pilger über die

Länder der Vereinigten Staaten blicke, so erblicke ich überall, im Süden, wie im Norden und Westen, das Land bevölkert und Staaten gegründet vom Volk, von Völkern Europas, die Verfolgungen wegen ihres Glaubens erlitten hatten und Gewissensfreiheit und Frieden auf dieser neuen freien Erde suchten; ich erblicke Hugenotten und Herrnhuter im Süden und längs des Mississippi im Westen Protestanten und Katholiken aus allen Ländern Europas diese höchsten Schätze der Menschheit suchen und finden und auf diesem reichen Boden blühende Staaten bilden, Alles unter den freien staatlichen Gesetzen, welche die ältesten Pilger errichtet haben.

Denn den Letztern gebührt der Ruhm dieser neuen Schöpfung und von ihnen gehen noch heutzutage die schaffenden Ideen in den Staaten der Neuen Welt aus; freiwillig oder unfreiwillig empfingen die verschiedenen ausgewanderten Völkerschaften und religiösen Sekten das Gepräge derselben. Die Sitten und Gebräuche im Hause und im Zusammenleben bildeten sich nach ihnen; das kirchliche Leben aller religiösen Sekten fühlte den Einfluß des puritanischen Bekenntnisses: — „Lebe, wie du lehrest! Laß deinen ganzen Wandel Zeuge deines kirchlichen Bekenntnisses sein!“ — Und die Regierungsform, welche von der kleinen Bemännung der Maiblume organisirt wurde, ist das Lebensprincip in allen Vereinigten Staaten Amerikas geworden und ist dasselbe, welches jetzt an den Küsten des Stillen Meers mit stiller Gewalt die wilden Freischaren Californiens bezwingt und in Ordnung bringt, sie zur Selbstregierung und zugleich zum Gehorsam gegen die Gesetze erziehend.

Die alte Colonie hat nach allen Theilen der Union Haufen von Söhnen und Töchtern der Pilger ausgesendet, die gegenwärtig mehr als den dritten Theil der Bevölkerung von Nordamerika ausmachen. Am stärksten sind sie im Norden, und diesem haben sie auch das Gepräge ihres Geistes am stärksten aufgedrückt.

Betrachte ich den puritaniſchen Staat, ſo wie er ſich in unſern Tagen, etwa zwei Jahrhunderte nach ſeiner erſten Verpflanzung auf den Boden der Neuen Welt, zeigt, ſo ſcheinen mir zwei Grundkräfte darin als Triebräder zu wirken. Die eine iſt die Verwirklichung der Ideale des ſittlichen Lebens; die andere iſt der Drang, die Erde zu erobern, d. h. alle ihre Kräfte und Erzeugniſſe dem Menſchen dienſtbar zu machen.

Der Mann der Neuen Welt (und vor Allem der Mann von Neuengland, im humoriſtiſchen Sinne „Yankee" genannt) will erwerben und ſcheut deshalb keine Arbeit, auch die gröbſte nicht, und keine Beſchwerde. Um die halbe Welt zu reiſen, um ein gutes Geſchäft zu machen, iſt ihm eine geringfügige Sache. Die Vikingerſtimmung in ſeiner Natur (vielleicht urſprünglich ein Erbtheil von den ſkandinaviſchen Vikingern) zwingt ihn, unaufhörlich zu wirken, zu unternehmen, etwas auszuführen, Länder zu vergrößern, eigene oder fremde. Denn wenn er ſich ſelbſt etwas erworben hat, ſo denkt er (wenn nicht früher) daran, ſein Pfund zum allgemeinen Beſten zu verwenden. Er erwirbt, aber um wieder auszugeben. Er ſpart nicht ſelbſtſüchtig. Er hat lebendigen Bürgerſinn und iſt mehr darauf bedacht, einen von ſeinen Mitbürgern geachteten und geliebten Namen, als ein großes Vermögen zu hinterlaſſen. Er wendet, was er erworben hat, gern auf ein Inſtitut oder eine wohlthätige Stiftung, die gewöhnlich ſeinen Namen trägt. Und ich kenne Perſonen, deren „benevolence" ſo rein iſt, daß ſie auch dieſe Belohnung verſchmähen.

Am hellſten ſcheinen die ſittlichen Ideale der Menſchheit und der Geſellſchaft aufgegangen zu ſein und immer noch heller aufzugehen in den nördlichen Staaten, die am meiſten von der älteſten Colonie aus bevölkert ſind. Und nachdem ich in Unterredungen mit den verſtändigen Idealiſten unter meinen Freunden und in der Aufmerkſamkeit auf den Geiſt der Inſtitutionen und anderer

Zeichen hier im Lande die Foderungen erkannt habe, welche an den Menschen und an die Gesellschaft gestellt werden und für welche das junge Amerika wie für seinen eigentlichen Inhalt und Endzweck in der Menschheit kämpft, scheinen mir dieselben hauptsächlich folgende zu sein:

„Jedes menschliche Individuum soll wahrhaft in seiner Eigenthümlichkeit sein, mit Gott allein stehen und von diesem innersten Standpunkt aus nach seiner Ueberzeugung handeln.

„Es gibt keine Tugend für das eine Geschlecht, welche nicht auch eine Tugend für das andere ist. Die Männer müssen in ihren Sitten und in ihrem Benehmen die Reinheit der Frauen erreichen.

„Das Weib soll die Gelegenheit zur höchsten Entwickelung besitzen, die mit ihrer Natur vereinbar ist. Ihre Intelligenz soll dieselbe Gelegenheit zur Bildung und Entwickelung haben, welche die des Mannes hat. Sie soll dasselbe Recht haben, Freiheit und Seligkeit zu suchen, wie er.

„Die Ehre der Arbeit und der ehrenvolle Lohn der Arbeit muß jedem ehrenhaften Arbeiter zukommen. Jede Arbeit an sich ist ehrenvoll und muß auch als ehrenvoll betrachtet werden.

„Im Staate soll die Bewegung der Gleichheit herrschen, welche nach obenhin ausgleicht. Der Mensch soll gerecht und gut durch eine gerechte und gute Behandlung werden. Der gute Geist soll den guten Geist hervorrufen.

(Dies erinnert mich an die schöne schwedische Legende aus dem Mittelalter, von dem Jüngling, der von einem Zauberer in einen Währwolf verwandelt worden war, bei dem Ton seines christlichen Namens aber, von der Stimme seiner Geliebten gerufen, seine frühere Gestalt wieder erhielt.)

„Der Staat soll jedem seiner Mitglieder die best-

mögliche Gelegenheit (chance) geben, seine menschlichen Fähigkeiten zu entwickeln und in den Besitz seiner menschlichen Rechte zu gelangen. Dies soll theils durch Gesetze geschehen, die alle hemmenden Hindernisse aus dem Wege räumen, theils durch allgemeine Erziehungsanstalten, die allen Bürgern Gelegenheit zu gleicher Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten bis zu dem Alter geben, in welchem sie selbst dieselben zu pflegen und zu leiten im Stande sind.

„Das Ideal des Staats wird erreicht theils durch die Vollendung des Individuums im Verhältniß zu seinem eigenen Ideal, theils durch die freien Vereine und Institutionen, durch welche die Menschen in brüderliche Verhältnisse zueinander treten und Gefühl für ein solidarisches Verhältniß Aller und für eine gegenseitige Verantwortung erhalten.

„Alles für Alle ist der wahre Zweck des Staats. Alle müssen zum Genuß aller Güter der Erde, der leiblichen wie der geistlichen, kommen, Jeder nach dem Maße seiner Empfänglichkeit. Niemand darf ausgeschlossen sein, der sich nicht selbst ausschließt. Die Gelegenheit zum Wiedereintritt muß für Jeden offen gelassen werden. Darum müssen die Gefängnisse Besserungsanstalten und zweite Schulen für Diejenigen sein, welche der letztern bedürfen. Der Staat soll sich in seiner vielseitigen Entwickelung so organisiren, daß Alle zu Allem gelangen können!“

Das Ideal eines amerikanischen Mannes scheint mir zu sein: Reinheit in der Absicht, Bestimmtheit im Wollen, Energie im Handeln, Einfachheit und Milde im Wesen und im Benehmen. Dazu kommt etwas Zartes und Ritterliches in dem Verhältniß zu den Frauen, was ihn unendlich gut kleidet. In jedem weiblichen Wesen ehrt er seine eigene Mutter.

So scheint mir auch das Ideal einer Amerikanerin, einer Frau in der Neuen Welt zu sein: Selbständigkeit des Charakters, Milde im Wesen und im Benehmen.

Das Ideal des Glücks für den Amerikaner scheint die Ehe und die Häuslichkeit sowie die bürgerliche Wirklichkeit zu sein. Eine Gattin zu haben, ein Haus und eine Heimat zu besitzen, Beides zu pflegen und zu verschönern, dabei etwas Gutes für den Staat oder für die Stadt zu wirken — das scheint der irdische Lebenszweck der meisten Männer zu sein. Eine Reise nach Europa, um fertige Städte und — Ruinen zu sehen, gehört als eine erwünschte Episode dazu.

Von der amerikanischen Häuslichkeit habe ich genug gesehen und genug gehört, um sagen zu können, daß die Frauen darin im Allgemeinen alle Gewalt besitzen, welche sie haben wollen. Das Weib ist in der Neuen Welt der Mittelpunkt und die Gesetzgeberin des Hauses, und der amerikanische Mann hat es gern so. Er will, daß seine Hausfrau ihren eigenen Willen im Hause haben soll, und folgt demselben gern. Ich habe als Schilderung dieses Verhältnisses folgende Worte eines jungen Mannes anführen hören: — „Ich hoffe, daß meine Gattin ihren eigenen Willen im Hause haben wird, und hat sie denselben nicht, so werde ich ihr dies lernen.“ — (I will make her have it.) Ich muß jedoch bemerken, daß ich in den glücklichen Häusern, in denen ich gelebt habe, die Hausfrau sich ebenso sehr nach den Wünschen des Mannes richten, als den Mann die Wünsche der Hausfrau erfüllen gesehen habe. Zuneigung und gesunde Vernunft gleichen Alles aus.

Die Erziehungsanstalten für Frauenzimmer stehen im Allgemeinen hoch über den europäischen; und in der Erziehung und Behandlung der Frauen liegt vielleicht das bedeutungsvollste Moment der künftigen Arbeit Amerikas für das Menschengeschlecht. Das steigende Ansehen der Frauen als Lehrerinnen und ihre Verwendung zu diesem

Beruf in allgemeinen Schulen, auch für Knaben, ist eine allgemeine Thatsache in diesen Staaten, die mich sehr erfreut. Es sind Seminarien eingerichtet worden, um sie für diesen Beruf zu bilden. (Das „West-Newtonseminar für junge Lehrerinnen, von Horace Mann eingerichtet, hoffe ich besuchen zu können; es liegt in der Nähe von Boston.) Auch scheinen Neuenglands junge Töchter eine ganz eigene Neigung und Vorliebe für dieses Amt zu haben. Junge Mädchen von vermögenden Aeltern widmen sich demselben. Töchter von armen Ackerbauern gehen in die Manufacturen und arbeiten eine Zeit lang darin, um sich so viel Geld zu verdienen, daß sie eine Schule besuchen können, und werden dann ihrerseits Lehrerinnen. Ganze Scharen von Schullehrerinnen gehen von hier aus in die westlichen und südlichen Staaten, wo unter ihrer Leitung alle Tage Schulen entstehen und eingerichtet werden. Im Allgemeinen werden die jungen Mädchen Neuenglands wegen ihres Charakters und ihrer Fähigkeiten sehr gerühmt. Auch Waldo Emerson, der nicht so leicht lobt, sprach lobend über sie. Sie lernen in den Schulen alte Sprachen, Mathematik, Physik, Algebra mit großer Leichtigkeit und bringen es darin ebenso weit wie junge Männer. Neulich hat ein junges Frauenzimmer in Nantuchet (Massachusetts) sich in der Astronomie ausgezeichnet, einen Kometen entdeckt und deshalb eine Medaille von — dem König von Preußen erhalten.

Die deutsche Literatur ist seit einigen Jahren weit in die nördlichen Staaten eingedrungen und hat bedeutenden Einfluß auf die studirende Jugend gewonnen, namentlich die Gemüther für die Ideale des Lebens erweckt. Die öffentlichen Redner und „Lecturers“, welche die Menge an sich ziehen, sind Fürsprecher der menschlichen Ideale. Frieden, Freiheit, Wahrhaftigkeit, Nüchternheit, Reinheit und Veredelung in jeder Richtung, in jedem Verhältniß des Lebens, Verbreitung der Vortheile des Lebens und der Bildung unter alle Menschen, sind die Gegenstände,

welche die Beredtſamkeit beleben und Tauſende von Zuhörern anlocken. Alle Fragen werden in dieſer Richtung bearbeitet und behandelt: — „Aller Nutzen und Aller Veredelung.“ Man ſagt von einem Baum, daß er wächſt, wenn er ſich dem Himmel nähert; und in dieſem Sinne kann man von dieſen Staaten ſagen, daß ſie wachſen. Ihre Arbeit geht nicht blos in die Breite, ſondern in die Höhe.

3. Februar.

Seitdem ich zuletzt geſchrieben habe, hatte ich einen angenehmen Abend bei einem Antislavery-Meeting in Faneuilhall (einem großen Saal in Boſton zu allgemeinen Zuſammenkünften), wo es ſehr lebhaft zuging. Mr. Charles Sumner, welcher wünſchte, daß ich einer hieſigen Volksverſammlung beiwohnen möchte, begleitete mich dahin.

Einige aus den Sklavenſtaaten entflohene Neger ſollten dem Volk vorgeſtellt und es ſollten Reden über ſie gehalten werden. Der Saal und die Galerien waren mit Menſchen gänzlich gefüllt. Einer der beſten und jedenfalls der originellſte Sprecher dieſes Abends war ein großer Neger — wenn ich nicht irre, ſo hieß er John Brown — dem es vor kurzer Zeit gelungen war, mit Weib und Kind der Sklaverei zu entfliehen und der die Geſchichte ſeiner Sklaverei und ſeiner Flucht erzählte. Es war eine Friſche, ein Leben, eine Eigenthümlichkeit in der Beredtſamkeit und in den Geberden dieſes Mannes, die neben dem eigenen großen Intereſſe ſeiner Erzählung außerordentlich aufregend wirkte. Dann und wann brauchte er ganz ſonderbare Gleichniſſe und Ausdrücke, über welche die Verſammlung in Lachen ausbrach. Allein dann lachte John Brown mit und ließ ſich nicht ſtören, ſondern ging in ſeiner Erzählung um ſo eifriger vorwärts. Insbeſondere erinnere ich mich einer Stelle, wo er ſeine Flucht über einen Fluß beſchrieb, während er von Denen verfolgt wurde, die ihn feſtzunehmen ſuchten:

— „Da ſitze ich nun allein im Boot, blos mit ein paar Rudern, und rudere und rudere aus allen meinen Kräften, um nur hinüber ans freie Ufer zu kommen, wo meine Frau und meine Kinder ſchon auf mich warten. Und da ſitzen meine Verfolger, rudernd mit drei Paar Rudern, um mich einzuholen und feſtzunehmen. Und ſie ſind ſchon nahe bei mir. Aber über uns ſitzt der große Gott und ſieht auf uns und gibt mir einen Vorſprung. Ich erreiche das Ufer; ich bin auf dem freien Boden. Und noch an demſelben Abend bin ich bei meiner Frau und bei meinen Kindern!“

Die Verſammlung klatſchte ihm ſtürmiſch Beifall zu.

Als dieſer Sprecher abgetreten war, trat eine Gruppe hervor, die ebenfalls mit lebhaftem Händeklatſchen begrüßt wurde. Ein junges weißes Frauenzimmer in einem einfachen weißen Kleide und mit unbedecktem ungeſchmücktem Haar trat auf und führte eine dunkelfarbige Mulattin an der Hand. Die Letztere war Sklavin geweſen und hatte ſich kürzlich auf einem Schiff, auf welchem ſie ſich verborgen gehalten hatte, aus der Sklaverei gerettet. Ihr Beſitzer hatte ihr Verſteck geargwöhnt, ſich Erlaubniß zum Durchſuchen des Schiffs ausgewirkt und das letztere ſehr ſtark mit Schwefel durchräuchern laſſen, um ſie zu nöthigen, ihr Verſteck zu verlaſſen. Allein ſie hatte den Schwefeldampf ausgehalten und war glücklich entkommen.

Es ſah ſehr hübſch aus, als die junge weiße Dame — Miß Lucy Stone, eine der Damen, die ich bei meiner kleinen Doctorin geſehen hatte — ihre Hand über den Kopf der Mulattin ausſtreckte, ſie ihre „Schweſter“ nannte und als ſolche der verſammelten Menſchenmenge vorſtellte. Es ſah ſehr hübſch und anſprechend aus und alle Anweſenden fühlten recht wohl, daß die weiße Frau als Beſchützerin und Freundin der ſchwarzen Frau hier ſtand. Miß Lucy that dies auch ſehr gut, vollkommen weiblich, ſtill und ſchön. Sie ging dann zu

der Geſchichte der frühern Sklavin über und ſprach ziemlich lange über die Sklaverei mit vollkommener Selbſtbeherrſchung, Klarheit und Würde in Ton und Haltung. Aber anſtatt, wie ſie gekonnt und geſollt hätte, von dem Standpunkt des weiblichen Bewußtſeins im Leben zu ſprechen, anſtatt Theilnahme für das Unrecht aufzurufen, welches namentlich das Weib dadurch in der Sklaverei erleidet, daß ihre Kinder ihr nicht angehören, daß die Weſen, welche ſie mit Schmerzen geboren hat, Eigenthum ihres Herrn ſind und ihr nach deſſen Willkür genommen und verkauft werden können — anſtatt Gewicht auf dieſes und mehre andere, für das Herz wie für die Gerechtigkeit in gleicher Weiſe empörende Verhältniſſe, die beſonders das Weib als Sklavin drücken, zu legen — ſchlug Miß Lucy ſich auf die in öffentlichen Blättern ſchon vielfach kalfaterte Polemik gegen die Proſlavery-Männer im Norden und gegen Daniel Webſter und deſſen warmen Eifer für die Freiheit der Ungarn, während er drei Millionen Einwohner Amerikas gleichgültig in der Sklaverei ſchmachten ſähe. Sie wiederholte blos, was Männer bereits geſagt, was ſie beſſer und kräftiger, als Miß Lucy geſagt hatten, und verfehlte auf dieſe Weiſe ihren Zweck als weibliche Sprecherin gänzlich.

Wann werden die Frauen einſehen, daß ſie, wenn ſie einen Platz auf dem Forum würdig ausfüllen wollen, daſelbſt mit der Macht und Würde eines Weſens auftreten müſſen, welches wirklich neue und erhabene Wahrheiten auszuſprechen und zu vertreten hat. Sie müſſen aus dem Mittelpunkt der weiblichen Sphäre heraus denken und ſprechen. Alles Wohlwollen und alle Courtoiſie der Männer wird auf die Länge der Zeit nicht ausreichen, ihnen die Bahn öffentlicher Bewerbung und Wetteiferung offen zu erhalten, wenn ſie dieſelbe nicht mit einem eigenthümlichen Inhalt betreten. Und dieſer letztere fehlt in der That nicht; er liegt den Frauen nahe; er iſt in ihnen, um ſie, wenn ſie ihn nur ſehen wollen.

Aber ſie müſſen ſich ſelbſt und das Leben noch tiefer erfaſſen. Die Frauen, welche zu allen Zeiten der Geſchichte als Prieſterinnen des innern Lebens aufgetreten ſind, als Prophetinnen und Dolmetſcherinnen des Höchſten und Heiligſten, und die als ſolche Gehör bei dem Volk und bei den Herrſchern gefunden haben, Debo-rah, Wala, Sibylla, Egeria (um nur einige von den älteſten Typen zu nennen), ſie können den Frauen der Neuen Welt den Weg zur öffentlichen Macht, zum öffentlichen Einfluß zeigen. Und fühlen ſie die höhern Kräfte dieſer Frauen nicht in ſich — — — dann iſt es weit beſſer, wenn ſie in ihrer Stille und Ruhe verbleiben! — Wie mächtig können ſie nicht auch in dieſer Stille wirken; — Welche Macht iſt größer als die der Liebe, als die der vernünftigen Güte! — Adler und Taube — ſo habe ich ſagen hören — fliegen unter allen Vögeln am weiteſten und am ſchnellſten zu ihrem Ziel.

Miß Lucy's Auditorium war wohlwollend; es hörte aufmerkſam zu und applaudirte am Schluß ihrer Rede, wenn auch nicht ſehr. Man rühmte ihre Leichtigkeit des Ausdrucks, das Paſſende ihres Benehmens und das Klare ihres Vortrags. Das war Alles und mehr konnte es nicht ſein. Alles zuſammengenommen war nicht viel.

Mit den Herren, die nach ihr als Sprecher auftraten, kam mehr Leben und Bewegung in die Verſammlung. Allein ſie ſtießen mich durch ihren Mangel an Mäßigkeit und Billigkeit, durch ihre Weiſe, die Galerien anzurufen und Perſönlichkeiten zu bezeichnen, die ihnen bei ihren Antiſlavery-Arbeiten keinen Beiſtand leiſten, nicht wenig zurück. Es verletzte mich, das Familienleben durch die öffentlichen Erwähnungen von Spaltungen, z. B. zwiſchen Vater und Tochter, in dieſen Fragen und durch Eingriffe in das göttliche Sittengeſetz: — „Richtet nicht!“ — entheiligt zu ſehen. Die Polemik wurde auf Perſönlichkeiten und auf das äußerſte Extrem gerichtet.

Aber lebendig und luſtig ging es zu und das Verhältniß zwiſchen den Rednern und dem Publicum war im höchſten Grade frei und vertraulich. Am meiſten ſchien der junge Juriſt Wendel Philipps bei dem Publicum in Gunſt zu ſtehen. Und er iſt in der That ein ungewöhnlich begabter und angenehmer Sprecher, der das Publicum mit ſich fortreißt und ſeine Macht, daſſelbe zu rühren und zu elektriſiren, wohl zu kennen ſcheint.

Ein junger Mann, Mr. Quincy (aus einer der vornehmſten Familien Boſtons), ſprach heftig gegen die Proſlavery-Männer, und unter denſelben gegen ſeinen eigenen älteſten Bruder, der gegenwärtig Maire in Boſton iſt. Allein das Publicum fand keinen Geſchmack an ſeinen Ausfällen, beſonders gegen den Maire, und pfiff und lärmte entſetzlich. Allein deſtomehr wetterte Herr Quincy los, indem er auf dem Amphitheater herumſpazierte, die Hände in den Rocktaſchen hatte, mit den Rockſchößen wedelte und gerade ausſah, als ob er den Genuß hätte, ſich von einem angenehmen Zephyr anwehen zu laſſen. Zuletzt wurde der Lärm und der Ruf: — „Philipps! Wendel Philipps!“ —, ſo übermächtig, daß Mr. Quincy gar nicht mehr gehört wurde. Er ſchloß endlich ſeine Rede und winkte lächelnd Wendel Philipps, ſeine Stelle einzunehmen. Dieſer, ein blonder junger Mann von einnehmender Geſtalt und zwangloſer Haltung, ſtand auf, trat hervor und wurde mit einer Salve von Händeklatſchen begrüßt, worauf eine tiefe Stille entſtand. Wendel Philipps ſprach mit der Ruhe und Sicherheit eines Redners, der ſeiner ſelbſt und ſeines Auditoriums gewiß iſt, und nahm den Gegenſtand auf, den Miß Lucy hatte liegen laſſen. Er ſprach für die Sklavin, für die Mutter, deren neugeborenes Kind nicht ihr, ſondern dem Sklavenbeſitzer und der Sklaverei zugehört. Er ſprach über dieſen Gegenſtand mit weicher, inniger Stimme und mit zärtlichen Worten, die aber mächtig genug waren, um die Gemüther gegen die Verhältniſſe und Thatſachen,

die er ſchilderte, zu empören. Sein Vortrag war meiſterhaft. Die Verſammlung hing an ſeinen Lippen und faßte jedes ſeiner Worte auf. Mitten in ſeinem Vortrag, nach einer ſchlagenden Beweisführung, redete er ein mal meinen Begleiter Mr. Sumner an und rief: — „Iſt es nicht ſo, Bruder Sumner?“ — Dieſer lächelte und nickte ihm Beifall. Gegen das Ende der Rede ſprang ein aufgeregter Herr auf die Eſtrade und fing an, neben Philipps zu peroriren. Dieſer lachte und bat die Verſammelten, auf dieſen „ungeſchickten Herrn“ nicht zu hören. Allein nun gerieth die Verſammlung in Gährung, jedoch in aller Heiterkeit. Man lachte, man pfiff, man ſchrie, man klatſchte und brummte durcheinander. Und während deſſen begann man die Galerien ganz ruhig und mit Leichtigkeit zu verlaſſen. Die Redner veranſtalteten vorn im Saal eine Sammlung für die Mulattin, nach welcher wir den Saal mit der Menge verließen. Ich mußte die Ruhe und die Manier bewundern, mit der dies geſchah. Niemand ſtieß oder drängte ſeine Nachbarn; Jeder folgte ſtill ſeiner Reihe, und ſo verlief ſich die Verſammlung wie ein ruhiger Fluß. Und ich freute mich, eine Volksverſammlung geſehen zu haben, in der ſich ſo viel Selbſtbeherrſchung, ſo viel Ordnung und ſo viel gute Laune zeigte.

Eines Tags beſuchte ich in Geſellſchaft des Mr. Sumner das Staatenhaus, ſah den Senat ſchläfrig bei einer Frage über die Schuhläden ſitzen und hörte im Hauſe der Repräſentanten einen guten Theil ſehr lebhafter, aber etwas plebejiſcher Beredtſamkeit in einer Debatte über die Frage von der „Plurality“ oder „Majority“ beim Votiren, die ich dir hier nicht weiter auseinanderſetzen will.

Die Amerikaner ſprechen mit großer Leichtigkeit und Zwangloſigkeit ex tempore. Ihre Reden hier waren wie ein brauſender Strom, ihre Geſticulationen dabei energiſch; aber einförmig und ohne Eleganz. Die Geſti-

culation, welche am häufigſten wiederkehrte, war das Ausſtrecken des rechten Arms mit geballter Fauſt oder mit ausgeſtrecktem Zeigefinger.

In beiden Häuſern kamen der Präſident, der Sprecher und mehre Mitglieder zu mir, ſchüttelten mir die Hände und hießen mich willkommen. Ich erwähne dies deshalb, weil ich es hübſch und freundlich finde, auf dieſe Weiſe einen Fremdling und ein Frauenzimmer ohne Bedeutung in der politiſchen Welt, die eigentlich der ſtillen Welt des Hauſes angehört, zu begrüßen. Sagt das nicht deutlich, daß die Männer der Neuen Welt das Haus als das mütterliche Leben des Staats betrachten?

Ich fand Vergnügen an dieſem Beſuch in Boſtons Staatenhaus, ſowol dem Innern als dem Aeußern nach ein ſtattliches Gebäude. Zwei große ſchöne Waſſerkünſte ſpringen vor der Façade deſſelben, und von den höchſten Treppenſtufen vor dem Haus hat man eine prächtige Ausſicht. Unter demſelben liegt der große grüne Platz, welcher „Boſtongemeinde" (common) genannt wird und ebenfalls mit einer ſchönen, hoch emporſprudelnden Waſſerkunſt in dem Teich in ſeiner Mitte verſehen iſt. Auf drei Seiten ringsherum ziehen ſich drei ſchöne Straßen hin, und längs dieſer Straße ſtehen hohe Bäume, meiſtens Ulmen, Maſſachuſetts Prachtbäume. Einige dieſer Bäume zieren auch dieſen parkähnlichen Platz. Auf der vierten Seite hat man eine freie Ausſicht nach dem Hafen. Hier, auf den breiten Seitengängen von Asphalt, unter den ſchönen Ulmen, promenire ich gern (wenn die Tage mild ſind) und blicke durch die Zweige der Bäume zu Maſſachuſetts blauem Himmel empor oder auf die kleinen Republikaner im Park, die aus der Schule kommen, umherlaufen und lärmen. In der Nähe dieſer Gegend ſind mehre ſchöne wohlgebaute Straßen, unter denen „Mount Auburn Street" mit der Ausſicht auf das Meer ſich befindet, durch die ich paſſiren muß, wenn ich von „the Common" in meine Wohnung in Benzon's Haus

gehe. Unterhalb des Hügels, auf deſſen anderer Seite, liegt ein Marktplatz, „Louisburg Square“, wohin ich oft auch wandere, aber weniger wegen der kleinen Einhegung von Bäumen und Gebüſchen und der daſelbſt eingehegten Bildſäule des Ariſtides, ſondern weil Mrs. Bryant dort wohnt. Denn bei dieſer befinde ich mich ſtets heimiſch und wohl und bin gern ein oder das andere mal zu einem trefflichen beſcheidenen Mittagseſſen bei ihr in Geſellſchaft ihrer Mutter, Mrs. Lee, einer geiſtreichen und gemüthlichen, prächtigen alten Frau, und einiger anderer Gäſte. Mrs. Bryant gehört zu denjenigen Faſhionablen, die zwar ihre Kleider fertig aus Paris beziehen und wie reiche Damen leben, aber dabei doch ihr Herz dem ſchüchternen Liebeswerk des Lebens offen halten und Alles in ihrer Umgebung, auch die Thiere, glücklich zu machen ſuchen. Ein ſchöner grauer Windhund, „Prinzeſſin“ genannt, iſt im Hauſe und iſt der trefflichſte Haushund, den ich jemals geſehen habe.

Mrs. Bryant's kleine Tochter Julie hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihrer Großmutter in Charakter, Lebendigkeit und Witz. Das ſeltene kleine Mädchen macht die ergötzlichſten Wortſpiele, ohne es zu ahnen.

Eines Tages, als prächtige Schlittenbahn war, fuhr mich Mrs. Bryant auf „the Neck“, eine ſchmale Landzunge, welche der Tummelplatz für Boſtons faſhionable Schlittenfahrer iſt, um dem Schlittenfahren zuzuſehen. Die jungen Herren in ihren leichten feinen Schlitten mit raſchen Rennern flogen wie der Wind dahin. Es war ein ſchönes, belebendes Schauſpiel. Dabei ſah ich auch einen Rieſenſchlitten, in welchem funfzig bis hundert Perſonen zu ſitzen pflegen. Dieſer war mit vier Pferden beſpannt und mehr als funfzig junge Damen in weißen und roſenrothen ſeidenen Hüten mit flatternden Bändern füllten den Schlittenkorb. Es ſah aus wie ein ungeheurer, mit Blumen angefüllter Korb, prächtig und ſchön. Aber es gefiel mir nicht, einen ſolchen Haufen

von Menſchen zu ſehen, auch nicht als einen Haufen von Blumen. Ein ſolcher Haufen vernichtet die Individualität. Und eine ſchönere Schlittenfahrt, als in dem ſchwediſchen „Rack" (Hund), in welchem Herr und Dame auf einem Bären- oder Leopardenfell nebeneinander ſitzen, von zwei raſchen Pferden gezogen, von dem flatternden weißen Netz bedeckt, ſchönere Schlitten und ein ſchöneres Fahren habe ich noch nie geſehen.

In dieſem Winter gab es in Boſton nur eine unbedeutende Schlittenfahrt; der Winter war nicht ſtreng. Aber ich, die ich den ſchwediſchen Winter ſo ſehr liebe und bei unſerer heftigſten Kälte ſo leicht athme, ich kann nur ſchwer Luft ſchöpfen, wenn die Luft hier kalt iſt, wie ſie es jetzt iſt. Sie iſt dann ſo hart und ſtreng. Es kam mir vor, als ob der ſtrenge Geiſt der alten Puritaner in die Luft gefahren wäre und dieſelbe durchdrungen hätte. Und ſolche Luft taugt nicht für mich.

Jedenfalls iſt die Luft Amerikas der Luft Europas ſpecifiſch ungleich. Die erſtere kommt mir dünn und trocken, wunderbar fein und durchdringend vor. Und zuverläſſig wirkt ſie auf die Conſtitution des Volks. Wie ſelten ſieht man hier corpulente Perſonen und volle Formen. Die Frauen ſehen fein und keineswegs ſtark aus. Die Männer ſcheinen ſtark und zähe zu ſein, aber ſie ſind gewöhnlich mager und wachſen mehr als irgendwo in die Höhe. Die Backen ſinken ihnen nach den Jünglingsjahren ein und ihre Geſichtsbildung nähert ſich dem indianiſchen Typus.

Boſtons Klima iſt im Allgemeinen wegen der kalten Seewinde kein beſonders günſtiges. Von Boſton im Uebrigen will ich dir nicht viel mittheilen, denn ich habe nicht viel davon geſehen und auch nicht in rechter Stimmung. Die Stadt ſcheint mir, außer dem Theil derſelben, den ich bereits beſchrieben habe, nicht viel beſonders Schönes zu haben. Boſtons Umgebungen dagegen habe ich als ſehr ſchön und in vielfacher Beziehung den

Umgebungen Stockholms ähnlich rühmen hören. Gegenwärtig habe ich sie nur aus einem bedeckten Wagen und im Winterschmuck gesehen. Eine Menge schöner Landhäuser oder Villen habe ich dabei bemerkt.

Meine genußreichsten Stunden zu Boston habe ich bei den „Readings“ oder Vorlesungen aus dem Shakspeare der Mrs. Kemble gehabt. Sie ist ein wahrhaftes Genie, und ihre Fähigkeit, den Ausdruck und die Biegung der Stimme so zu wechseln, daß sie jeder Person entsprechen, welche sie für den Augenblick darstellt, ist wahrhaft bewundernswürdig. Was man sie vorlesen hört, kann man nie vergessen. Sie versetzt uns ganz in die Welt und in die Verhältnisse, welche sie darstellt. Ihre Mimik ist prächtig, besonders in Heldenrollen. Ihr leuchtendes, herrliches Gesicht, wenn sie als Heinrich der Fünfte das Herz zur Tapferkeit ermahnt, vergesse ich nie. Und die Scene zwischen dem geliebten kriegerischen König und der schüchternen, vornehmen und doch naiven französischen Prinzessin gab sie so meisterhaft, daß man lachen, aber auch weinen hätte können, d. h. man lacht, aber mit Augen, die vor Vergnügen weinen. Wenn Mrs. Kemble vor das Publicum tritt, so erkennt man sogleich in ihr eine stolze und mächtige Natur, die sich vor dem Publicum blos in dem Bewußtsein beugt, daß sie dasselbe beherrschen kann. Der erste Eindruck ihrer Persönlichkeit ist bereits ein gewaltiger. Aber dann — beim Lesen, ja, dann vergißt sie das Publicum und Fanny Kemble, und das Publicum vergißt sich und ebenfalls Fanny Kemble, und Beide leben und athmen und schaudern und entsetzen sich in den großen dramatischen Scenen des Lebens, welche sie mit wunderbarer Macht hervorzaubert.

Sie hat eine starke, wiewol nicht große Gestalt von englischer Fülle, ein Gesicht, welches, ohne schön zu sein, doch schön erscheint und besonders reich und prächtig an Ausdruck ist.

— „In ihrem Lächeln liegen funfzig Lächeln!“ — ſagte Marie Lowell, die immer gut ſpricht, neulich von ihr.

Gegen mich iſt Mrs. Kemble unendlich liebenswürdig und angenehm geweſen und hat mir auch ein Billet zu ihren „Vorleſungen“ geſchenkt, welches mir und meinen Freunden freien Eintritt geſtattet. Geſtern las ſie meinen Liebling unter den Shakſpeare'ſchen Dramen, „Julius Cäſar“, vor, und zwar auf eine Weiſe, die faſt zu viel für mich war. Neben dieſen herrlichen Heldencharakteren und deren Leben erſchien mir die Gegenwart meiner Umgebungen und mein eigenes Leben mitten darin ſo arm, trivial, ſchwach und farblos, daß es mir — ſchmerzlich war. Und dieſer Schmerz war um ſo größer, als ich, noch ganz aufgeregt von der Vorleſung, zwiſchen jedem Act und am Ende des Stücks mich nach Rechts und nach Links wenden mußte, um auf Introductionen zu antworten und Hände zu ſchütteln — vielleicht mit den beſten Menſchen von der Welt; allein ich wünſchte ſie bei dieſer Gelegenheit Alle zuſammen in den Mond. Außerdem ſaß ein fremdes Frauenzimmer neben mir, welches, ſo oft etwas beſonders Merkwürdiges im Stück oder im Vortrag vorkam, mir dies durch einen freundſchaftlichen Stoß mit dem Ellnbogen zu erkennen gab.

Was die Menſchen um mich her betrifft, ſo muß ich ſie in zwei oder vielmehr in drei Claſſen theilen. Die erſte Claſſe iſt liebenswürdig, voll von Güte, Feinheit und edelm Zartſinn, in Wahrheit liebenswürdiger und angenehmer, als ich irgend etwas kennen gelernt habe. Die zweite Claſſe iſt gedankenlos; ſie meint es gut mit mir, quält mich aber oft unausſprechlich, läßt mir keine Ruhe, weder außer dem Hauſe, noch daheim, in den Kirchen und auf andern öffentlichen Orten, und hat keinen Begriff davon, daß es Leute giebt, die Ruhe haben wollen und auch Ruhe brauchen.

Viel Neugierde herrſcht allerdings in dieſer Claſſe, aber auch viel wahres Wohlwollen und wahre Herzlichkeit,

obgleich ſich dieſelbe oft auf eine etwas ſonderbare Weiſe ausſpricht. Aber — — Vieles würde ich auch anders auffaſſen, wenn ich im Beſitz meiner gewöhnlichen Körper- und Geiſteskräfte wäre.

Die dritte Claſſe, ja — — — die iſt ſehr peinlich und ich will nichts weiter von ihr ſagen, als daß ſie aus ſehr vielen Nullen beſteht, die ich in die Litanei ſetze. Sie gehören einem Geſchlecht an, das ſich wol in allen Ländern findet. Einladungen habe ich für die ganze Woche, aber ich nehme blos eine oder die andere Einladung zum Mittagseſſen, d. h. zu kleinen Mittagseſſen an. Dieſe ſind meiſtentheils recht angenehm und ich lerne dabei viele hübſche Familien in trefflichen, achtungswerthen Häuſern kennen. Man findet in allen engliſche Einrichtungen und engliſchen Geſchmack.

Abendgeſellſchaften habe ich faſt gänzlich entſagen müſſen. Ich befand mich darin ſo ſehr unwohl. Die Wärme der Gasbeleuchtung in den Salons, in Neuyork wie in Boſton, wirkt auch ſchmerzhaft auf mich ein, erregt mir Fieber und macht mich roth und häßlich im Geſicht.

Dagegen habe ich einige ſtille Abende daheim genoſſen, nachdem ich einen jungen Vorleſer erhalten hatte, den ich mir nicht beſſer wünſchen konnte. Ein angenehmer und hübſcher junger Mann, Mr. Vickers, der Sohn eines Engländers, Benzon's Compagnon, der hier im Hauſe wohnt, bot ſich an, mir Abends vorzuleſen, obgleich er — wie er ſagte — nicht wüßte, ob er mich befriedigen würde, da er noch nie vorgeleſen habe. Er las anfangs auch etwas ſtockend, aber leiſe und mit der allerſanfteſten männlichen Stimme. Das war wie Muſik für meine Seele und für meine Sinne und beruhigte mich auf eine wahrhaft wohlthuende Weiſe. Bald legte Vickers auch das Stocken gänzlich ab und ſein Vorleſen wurde gleichmäßig und melodiſch wie ein ſanftrinnender Fluß. Und ſo hat er mir manchen guten ſtillen Abend

geſchenkt, indem er mir Waſhington's Lebensbeſchreibung von dem Präſidenten in Cambridge, Mr. Sparks, Emerſon's Eſſays und andere Werke vorgeleſen hat.

Bei beiden Geſchlechtern hier habe ich eine beſonders ſingende Intonation bemerkt, wenn ſie ſprechen. Bei entwickelten Individuen wird dieſe Intonation melodiſch, aber bei weniger entwickelten, beſonders bei Frauen, wird ſie oft gleichſam klagend und zuweilen, z. B. beim Ende einer Frage, unangenehm pipend. Männer (nämlich ungebildete) ſprechen oft durch die Naſe. Starke und volle Stimmen ſind ſelten. Im Allgemeinen wird, beſonders von den Männern, breit, ohne Accent, mit einer gewiſſen Nonchalance geſprochen, als ob die Worte ganz gleichgültig herabfielen. Ich bin oft nicht im Stande, ſie zu verſtehen, wenn ſie miteinander ſprechen, ſo breit und ſo ausdruckslos ſprechen ſie. Gleichwol bemerke ich, daß ſie mit dieſen wenigen affectloſen Worten ſehr kurz und beſtimmt ihre Partie nehmen, Geſchäfte abmachen u. ſ. w. Sie beſinnen ſich wenig, ſprechen wenig, verlieren weder Zeit noch Worte, entſchließen ſich in einem Augenblicke und mit einem Wink. Ich erſtaune oft, wie ſtill und leicht ſie die Sachen abzumachen ſcheinen; es iſt als ob ſie eine Art von Telegraphenſyſtem dazu benutzten. In der feinern Geſellſchaft legt man viel Gewicht darauf, daß Jemand mehre Sprachen, namentlich die franzöſiſche Sprache, verſteht; und Mancher prahlt gern damit, dieſelbe zu ſprechen. Allein die Amerikaner haben ſelten Urſache, damit zu prahlen, obgleich ſie das Franzöſiſche weit beſſer als die Engländer ausſprechen. Die Vernünftigen hier zu Lande ſind über dergleichen Prahlerei erhaben und machen ſich darüber luſtig.

Auch Mr. Charles Sumner hat mir durch Vorleſen eines und des andern Buchs, namentlich der Gedichte von Longfellow, viel frohe Stunden bereitet. Eines Tags las er mir eine Erzählung von Nathanael Hawthorne (in der That ein Gedicht in Proſa) vor, die

mir so viel Vergnügen machte, daß ich um Erlaubniß bitte, sie dir in der Kürze mitzutheilen.

Hawthorne ist einer der jüngern prosaischen Schriftsteller Nordamerikas, der sich schon großen Ruhm erworben hat. Seine Schriften sind mir von einer anonymen Freundin zugesendet worden, die ich entdecken zu können hoffe, denn ich will ihr dafür danken. Er behandelt nationale Stoffe mit großer Innigkeit und Frische, und das mystische düstere Gefühl, das im Hintergrund seiner Gemälde liegt wie ein nächtlicher Grund, auf welchem Sterne hervortreten, übt einen großen Zauber auf die Gemüther der Neuen Welt, vielleicht auch deshalb, weil es dem Alltagsleben derselben so ungleich ist. Das Stück, welches mir Mr. Sumner vorlas, heißt: „Das große steinerne Gesicht" („the great stony face"), und die Idee dazu scheint dem wirklichen großen steinernen Gesicht entnommen, das man an einer Stelle in den Neuhampshirebergen — der Weiße Berg genannt — sehen soll.

— „In einem von Neuhampshires Thälern" — erzählt Hawthorne — „wurde in einer geringen Hütte von armen Eltern ein kleiner Knabe erzogen. Von seiner Hütte und von dem ganzen Thal aus konnte man an einem der höchsten Berge ein großes menschliches Profil sehen, das wie im Berge ausgehauen sah und unter dem Namen «das große steinerne Gesicht» bekannt war. Es ging eine alte Sage im Thale, daß einstmals ein Mann in das Thal kommen würde, dessen Gesicht dem großen steinernen Gesicht gleichen werde. Der werde der edelste Mann sein und eine goldene Zeit in das Thal bringen.

„Der junge Knabe wuchs empor im Anschauen des großen steinernen Gesichts, welches das Thal beherrschte, und in dem Gedanken an den erwarteten Fremdling, der eines Tags erscheinen und das Thal glücklich machen werde. Ganze Stunden konnte er das große steinerne

Geſicht anſehen und ſich in den hohen Adel und in die Schönheit ſeiner Züge vertiefen. So erwuchs er, beſuchte die Schule, wurde Jüngling, wurde Schullehrer und Prediger. Aber immer ſah er auf das hohe reine Geſicht in dem Berge, immer mehr nahm ſeine Liebe für deſſen Schönheit zu und immer inniger ſehnte er ſich nach dem verheißenen Mann, der deſſen herrliche Züge tragen ſollte.

„Auf ein mal ging ein großer Ruf durch das Thal: — «Er kommt! Er kommt!» — Und alles Volk zog aus, den großen Mann zu ſehen und willkommen zu heißen. Und unter dem Volk auch der junge Prediger. Und der große Mann kam in einem großen Wagen, von vier Pferden gezogen, von einer jauchzenden Volksmaſſe umgeben. Und alles Volk rief: — «Wie ähnlich iſt er dem großen ſteinernen Geſicht!» — Allein gleich beim erſten Anblick ſah der junge Prediger, daß er es nicht war, daß er der verheißene Fremdling nicht war. Und nachdem er ſich einige Zeit im Thale aufgehalten hatte, ſah alles Volk dies ebenfalls. Aber der junge Prediger ging ſtill ſeines Wegs, wirkte Gutes und erwartete den verheißenen Wohlthäter. Und immer ſah er auf das große ſteinerne Geſicht und glaubte vor demſelben zu leben und zu wirken.

„Da erging abermals das Gerücht durch das Thal: — «Er kommt! Er kommt, der große Mann!» — Und wieder ſtrömte ihm das Volk entgegen. Und er kam in derſelben Pracht wie früher; und abermals rief das Volk: — «Wie ähnlich iſt er dem großen ſteinernen Geſicht! Das iſt er gewiß!» — Und der Jüngling erblickte ein gelbbleiches Geſicht, das dem großen ſteinernen Geſicht wirklich etwas ähnlich war, aber — — es war doch auch etwas Unähnliches darin. Und nach einiger Zeit wurde dieſe Unähnlichkeit immer mehr bemerkt und man ſah bald allgemein, daß der große Mann nicht wirklich ein großer Mann und dem großen ſteinernen

Geſicht durchaus nicht ähnlich war. Darum wurde er aus dem Thal verwieſen.

„Dieſe Hoffnung und dieſe Täuſchung wiederholte ſich noch mehre mal. Endlich gab der Prediger ſeine Hoffnung auf, fuhr aber ununterbrochen fort, in der Stille in ſeinem Beruf zu wirken, immer ernſter und in immer weitern Kreiſen, immer emporblickend zu dem großen ſteinernen Geſicht, deſſen Züge er immer tiefer und tiefer in ſeine Seele einprägte.

„In dieſer Zeit war der Jüngling ein Mann geworden; ſein Haar begann grau zu werden und ſein Angeſicht wurde von den Furchen des Alters durchpflügt; aber noch immer war der große Erwartete nicht gekommen. Aber im Stillen hoffte er noch.

„Während deſſen hatte ſein Einfluß das Volk im Thale veredelt und verſchönert. Allgemeiner Friede und allgemeiner Wohlſtand waren nach einer langen Reihe von Jahren emporgekommen. Das Haar des Predigers war ſilberweiß, ſein Geſicht bleich, ſeine Züge waren ſtarr geworden, aber ſie trugen den vollen Ausdruck von Menſchenliebe. Da begann das Volk im Thale zu flüſtern: — «Scheint es nicht, als ob er dem großen ſteinernen Geſicht merkwürdig ähnlich geworden wäre?»

„Eines Abends kam ein Fremdling in die Hütte des Predigers und bat um Gaſtfreundſchaft. Er war ins Thal gekommen, um das große ſteinerne Geſicht zu ſehen, von dem er ſprechen gehört hatte, und den Mann zu betrachten, von welchem das Gerücht ſagte, daß er deſſen Züge trage, nicht blos in der Schönheit des Geſichts, ſondern auch in der Schönheit des Geiſtes. Im ſtillen Abend, vor dem ewigen Licht, vor dem großen ſteinernen Geſicht in dem Berge erkennt der Fremdling den Geſuchten in — ſeinem Wirth. Und dieſer, deſſen letzte Stunde gekommen iſt, fühlt ſein Herz von einer glückſeligen Ahnung erfüllt, während ſeine Züge im Tode erſtarren und ſich dadurch zu einer vollkommenen Aehnlich-

keit mit dem großen steinernen Antlitz verklären, dem auch in der Todesstunde sein Angesicht zugewandt ist." —

Hawthorne ist seiner Natur nach wesentlich Dichter und Idealist. Sein letzterschienenes Werk „der Scharlachbuchstabe" (the Scarlat letter) macht gegenwärtig großes Aufsehen und wird als ein ausgezeichnetes Geistesproduct gerühmt. Hawthorne selbst soll ein schöner Mann sein, er gehört aber zu den menschenscheuen Dichternaturen. Seine hübsche Frau und seine Schwägerin kenne ich. Beide sind gemüthvolle Frauen, namentlich ist die Erstere reizend und angenehm. Hawthornes sind im Begriff, in die schöne Seegegend im westlichen Massachusetts, Lennox, zu ziehen, wo auch Miß Sedgwick wohnt, und haben mich bereits freundlich in ihre neue Heimat eingeladen. Ich werde mich freuen, den Verfasser von „the great stony face" näher kennen zu lernen.

Ein vielgelesener und talentvoller Schriftsteller, hinsichtlich seiner schöpferischen Laune aber sehr verschieden von Hawthorne, ist N. P. Willis in Neuyork. Geistreich, sarkastisch, voll heitern Lebens, nimmt Willis seine Genrebilder mehr aus dem äußern als aus dem innern Leben. Hawthorne malt geheimnißvolle Scharlachbuchstaben aus den dunkeln Kammern des Herzens, Willis schreibt „pencillings by the way".

Cooper und Washington Irving haben uns durch ihre Romane und Erzählungen bereits in nähere Bekanntschaft mit einem Erdtheil gebracht, von welchem wir früher wenig mehr wußten als die Namen Washington und Niagara. Nach diesen beiden Dichtern in Prosa haben sich mehre Frauen in den nördlichen Staaten als Schriftstellerinnen im Fach des Romans und der Erzählung ausgezeichnet. Die bedeutendsten darunter und allgemein bekannt sind:

Miß Katharine Sedgwick, deren vortreffliche Charakterschilderungen und Zeichnungen amerikanischer

Scenen wir auch in Schweden durch ihren „Redwood“ und „Hope Leslie“ kennen.

Mrs. Marie Child, die in ihren Gemälden aus dem Leben der Vorzeit wie der Gegenwart ihre innige Liebe für die Ideale des Lebens, für alles Gute, Edle und Schöne ausspricht und in allen Gegenständen, in Menschen, Blumen, Sternen, Einrichtungen, Wissenschaften, Künsten und Begebenheiten den Punkt oder den Ton sucht, wo dieselben mit ewigen Harmonien zusammenströmen — eine rastlose Sucherin nach ewiger Ruhe in der Harmonie der Sphären, eine platonisirende Denkerin, eine Christin im Herzen und im Wandel.

Mrs. Karoline Kirkland, geistreich, humoristisch und sarkastisch, aber auf dem Grunde eines guten großen Herzens und eines tüchtigen Verstandes, wie wir auch aus ihrem köstlichen Buch „a new home in the west“ gesehen haben.

Miß Marie Mac-Intosh, welche wir aus ihrem Roman „to seemor to be“ kennen und deren tägliches Leben ihr schönster Roman ist, obwol man Letzteres wol auch von Andern sagen könnte.

Mrs. Sigourney habe ich schon erwähnt und Mrs. L. Hall, die Verfasserin eines größern dramatischen Gedichts, „Miriam“, kenne ich bis jetzt nur noch dem Ruf nach.

Schriftstellerinnen und Dichterinnen des zweiten und dritten Grades gibt es hier eine Legion. Sie singen wie die Vögel im Frühling. Da sind eine Menge Zeisige, Buchfinken, Finken, auch hier und da eine Schwarzdrossel mit tiefen bedeutungsvollen Tönen, schön, aber nur selten hörbar. Aber den reichen anhaltenden Gesang der Lerche und die vollen Ergießungen der Nachtigal habe ich bei den Sängerinnen hier zu Lande noch nicht gehört. Und ich weiß nicht, ob diese reiche künstlerische Begabung der weiblichen Natur zukommt. Ich glaube im Allgemeinen nicht sehr an die Fähigkeit der

Frauen als ſchaffender Künſtlerinnen. Die ungeſchriebenen lyriſchen Gedichte („the unwritten lyrics“, wie Emerſon einſt ſagte, als wir darüber ſprachen) dürften wol ihre eigentliche Stärke ſein.

Die jungen Lowells haben Trauer. Ihr jüngſtes Kind, die kleine ſchöne Roſe, iſt geſtorben. James Lowell gab mir kürzlich in einigen Worten Nachricht davon. Ich muß zu ihnen hinausfahren. Ich habe ſie nicht geſehen, ſeitdem das liebe Kind erkrankt iſt.

---

10. Februar.

Nun, meine liebe Agathe, will ich den Augenblick bei ſeinem geflügelten Fuß erfaſſen und — — —

---

15. Februar.

Der geflügelte Fuß ging davon, als ich ihn eben erfaſſen wollte. Es kam ein Beſuch, den ich annehmen mußte, und dann — — ach, wie wenig Lebensgenuß hat man doch bei dieſem gehetzten Leben, obgleich es ehrenvoll ſein ſoll und am Ende wol auch iſt. Ich möchte einen Tag der Mühe überhoben ſein, Briefe mit Einladungen, Bitten um Autographen, Verſe, Packete und Schachteln mit Geſchenken von Büchern, Blumen u. ſ. w. zu öffnen. Ich komme oft nicht dazu oder vielmehr ich bin oft nicht im Stande, alle Briefe und Billets zu leſen, die im Laufe des Tags ankommen, und der bloße Gedanke, dieſelben zu beantworten, erregt mir ſchon Fieber. Und dann die Menſchen, die Menſchen, die Menſchen! — — —

Indeſſen danke ich Gott und meinem guten Doctor innigſt, daß meine Geſundheit um ſo Vieles beſſer iſt; denn das wird mich in den Stand ſetzen, ein Wohlwollen, das ich dankbar anerkenne, künftig beſſer zu erwidern und meinen Feldzug ins Land auszuführen. Ich kann Benzon nicht genug für die Annehmlichkeiten danken, die er mir in Boſton bereitet hat, und ebenſo Mr. und Mrs. King, meinen freundlichen Wirthsleuten nach Benzon's Abreiſe. Ich habe in Bezug auf Bequemlichkeit und Comfort wie eine Prinzeſſin gelebt. Aber ich ſehne mich nach dem Süden, ſehne mich nach einer mildern Luft, ſehne mich nach dem Umgang mit der Natur. Ich ſehne mich auch nach freiern Ausſichten, nach den unermeßlichen Prairien in „the wonderful west“ am Ohio und am Miſſiſſippi. Dort erſt, ſo ſagt man mir hier, werde ich das werdende Amerika ſehen und verſtehen. Aber ſo viel verſtehe ich ſchon von Dem, was man über die Fruchtbarkeit und den Reichthum dieſer Gegend ſagt, daß — wenn einſt das tauſendjährige Reich auf Erden erſcheint, es im Miſſiſſippithale erſcheinen muß, welches zehn mal größer als das Nilthal ſein und eine Bevölkerung von mehr als 250 Millionen Menſchen faſſen ſoll! —

Wie ſchön wird es werden, wenn der Frühling kommt! Hier weht jetzt eine kalte harte Luft.

Nun will ich dir ſo ſchnell wie möglich ein kleines Bulletin über die Vorfälle der letztvergangenen Zeit geben.

Nach Cambridge, zu den jungen Lowells, reiſte ich in Begleitung des ehrenwerthen Profeſſor Parſens. Die kleine Roſe lag bereits in ihrem Sarge, noch immer ſchön, aber ſehr gealtert; ihr Vater ſaß zu ihrem Haupt und weinte wie ein Kind; Marie weinte auch ſo ſtill und ſo ſchön, und ich weinte mit Beiden, wie du dir wol denken kannſt. Die liebenswürdigen jungen Gatten können ohne Bitterkeit weinen. Sie ſind Zwei, ſie ſind Eins in Liebe. Sie werden ſich aufeinander ſtützen und

ruhen. Aber Beide sind so zartfühlend, daß der Schmerz sie tief ergreift.

Marie erzählte mir, daß die kleine Mabel (sie ist drei Jahre alt) früh Morgens zeitig an ihr Bett gekommen war und gesagt hatte: — „Bist du nun allein, Mama? (Die kleine Rose hatte stets im Bett der Mutter mitgeschlafen.) Soll ich dich trösten?" —

Zum Mittagsessen war ich bei dem Professor Parsens, aber ich war betrübt, befand mich nicht wohl, zeigte mich nicht aimable und mußte mich fast mit Gewalt von der Abendgesellschaft losmachen, um nach Hause zu fahren. Wüßten die Leute, wie mich dieses nervöse Uebelbefinden peinigt, so würden sie mir meine scheinbare Unfreundlichkeit verzeihen, die weder in meinem Herzen noch in meinem Willen liegt. Abends ruhte ich bei dem melodischen Vorlesen des jungen Vickers aus.

Eines Tags wurde ich zu einem Besuch in Lowell's berühmte Manufactur geführt und zwar von einem jungen angenehmen Landsmann, Herrn Wachenfelt, der seit mehren Jahren dort wohnt. Ich hätte diese Reise gern aufgeschoben, denn es war so kalt und ich war unpäßlich; aber man hatte meinetwegen Fremde zu einem Schmaus eingeladen und demnach mußte ich reisen. Und ich bereute es nicht. An dem sternhellen schneekalten Abend hatte ich einen herrlichen Anblick von der Höhe des „Drewcotthill" auf Lowell's Manufacturen, die in einem Halbkreis mit tausend Lichtern glänzend wie ein Zauberschloß auf dem schneebedeckten Boden lagen. Und dann zu denken, zu wissen, daß diese Lichter nicht blos Irrlichter, nicht blos Schein und Zierden, sondern daß sie wirkliche Symbole eines frischen und hoffnungsvollen Lebens bei den Personen waren, deren Arbeit sie beleuchteten! — zu wissen, daß in jedem Herzen dieser Arbeitspaläste ein kleines helles Licht brannte, eine Zukunft voll Behagen und Wohlstand beleuchtend, die mit jedem Umschwung der Räder an den Spinnmaschinen näher kommt!

In der That, diese Lichter zeugten für eine gute Sache, und ich sah diese Illumination mit einem Vergnügen, das mir die Winternacht warm erscheinen ließ.

Später schüttelte ich einer ganzen Menge Leute in einer großen Gesellschaft die Hände und gesellschaftete bis spät in die Nacht. Am folgenden Tage besuchte ich die Manufacturen und sah „the young ladies“ bei ihrer Arbeit und beim Mittagsessen, sah ihr „Boarding-Haus“, ihre Schlafzimmer u. s. w. Alles war schön und wohnlich, wie es uns bereits beschrieben worden war. Nur bemerkte ich, daß einige von „the young ladies“ schon nahe an funfzig Jahre alt, einige in der Fabrik weniger gut gekleidet, andere wieder zu sehr geputzt waren. Am meisten überraschte mich das Verhältniß zwischen den Menschen und den Maschinen. So z. B. sah ich junge Mädchen ganz allein zwischen vier eifrig arbeitenden Spinnstühlen; sie gingen zwischen denselben, besahen sie, wachten über sie und sorgten für sie, ungefähr wie eine Mutter für ihr Kind sorgt und sich mit demselben beschäftigt. Die Maschinen werden unter dem Mutterauge der Intelligenz immer folgsamere Kinder. Der Zug „the Operatives“ zu Zwei und Zwei, in Shawls, Hüten und grünen Schleiern, als sie zum Mittagsessen gingen, sah sehr hübsch und anständig aus. Und was ich Mittags an einigen Tischen sah (sie essen zu fünf und sechs zusammen an kleinen Tischen), schien mir auch sehr gut und anständig zu sein. Ich bemerkte Fleisch und Kartoffeln und Torten mit Fruchtfüllung. Mehre junge Frauenzimmer aus dem Bildungscirkel bei Lowell wurden mir vorgestellt, darunter einige von ausgezeichneter Schönheit.

In einem bedeckten Wagen, auf dem knirrenden Schnee (es war an diesem Tage eine Kälte von 17 Grad), fuhr ich später mit meiner Gesellschaft aus, um mir die Stadt und deren Umgebungen zu besehen. Die Lage derselben an dem frischen brausenden „Merrimacfluß“ (das lachende Wasser) ist schön, und die Aussichten von den Anhöhen

der Stadt bis zu den Weißen Bergen in Neuhampshire, die ihre schneeigen Gipfel hoch über alle andern sichtbaren Berge erheben, sind großartig und prächtig. Die Stadt, vor dreißig und einigen Jahren von dem Bruder von James Lowell's Großvater angelegt, ist seit dieser Zeit von einer Volksmenge von einigen hundert Personen bis auf dreißigtausend gewachsen und die Häuser haben sich in demselben Verhältniß vermehrt.

Man legt viel Gewicht auf den guten Charakter der arbeitenden Mädchen bei ihrer Annahme in den Fabriken und auf ihr Benehmen während ihrer Arbeitszeit in denselben. Eine und die andere Ausnahme davon hörte ich erwähnen. Aber das Arbeitsleben ist hier mächtiger als das Romanleben, obwol das letztere in den Herzen und Köpfen der jungen Mädchen lebendig genug ist. Und es wäre auch schlimm, wenn es anders wäre. Die fleißigen und geschickten Arbeiterinnen können sechs bis acht Dollars wöchentlich verdienen und Niemand erhält weniger als drei Dollars die Woche. Und gerade so viel kostet ihre „boarding" wöchentlich, wie mir gesagt wurde. Die Meisten sparen sich Geld und verlassen nach einigen Jahren die Fabriken, um eine weniger beschwerliche Arbeit vorzunehmen.

Abends kehrte ich auf der Eisenbahn nach Boston zurück, begleitet von dem liebenswürdigen Wachenfelt, der mir sehr beliebt bei den Bewohnern von Lowell's Manufactur zu sein scheint.

Etwas verlor ich durch meinen Besuch bei Lowell, dessen Verlust mir sehr unangenehm ist — das ist Miß Kemble's Vorlesung des Macbeth an diesem Abend. Die Zeitungen hatten gerade in diesen Tagen ausführliche Berichte über die Criminalunterſuchung des Parkman'schen Mordes gegeben und diese düstern Details hatten auf Miß Kemble's Phantasie (wie sie selbst sagte) dermaßen gewirkt, daß sie der Vorlesung des Shakspeare'schen Dramas eine entsetzliche Wirklichkeit gab und dem

ganzen Stück, namentlich der nächtlichen Hexenscene, eine fast übernatürliche Wirkung verlieh. So hörte ich von mehren Zuhörern erzählen.

Am vergangenen Sonntag war ich mit Miß Sedgwick (die auf einige Tage in die Stadt gekommen ist) und etlichen Herren in der Seemannskirche, um den berühmten Seemannsprediger „Father Taylor“ zu hören. Er ist ein wahrhaftes Genie und entzückte mich. Welche Wärme und Originalität, welcher Reichthum in neuen Wendungen und in der poetischen Malerei! Er muß wahrhaftig geistig Todte erwecken können. An einer Stelle seiner Predigt, als er eben von einem bösen lasterhaften Menschen und dessen Zustand sprach, unterbrach er sich und begann einen Frühlingsmorgen auf dem Lande zu schildern, die Schönheit der Gegend, die Ruhe, den Duft, den Thau auf Gras und Laub, den Sonnenaufgang; — und davon ging er auf den bösen Menschen über und stellte ihn dieser Naturherrlichkeit gegenüber. — „Aber der Unglückliche! Er kann sie nicht genießen!“

Ein andermal — so erzählte man mir — kam er in seine Kirche mit dem Ausdruck tiefer Betrübniß, mit gebeugtem Haupt und ohne, wie gewöhnlich, nach rechts und links zu sehen (er muß nämlich durch die ganze Kirche gehen, wenn er die Kanzel besteigen will) und, wie er sonst zu thun pflegte, seinen Freunden und Bekannten freundlich zuzunicken. Alle Anwesenden wunderten sich, was wol dem „Father Taylor“ zugestoßen sein möchte. Er bestieg die Kanzel, beugte sich daselbst in der tiefsten Betrübniß nieder und rief:

— „Der Herr erbarme sich über uns, denn wir sind eine Witwe!“ — Und damit zeigte er auf einen Sarg, den er unter die Kanzel hatte stellen lassen. Einer von den Seeleuten der Gemeinde war soeben gestorben und hatte eine Witwe und mehre kleine Kinder ohne alle Subsistenzmittel hinterlassen. „Father Taylor“ verglich nun sich und die Gemeinde mit der Witwe und beschrieb

deren Sorgen und Verhältnisse, deren traurige Aussichten u. s. w. so eindringlich, daß nach dem Ende der Predigt die ganze Gemeinde wie ein Mann aufstand und der Witwe Geschenke brachte, die ihrer Noth mit einem Male abhalfen. Wahrlich, unsere aus dem Concept ablesenden und kalt moralisirenden Prediger sollten vom „Father Taylor“ lernen, wie man die Gemüther rühren und hinreißen soll!

Nach der Predigt wurde ich dem „Father Taylor“ und seiner hübschen Frau, einer ebenso warmherzigen Natur wie er, vorgestellt. Der alte Mann (er ist ungefähr sechszig Jahre alt) hat ein höchst ausdrucksvolles und lebhaftes, von tiefen Furchen durchzogenes Gesicht. Auf unsere Danksagungen für seinen Vortrag erwiderte er: — „Ach, es ist vorüber mit mir, es ist vorbei! Ich bin gebrochen ganz und gar! Ich muß mich aufschrauben, um sie ein Bischen in Dampf zu bringen. Nun ist Alles vorbei!“ — Während er so sprach, sah er plötzlich auf und rief mit leuchtenden Blicken: — „Was sehe ich? O mein Sohn! mein Sohn!“ — Und mit geöffneten Armen ging er einem riesengroßen Jüngling entgegen, der mit strahlender Freude auf seinem frischen Gesicht in die Kirche kam. „Father Taylor“ und dann seine Hausfrau umarmten ihn mit großer Innigkeit.

— „Ist Alles richtig hier, mein Sohn?“ — fragte Taylor, indem er sich auf die Brust klopfte. — „Ist hier Alles gut im Stande? Ist das Herz durch das Gold nicht verhärtet worden?“ — Und da er große Thränen in die Augen des Jünglings treten sah, rief er: — „Ach, ich sehe schon, ich sehe es! Es ist Alles richtig! Alles ist gut! Gott sei gelobt! Gott segne dich, mein Sohn!“ — Und nun gab es abermals Umarmungen.

Der Jüngling war ein Seemann (nicht verwandt mit „Father. Taylor“, sondern blos wahlverwandt) und, vom Californienfieber ergriffen, in das Goldland gereist,

von da aber nach Verlauf eines Jahrs zurückgekehrt, ob mit oder ohne Gold weiß ich nicht. Aber daß sein Herz seine Gesundheit nicht verloren hatte, war augenscheinlich. Sehr viel habe ich von „Father Taylor's“ und seiner Ehefrau Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit, besonders gegen arme Seeleute aller Nationen, sprechen hören.

Am Nachmittag desselben Tags wohnte ich dem Gottesdienst in Mr. Barnard's Kapelle bei, zu dem ich eingeladen worden war. Ich sah in dem Hause dieses Mannes Proben seiner bewundernswürdigen Thätigkeit für die Unterstützung der Armen durch Erziehung und Arbeit. In der Kapelle, in welcher ungefähr fünfhundert Kinder gegenwärtig waren, schüttelte ich nach dem Gottesdienst allen diesen fünfhundert kleinen Republikanern und Republikanerinnen, und mehren derselben sogar zwei mal, die Hände. Die Knaben waren besonders eifrig dabei. Und prächtige, lebhafte Kinder waren es.

Die innige Thätigkeit für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, welche durch diese nördlichen Staaten pulsirt, ist eins der sichersten und schönsten Zeichen ihres frischen Lebens und zugleich die Weissagung einer großen Zukunft. Mr. Barnard ist Missionär der unitarischen Gemeinde und eins der eifrigsten Mitglieder bei der Arbeit für menschliches Wohl.

NB. Die meisten größern Sekten hier zu Lande haben Missionäre oder, wie sie hier ebenfalls genannt werden, „Ministers at large“, welche ausgesendet werden, um das Wort zu predigen, Schulen zu errichten oder Werke der Barmherzigkeit zu üben. Sie werden von den Gemeinden, zu denen sie gehören, unterhalten und predigen deren Lehren und erweitern deren Gewalt.

Ich habe während meines Aufenthalts in Boston mehre Kirchen besucht und es hat sich dabei gefügt, daß die meisten derselben dem unitarischen Bekenntniß angehörten. Boston wird allgemein die Stadt der Unitarier

genannt, weil das Uebergewicht dieſer Sekte darin ſo ſehr groß iſt. Und da es ſich gefügt hat, daß mehre meiner nähern Bekannten hier zu dieſer Religionsgeſellſchaft ſich bekennen, ſo glauben Viele, daß ich ebenfalls dazu gehöre. Du weißt, wie weit entfernt ich davon bin und wie unzureichend und unbefriedigend ich dieſen Standpunkt finde — da ich ſelbſt denſelben Standpunkt einige Monate meines Lebens inne hatte, dann aber für einen umfaſſendern aufgab. Allein hier zu Lande liegt es mir am Herzen, meinen Sympathien nicht zu folgen, ſondern jede bedeutende Schöpfung des Herzens oder der Gedanken in ihrer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Darum ſuche ich an jedem Ort Das zu ſehen und zu ſtudiren, was charakteriſtiſch iſt. Darum will ich in Amerika auch die Kirchen aller Sekten beſuchen und womöglich die ausgezeichneten Lehrer aller Sekten hören. Die Unterſchiede unter denſelben, wenn ſie auch von Gewicht für die ſpeculative Auffaſſung des Lebens in ſeinem ganzen Syſtem ſind, haben doch für das praktiſche Chriſtenthum und für das innere Leben wenig Bedeutung. Darum kümmern ſie mich im Grunde wenig. Alle chriſtlichen Sekten bekennen doch denſelben Gott, denſelben göttlichen Mittler und Lehrer, dieſelben Pflichten, dieſelbe Liebe, dieſelbe ewige Hoffnung. Die verſchiedenen Kirchen ſind verſchiedene Familien, ausgegangen von demſelben Vater und zu den ſeligen Wohnungen im ewigen Vaterhauſe führend. Jeder hat ſeine beſondere Miſſion im Reich der Gedanken auszuführen. Gott hat den Menſchen ungleiche Verſtandeskräfte gegeben. Daher rühren die ungleichen Arten der Auffaſſung und Aeußerung der Wahrheit. Die Wahrheit in ihrer Allſeitigkeit und Ganzheit gewinnt dadurch. Und die große Discuſſion über die höchſten Gegenſtände, welche hier zu Lande durch die verſchiedenen Kirchen und deren Repräſentanten in der Preſſe geht (jede größere religiöſe Sekte hat hier ihre eigene Zeitſchrift, die ihre Glaubenslehren vertheidigt und

ihre Gemeindeangelegenheiten behandelt), ist von ungemeiner Wichtigkeit für die Entwickelung des religiösen Verständnisses im Volke. Sie muß darum auch zur steigenden Einsicht in die wesentlichen Gleichheiten aller christlichen Religionsbekenntnisse und zur Einsicht des Positiven im Christenthum leiten und allmälig den Weg für eine Kirche von allgemeinem Charakter und für die Einheit auch in dem Dogmen anbahnen.

Die zwei bedeutendsten kirchlichen Sekten in den Vereinigten Staaten scheinen die Trinitarier und die Unitarier zu sein. Die Unitarier entstanden durch den Protest gegen die mechanische Dreieinigkeitslehre und gegen die alte Staatskirche (die Episkopalkirche), welche sich zu dieser Lehre bekennt. Die letztere legt das größte Gewicht auf den Glauben, die erstere auf das Handeln. Beide bekennen Jesus Christus (die letztere als Gott, die erstere als göttlichen Menschen) und setzen das höchste Ziel der Menschheit in die Nachfolge Christi. Beide Sekten haben Bekenner, welche zeigen, daß man in beiden Kirchen gleich weit in der Heiligung des Lebens kommen und in gleichem Grade den Namen — eines Christen verdienen kann.

Ich habe einige gute Predigten von Predigern der alten Staatskirche hier im Lande gehört. Es scheint mir, als würde diese Kirche als die eigentliche aristokratische des Landes betrachtet; die „fashionabeln" Leute gehören gewöhnlich zu derselben. Das gehört zum guten Ton. Aber der speculative Gedanke innerhalb dieser Kirche scheint mir noch nicht aus seiner mittelalterlichen Hülle gekommen zu sein. Man setzt daselbst noch immer Glauben und Vernunft einander entgegen und ein erklärender Gedanke, wie ihn H. Martensen in unserm Norden gibt, scheint hier zu Lande noch nicht zum Gebiet der Theologie zu gehören. Allein dies äußere ich, ohne dessen vollständig gewiß zu sein, denn ich habe noch

nicht genug über die theologiſche Literatur des Landes gehört und geleſen.

Der vornehmſte hieſige Führer und Kämpfer der Unitarier, der Dr. Ellery Channing, auch „der Heilige der Unitarier" (the saint of the unitarians) genannt, iſt eins der ſchönſten Beiſpiele, wie weit ein Menſch in ſeiner chriſtlichen Ueberzeugung gelangen kann. Von ſeinen Freunden habe ich vielfältige Züge des tiefſten Ernſtes und der Innigkeit erzählen hören, womit dieſer edle Mann das Rechte und das Wahre in Allem, auch in den geringſten Kleinigkeiten, zu finden ſucht. Man ſieht in ſeinen Porträts einen Blick, der nicht von dieſer Welt iſt und nichts nach der Welt fragt und in der Welt ſucht, ſondern einen höhern Rathgeber und Freund ſucht und fragt. Man ſieht es auch aus ſeiner Lebensbeſchreibung und aus den Briefen, die neulich ſein Brudersſohn, H. W. Channing, herausgegeben und mir mit großer Freundlichkeit zugeſchickt hat. Ich leſe zuweilen darin und muß dabei an deinen Lieblingsbibelſpruch denken: — „Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!" —

Wie rein und ſchön iſt das Gefühl, welches ſich in den Worten ausſpricht, die ich jetzt in dieſem Buch vor mir aufgeſchlagen habe:

— „Ich möchte euern Wunſch, zu ſterben, nicht zurückweiſen, denn ich kenne keinen größern Gewinn als den Tod. Aber er iſt nur ein Gewinn für Diejenigen, welche das Böſe in ſich immer mehr und mehr unterdrücken und fortwährend über ſich ſelbſt emporſteigen. Dieſe uneigennützige, ſelbſtaufopfernde Menſchenliebe möchte ich gern in euch und in mir ſelbſt erwecken, und dazu auch ein tieferes Bewußtſein unſerer eigenen geiſtigen Natur, die Hoffnung auf das göttliche Princip in uns, unſers Weſens innerſten Grund, und auf Gottes unendliche Liebe, auf dieſes göttliche Leben in ſeinen erſchaffenen Weſen. Nichts kann uns ſchaden als die

Untreue gegen uns ſelbſt, als der Mangel an Ehrfurcht gegen unſern eigenen höchſten Geiſt. Durch den Mangel an dieſer Ehrfurcht werden wir Sklaven der Umſtände und der andern Menſchen; hege ich aber dieſe Ehrfurcht, ſo fühle ich mich ſtark und frei." —

Ueberall und in Allem ſieht man, wie ſich Channing an den göttlichen Lehrer in der menſchlichen Bruſt wendet, erleuchtet von dem Göttlichen, geſandt von Gott, um „das Geſetz zu vollenden." Und von dieſem Standpunkt der Innerlichkeit handelt er nach außen hin.

Nie hat wol aber auch der göttliche Segen ſichtbarer auf einem Menſchen geruht. Wie friſch, wie voll ſind die Ausdrücke ſeiner Freude und Dankbarkeit trotz ſeines Alters; er ſcheint mit jedem Jahre glücklicher und jünger zu werden! Er macht ſich Vorwürfe darüber, daß er ſo viel genießt, daß er ſich ſo glücklich in einer Welt fühlt, in welcher ſo Viele leiden. Aber er kann es nicht ändern. Seine Freunde, die Natur — dieſe unſichtbare Quelle der Liebe und des Dankes, die Alles in ſeiner Seele mit reicherer Fülle begabt — Alles vereinigt ſich, ſein Leben zu verſchönern. Sein Geſichtskreis erweitert ſich immer mehr und mehr; jemehr ſeine Geſundheit abnimmt, deſto mehr nimmt ſein Glaube und ſeine Hoffnung auf Gott und die Menſchen zu, deſtomehr wächſt ſeine Liebe zum Leben, zu dem großen, herrlichen Leben.

In ſeinem hohen Alter ſchreibt er:

— „Unſere Freundſchaftsbande werden immer ſüßer für mein Gefühl. Es iſt mir bisweilen, als ob ich früher gar nichts von dem menſchlichen Leben gewußt hätte, bis jetzt in dieſer ſpätern Zeit; — aber ſo wird es ſtets. Wir werden erwachen zu dem Wundervollen und Schönen in Dem, was wir früher mit befangenen Blicken anſahen, und werden eine neue Schöpfung finden, ohne einen Schritt weit von unſern alten Wohnungen wegzugehen." —

Oft spricht er von seinem Lebensgenuß im Alter. Eines Tags fragte ihn Jemand, welches Alter er für das glücklichste im Leben halte. Da antwortete er lächelnd, daß er die sechsziger Jahre für die schönste Zeit des Lebens halte.

Während der Krankheit, die durch Abzehrung seine Tage endigte, schien sein inneres Leben an Kraft und Größe zugenommen zu haben. Mit der herzlichsten Theilnahme fragte er Diejenigen, die ihm während dieser Zeit nahekamen, nach ihren Angelegenheiten. Jeder Mensch schien ihm lieber, wichtiger geworden zu sein, und außerdem wollte sein Gehirn rastlos sich mit großen Gedanken und Gegenständen beschäftigen.

— „Könnt Ihr mir helfen" — sprach er in seinen letzten Tagen zu seinen Freunden — „meine Seele von diesem Blick in die Unendlichkeit, von diesem Strom von Gedanken auf alltägliche Gegenstände zu wenden?" —

Als man ihm ein mal vorlas, sagte er: — „Laßt das; laßt mich lieber Etwas von Menschen und von ihren Verhältnissen hören." —

In seinem letzten schmerzlosen Kampfe hörte man ihn oft sagen: — „O himmlischer Vater!" — Seine letzten Worte waren: — „Ich wüßte nicht, wenn mein Herz so sehr von dankbaren Gefühlen gegen Gottes Güte übergeflossen wäre!" — Und zu allerletzt flüsterte er noch leise: — „Ich habe manche Botschaft vom Geist erhalten!" —

— „Sowie der Tag sich neigte" — setzt sein Biograph hinzu — „wurde er schwächer und schwächer. Mit unserer Hülfe wandte er sich gegen das Fenster, welches die Aussicht über Thäler und waldige Höhen nach Osten zu hatte. Wir zogen die Vorhänge zurück und das Sonnenlicht fiel auf sein Gesicht. Die Sonne war soeben untergegangen und die Wolken erglänzten von Purpur und Gold. Er athmete immer schwächer und schwächer, bis er ohne einen Seufzer entschlief. Wir bemerkten nicht, wie ihn das Leben verließ." —

So geht nur ein der Sonne ähnlicher Menſch unter, ſo ſtirbt nur ein Mann, der Gott lieb hat und in deſſen Herzen Gottes Geiſt wohnt.

Welchen Einfluß dieſer wahre Chriſt auf die Menſchen übte, läßt ſich aus folgendem kleinen Vorfall ablehnen:

Eines Tags ging ich an Benzon's Arm durch die Straßen Boſtons ſpazieren. Indem wir an einem Hauſe vorübergingen, neigte er ſein Haupt ehrfurchtsvoll und ſprach: — „Das iſt ein Haus, dem ich mich mehre Jahre hindurch nicht anders als mit den Gefühlen der innigſten Liebe und Ehrfurcht genähert habe. Hier wohnte Dr. Channing!“ —

Was meine perſönlichen Freunde anlangt, ſo kümmere ich mich nicht im geringſten darum, zu welcher religiöſen Sekte dieſelben gehören, ob ſie Trinitarier oder Unitarier, Calviniſten oder Methodiſten u. ſ. w. ſind, wenn ſie nur edel und liebenswürdig ſind. Hier gibt es auch viele Menſchen, die, ohne einer gewiſſen Kirche anzugehören, gern jede beliebige Kirche beſuchen, in welcher ein guter Prediger iſt, und im Uebrigen nach den großen Wahrheiten leben, die das Chriſtenthum ausgeſprochen hat und die ſie in ihr Herz aufgenommen haben. Mehre meiner beſten Freunde hier zu Lande gehören zu dieſer unſichtbaren Kirche Gottes.

19. Februar.

Schöne Tage! Drei Tage des ſchönſten Frühlingswetters. Und dieſer ſtrahlende blaue Himmel, dieſe Luft, ſo fein, ſo geiſtvoll lebendig, ſo champagnerähnlich — ich habe noch nie eine ſolche geathmet! Ich werde faſt berauſcht von ihr. Aber ich habe mich während dieſer Tage auch ſo wohl befunden und eine ſolche Strömung von friſchem Leben in mir gefühlt, daß ich ganz glücklich geweſen bin und — kindiſch genug — Luſt bekam, allen Menſchen, denen ich begegnete, auch auf den

Straßen, mein Glück mitzutheilen und sie zu bitten, sich mit mir zu freuen. Ich weiß auch, daß Viele sich mit mir freuen würden; und ich weiß, daß ich selbst froh sein würde, wenn ich Jemand wüßte, der ebenso wie ich gelitten hätte und sich nun ebenso wohl fühlte, wie ich mich jetzt fühle. In meiner Freude nöthigte ich meine kleine allopathische Doctorin Miß Hunt, Gott für mich und für den günstigen Erfolg der Homöopathie zu danken. Und sie that es von Herzen. Sie hat ein Herz so gut und echt wie reines Gold. Ich habe während dieser schönen Tage das Wetter und das Wandern, den Umgang mit liebenswürdigen Menschen und — — — die ganze Welt genossen.

Eines Tags kam Longfellow und holte mich zum Mittagsessen bei — — seinen Schwiegereltern (ich glaube wenigstens, denn du weißt ja von jeher, daß die Genealogie meine besondere Stärke nicht ist) ab. Es war der erste schöne Tag, und als ich aus meiner Hausthür trat, blieb ich ganz erstaunt über die Schönheit des Himmels und der Luft, die meinen Blicken begegnete, stillstehen. Ich sagte dem liebenswürdigen Dichter, daß er es gewesen sein müsse, der Alles hervorgezaubert habe.

Bei Appeltons fand ich eine der schönsten Wohnungen, die ich in Boston gesehen habe, und darin ein liebenswürdiges ältliches Paar, der Herr ein Invalid, aber mit der heitersten Laune, die Frau an Leib und Seele frisch und höchst angenehm. Mit ihnen, Longfellow und dessen hübscher Frau hatte ich ein sehr gemüthliches Mittagsmahl.

Vorgestern ließ Longfellow meine Hand in Gyps modelliren. Denn hier, wie an mehren andern Orten, herrscht der Irrthum, daß meine Hände schön sind, während sie blos weiß und fein sind. Als ich nach Hause kam waren meine Zimmer voll von Menschen. NB. Es war mein Empfangstag und ich war über die Zeit außen-

geblieben. Aber ich war deſto artiger und ich glaube, Niemand iſt misvergnügt davongegangen. Ich fühlte an dieſem Tage eine ganz beſondere Menſchenliebe in mir. Auch blieben die Leute bis nach drei Uhr da.

Als meine Beſuche ſich entfernt hatten, kamen die jungen Lowells — das erſte mal ſeit ihrem Verluſt — und Marie ſetzte eine große Schüſſel voll der allerſchönſten Mooſe und Flechten, welche ſie und James auf den Bergen geſammelt hatten, weil ſie wiſſen, wie gern ich dieſelben habe, auf den Fußboden nieder. Das rührte mich innig. Aber ebenſo innig rührte es mich, als ich die Flechtenarten wiederſah, die ich ſelbſt auf dem Berg im Park zu Ärſta früher geſammelt hatte. Ich konnte mir nicht helfen — — — ich benetzte ſie mit meinen Thränen. Meine Seele iſt wie ein wogender See, deſſen Wogen abwechſelnd ſteigen und fallen. Sie werden jedoch von demſelben Element getragen.

Geſtern Nachmittag war Emerſon bei mir und wir hatten eine ſehr ernſte Unterredung zuſammen. Ich fürchtete, daß die Bewunderung und das Wohlgefallen, das er mir eingeflößt hatte, mich mein eigenes Glaubensbekenntniß zurückhalten und ſeinem eigenen Glaubensbekenntniß huldigen laſſen möchte und daß ich dadurch meiner höhern Liebe untreu werden würde. Das wollte ich nicht. Und gerade weil ich Emerſon für ſo edel und großdenkend halte, will ich klar vor ihm und vor meinem eigenen Gewiſſen ſtehen. Ich möchte auch hören, welche Einwürfe er gegen eine Weltanſicht aus dem chriſtlichen Geſichtspunkte machen könnte, der im concreten Leben und in der Wirklichkeit ſo unendlich hoch über dem pantheiſtiſchen ſteht, welcher alles concrete Leben in ein elementariſches auflöſt. Ich glaubte, er ſollte, ſchon aus ſpeculativem Intereſſe, von dem bloßen Allgemeinen zum Innern geführt werden. Denn — wenn Alles geſagt iſt, was die antike Weisheit und der edelſte Stoicismus von dem höchſten Weſen, von der „oberſten Seele“ ſagen

können, als einer unendlichen, gesetzgebenden, unpersönlichen Macht, welche alle Wesen hervorbringt und dann wieder in sich aufgehen läßt, gleichgültig gegen alle persönlichen Verhältnisse und Gefühle, nur daran festhaltend, daß sich ihm, als einem ewigen unerschütterlichen Weltgesetz, Alles blind unterwerfen muß: — wie groß und vollkommen erscheint dann die Lehre, daß Gott mehr ist als diese Weltmacht, daß er auch ein Vater ist, der sich um jeden einzelnen Menschen wie um sein Kind bekümmert und Jedem nach dessen individueller Art ein unendliches Erbtheil in seinem Hause, in seinem Licht bereitet; daß er auch „den fallenden Sperling" sieht! — Seht, das ist eine Lehre, welche genügt!!! — — —

Und wenn Alles gesagt ist, was der edelste Stoicismus dem Menschen über seine Pflicht und über das höchste Gute und Edle sagen kann, wenn dieser Stoicismus einen Epiktet und einen Sokrates geschaffen und einen Simon Stylites auf seine Säule gestellt hat: — wie überschwänglich hoch und überraschend kühn erscheint dann den Menschen die Foderung:

— „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" —

Ein Wort, ein Ziel, das auch für die Ewigkeit ausreicht!

Und wenn Alles gesagt ist, was alle Weisen der Alten Welt und alle Transscendentalisten der Neuen Welt über den ursprünglichen Adel der Seele und über ihre Macht, sich durch beständige Anschauung des Idealen und durch Fernhalten von dem Pöbel und Schofel der Erde diesen Adel zu bewahren, sagen können; — und wenn ein noch höherer transscendentaler Forscher, wenn der göttliche emporstrebende Funken in uns die Armuth dieses blos negativen Standpunkts und unsere Unfähigkeit, die höchsten Foderungen unserer höchsten Natur zu erreichen, uns deutlich erkennen läßt: — wie groß und trostreich, wie vollendet erscheint dann die Lehre, welche

verkündigt, daß der göttliche Geist sich mit unserm Geist in Berührung bringen und alle unsere Mängel dadurch ausgleichen will, daß er uns sein Leben einflößt!

Dieser äußerste Lebensproceß, diese Wiedergeburt und Entwickelung, von welcher die Heilige Schrift oft wie von einer Ehe, wie von dem Kommen des Bräutigams zu seiner Braut, wie von einer nochmaligen Geburt (von welcher wir auch im Naturleben ein Vorbild, z. B. in dem Pfropfen eines edeln Fruchtreises auf einen wilden Schößling sehen) spricht, ist zuletzt die einzige Erklärung und Vollendung des menschlichen Lebens und Strebens.

Dies Alles wollte ich Emerson sagen und versuchte auch, es ihm zu sagen, aber ich weiß nicht, wie ich es gethan habe. Ich kann mich in der Regel nicht eher leicht oder glücklich aussprechen, als bis ich warm geworden und über oder durch dies erste Nachdenken gekommen bin. Und Emerson's kühle und gleichsam überwachte Haltung hindert mich, in diese meine natürliche Region zu kommen. Ich befinde mich wohl bei ihm, aber ich bin bei ihm niemals mein vollständiges Ich.

Ich glaube also keineswegs, daß ich mich gegenwärtig klar und verständlich gegen ihn aussprach. Er hörte mir ruhig zu und äußerte nichts Bestimmtes gegen meine Worte; er schien seine Lebensansicht nicht als abgeschlossen geben zu wollen. Sein Standpunkt schien mir hauptsächlich polemisch gegen den blinden oder erheuchelten Glauben zu sein.

— „Ich will nicht" — sagte er — „daß man sich den Anschein geben soll, als ob man mehr wisse oder glaube, als man wirklich weiß oder glaubt. — Die Auferstehung, die Fortsetzung unsers Daseins ist gegeben" — sagte er auch — „wir tragen die Bürgschaft dafür in unserer Brust; ich behaupte blos, daß wir nicht sagen können, in welcher Form oder auf welche Weise wir fortdauern werden." —

Wenn meine Unterredung mit Emerson nicht zu

einem besonders befriedigenden Ergebniß führte, so führte sie doch bei mir zu einer festen Ueberzeugung von seinem Edelmuth und seiner Wahrheitsliebe. Er hält treu an dem Gesetz in seiner Brust, treu an seiner Aufgabe, und spricht die Wahrheit offen aus, die er innerlich erkannt hat. Und er thut recht daran. Er wird dadurch den Weg zu einer noch wahrhaftigern Auffassung der Religion und des Lebens bahnen. Denn wenn dieser scharfe Blick, der in Allem bis ins Innerste, bis auf den Mittelpunkt, bis auf die Grundidee sieht, einst die in dem Baum des Lebens verborgene Menschengestalt wahrnehmen wird (wie man die Gestalt Napoleon's in dem Baum auf St.-Helena wahrnahm), dann wird er Andere lehren, sie ebenfalls zu sehen, und wird mit so starken und herrlichen Worten auf sie hinweisen, daß Vielen ein ganz neues Licht aufgehen und daß man glauben wird, weil man sieht.

Am Schlusse unserer Unterredung machte ich mir das Vergnügen, Emerson ein Exemplar von Geijer's schwedischer Geschichte in englischer Uebersetzung zu überreichen, welches er auf die liebenswürdigste Weise annahm.

An demselben Abend, etwas später, hörte ich Emerson eine öffentliche Vorlesung über „the spirit of the times" halten. Er pries die Schönheit der freisinnigen Ideen, aber er geißelte derb die Führer derselben unter dem Volk und deren Mangel an Adel der Seele. — „Die Schiefheit und Unreinheit des Parteigeistes" — sagte er — „hindert die Reinen, sich einer Partei anzuschließen." — Emerson rieth, geduldig zu sein und die Stunde abzuwarten, in der man für das Allgemeine wirken könne, ohne von seinem höchsten Glauben und von seinem Charakter abzugehen. Jede Accomodation in dieser Beziehung sei eine Erniedrigung.

Emerson ist in England und auch hier als „lecturer" sehr berühmt. Ich für meine Person finde ihn nicht merkwürdiger als solchen, als in einer Privatunterhal-

tung über Gegenſtände von tieferer Bedeutung. Dieſelben tiefen, ſtarken und gleichwol melodiſchen, gewiſſermaßen metalliſchen Töne, dieſelben plaſtiſchen Wendungen der Sprache und des Ausdrucks, dieſelben glücklich gewählten Worte voll natürlichem Glanz, dieſelbe Ruhe und ruhige Kraft. Aber ſein Blick iſt ſchön, wenn er vom Katheder über die verſammelte Menge ſieht, und ſeine Stimme ſcheint mächtiger, wenn er dieſelbe beherrſcht. An dieſem Abend war das Wetter unangenehm, es ſtürmte heftig und der Regen fiel in Strömen herab (wie es denn überhaupt hier nie mäßig oder ſanft regnet); deshalb hatten ſich nur wenig Leute zur Vorleſung eingefunden. Emerſon nahm dies, wie alles Andere, ſehr ruhig auf und äußerte blos lächelnd gegen Jemand: — „Für ſo wenig Leute kann man nicht aus ſeinen großen Kanonen ſchießen" (one's big guns)! — Damit meinte er gewiſſe Knalleffecte der Stimme, wegen deren er berühmt iſt.

Heute habe ich Boſtons und Maſſachuſetts „Navy yard" beſucht und mit den Offizieren der Flotte und deren Damen im Hauſe des Commodore Händedrücke gewechſelt. Eine Collation wurde daſelbſt ſervirt und ein Muſikchor führte während dieſer ganzen Zeit eine ſehr ſchöne Inſtrumentalmuſik auf. Ein prächtiger „Navy yard" und eine ſchöne freundliche Einrichtung, die mir Vergnügen machte.

In dieſer Woche habe ich auch mit dem ausgezeichneten Schullehrer G. B. Emerſon (dem Vatersbruder Waldo Emerſon's) einige Kinderſchulen (Common schools) beſucht. Ich konnte mich über die vortreffliche Weiſe nur freuen, in welcher die Kinder, namentlich die Mädchen, laſen; ſie laſen nämlich mit einem Ausdruck und mit einem Leben, dem man anhörte, daß ſie Worte und Sinn des Geleſenen verſtanden. Sie beantworteten auch Fragen aus der Naturgeſchichte ganz gut. Mr. Emerſon ſelbſt hält eine große Privatſchule, die ſehr berühmt iſt.

Heute Abend soll ich Mrs. Kemble's Vorlesung von Shakspeare's Sommernachtstraum und später mit Emerson einer musikalischen Soirée bei einem ihm befreundeten vermögenden Kaufmann, Mr. Adams, beiwohnen, den er wegen seiner bedeutenden praktischen Fähigkeiten und wegen seines redlichen festen Charakters sehr hoch schätzt.

Und nun, meine liebe Agathe, bereite ich mich zu einer Reise nach dem Süden vor, zuerst nach Neuyork, dann nach Philadelphia, dann nach Washington, dann nach Charleston in Südcarolina. Von da aus will ich die Richtung meiner Reise weiter bestimmen. Gott sei Dank, daß ich mich jetzt stark und muthig genug zu dieser Reise fühle. Einladungen und Anerbietungen von Herbergen habe ich von allen Seiten und fast aus allen Staaten empfangen. Aus Philadelphia allein mehr als ein halbes Dutzend. Manche dieser Einladungen kann ich nicht annehmen, aber einige habe ich gut aufgenommen, und jedenfalls ist es wohlthuend, so viel herzliche und zuvorkommende Gastfreundschaft zu erfahren.

Mein guter Doctor fährt fort, mich alle Tage zu besuchen und — ich möchte sagen — mit väterlicher Sorgfalt über mich zu wachen. Ich habe ihn von ganzem Herzen lieb. Neulich kam er mit einem allopathischen Arzt, Dr. Ware, den er mir vorzustellen wünschte, weil er, wie er sagte, hohe Achtung für ihn hege. Dr. Ware hat seit mehren Wochen mit zwei andern Allopathen zusammen einen am Typhus gefährlich erkrankten Herrn behandelt, der in der Nähe von Benzon's Hause wohnt, einen von den Gebrüdern Clarke und einen der berühmtesten Prediger Bostons. Die Krisis der Krankheit war glücklich vorübergegangen; der Kranke lebte noch, blieb aber fortwährend krank unter einer Menge der seltsamsten Symptome, die eine Woche nach der andern der Kunst und den Kenntnissen der Aerzte trotzten. Da sprach einer von ihnen (Dr. Ware): — „Wir haben Alles gethan, was wir als Allopathen thun können. Wir müssen

nun einen Homöopathen herbeirufen und ihn ſeine Kunſt verſuchen laſſen.“ — Hierauf wurde mein Doctor gerufen. Er begann ſogleich ſpecifiſche Mittel gegen die Symptome anzuwenden, welche die Krankheit chaotiſch machten, klärte dieſelben in vierundzwanzig Stunden oder in noch kürzerer Zeit und beruhigte den Kranken, als ſich nach einer Unterſuchung von homöopathiſcher Genauigkeit zeigte, daß ſich in der linken Seite des Patienten eine Geſchwulſt gebildet hatte, die ſeinen Fieberzuſtand unterhielt. Die Geſchwulſt wurde operirt und der Kranke befindet ſich jetzt zur großen Freude ſeiner Familie und ſeiner zahlreichen Freunde auf dem vollſtändigen Wege der Geneſung.

Sieh, das that die Homöopathie!

Neulich hörte ich von einem kleinen Knaben erzählen, der durch Erkältung von einem „acuten Rheumatismus“ befallen worden war und ſo entſetzliche Schmerzen litt, daß man ihm nicht zunahe kommen durfte. Er wurde durch die Homöopathie innerhalb zwölf Stunden völlig ſchmerzenfrei.

Mein guter Doctor iſt in ſeiner Jugend Allopath geweſen und hatte ſich durch übermäßige Anſtrengungen in der Ausübung ſeines Berufs eine „Neuralgie“ zugezogen, die in dem Grade zunahm, daß die Aerzte ihn verloren gaben und als eine Art von „letztem Verſuch“ nach Europa ſchickten. Dort traf er Hahnemann, der ihn zwar nicht von ſeiner Methode überzeugen konnte, ihn aber vermochte, ſeine Mittel zu verſuchen. Dieſe veränderten ſogleich Osgood's Zuſtand und damit zugleich ſeine ganze mediciniſche Theorie. Als er nach Amerika zurückkam, war er geſund und — Homöopath. Und ich preiſe die Homöopathie. Aber ich glaube, auch die Allopathie hat ihr Gebiet und muß mit der Homöopathie Hand in Hand gehen, wie der ehrenwerthe Dr. Ware mit dem Dr. Osgood, als Beide mich beſuchten.

Eine Bekümmerniß verurſache ich meinem guten

Doctor. Die kleinen Pillen, die mir Downing gegeben hat und die mich ſo gut ſchlafen laſſen, haben ihre Zauberkraft bei mir behalten und gewähren mir auch dann Schlaf, wenn Osgood's Mittel dieſe Wirkung nicht haben. Downing will den Namen dieſes Mittels nicht ſagen, ſondern treibt eine kleine angenehme Koketterie damit, indem er ſpricht, ohne die Beſchwörungen, die er mit dieſer Arznei vornehme, ſei dieſelbe nicht ſo wirkſam. Auf meine wiederholten Fragen nach ihrem Namen ſchickt er mir blos neue Pillenſendungen. Mein guter Doctor ſchmält darüber und ſpricht: — „Ich glaube nicht an dieſe Downingsarznei, welche die meinige übertrifft!" — Aber ich lache (und dann lächelt er auch) und habe ſtets meine Downingsarznei in jeder Nacht neben meinem Bett auf einem Tiſchchen ſtehen. Mit dieſer Arznei lege ich mich getroſt nieder. Es iſt ein guter Geiſt in dieſem kleinen Fläſchchen.

25. Februar.

Wo verließ ich dich zuletzt? Ach, um die Vorleſung der Fanny Kemble zu hören. Sie las den Sommernachtstraum. Allein dieſen Traum habe ich nie verſtanden, noch weniger Vergnügen daran gefunden, und fand auch dies mal kein Vergnügen daran, trotz Mrs. Kemble's meiſterhafter Vorleſung.

Der Abend bei Adams war hübſch. Miß Adams iſt ein hübſches angenehmes Mädchen, voll Geiſt und Witz und ein wahrhaft muſikaliſches Talent auf dem Fortepiano. Außerdem war Emerſon heiter und geſprächig. Er iſt ſehr überraſcht von Mrs. Kemble's Perſönlichkeit und Talent (er hat ſie jetzt zum erſten mal geſehen) und ſagte von ihr: — „Welch ein Gehalt! (What a quantity!) Sie iſt Miranda, die Königin Katharine und Alles auf ein mal!" — Er liebt eine ſtark ausgeprägte Individualität. Und das thue ich auch. Aber Emerſon ſieht die Menſchen zu ſehr als bloße

Individuen. Er ſagt von dem Einen: — „Das iſt ein Acteur!“ — von dem Andern: — „Das iſt ein Heiliger!“ — von einem Dritten: — „Das iſt ein praktiſcher Menſch!“ — (a business-man) u. ſ. w. und ſetzt Jeden in ſeinen Winkel weg, nachdem er Jedem ſeine Etikette gegeben hat. Wohl hat jeder Planet ſeine Axe, um die er ſich dreht, aber deſto mehr Bedeutung ſcheint mir in ſeinem Verhältniß zur Sonne, zu dem Centrum zu liegen, um welches er ſich dreht und welches ſein Leben und ſeinen Lauf beſtimmt.

Ich werde wol von Boſton aus nicht wieder an dich ſchreiben, denn ich muß mich reiſefertig machen und habe noch ſehr viel mit Beſuchen und Briefſchreiben zu thun, um nur einigermaßen mit Ehren von dieſer Stadt und Gegend ſcheiden zu können. Aber ach, es wird knapp genug zugehen. Ich vermag nicht viel auszuhalten. Die geringſte Anſtrengung zieht mir Fieber zu. Die Luft iſt wieder kalt und hart und ich befinde mich wieder unwohl, ich weiß nicht, ob von der Luft oder vom Eſſen oder von dem Kampf mit den Menſchen und den geſellſchaftlichen Pflichten. Aber ich weiß doch, daß ich bald wieder geſund werde. Das Klima und ich ſind hier zu Lande gleichmäßig veränderlich. Und wenn man mich fragt — eine von den ſtehenden Fragen, die mir oft vorgelegt werden: — „wie verhält ſich das Klima in Ihrem Vaterland gegen das unſerige?“ — ſo iſt meine ſtehende Antwort: — „Wie ein ſolider Ehemann zu einem veränderlichen Liebhaber!“ — Und dann lächelt man.

Einen ſehr angenehmen Abend verbrachte ich vorgeſtern mit Miß C. Sedgwick bei deren Pflegetochter, einer angenehmen jungen Frau Mrs. Meinert. Mrs. Kemble war ebenfalls da, und ihr lebhaftes, ſtark ausgeprägtes Weſen iſt ſtets ebenſo belebend wie Miß Sedgwick's Güte und trefflicher Verſtand.

Fanny Kemble richtete quer über das Zimmer eine

Frage nach Lindblad an mich. — „Was wissen Sie von unserm Lindblad?“ — rief ich ihr zu. — Ich sollte Lindblad nicht kennen?“ — antwortete Fanny Kemble mit der Stimme einer Königin und gewissermaßen verletzt. — „Ich sollte seine schönen Gesänge nicht kennen?“ Und nun nannte sie die Titel mehrer Lindblad'schen Lieder, die sie singen könnte. Es freute mich innig zu hören, daß Lindblad's Lieder in England und Amerika bekannt und beliebt sind.

Weiter komme ich diesmal nicht. Nun will ich mich vor Boston und Bunkeshill (das Monument, welches — nämlich dessen Gipfel — die Arbeit der Frauen vollendet haben soll, da die der Männer nicht dazu ausreichte) verneigen. Und so — — nach Süden — nach Süden!

Elfter Brief.

Neuyork, 2. März 1850.

Welch ein Unternehmen, meine gute Agathe, oder vielmehr welche Gemeinheit vom Schicksal, eine kleine Person so umzuwerfen, die so wenig Ueberfluß an Kräften und so viel Geduld hat! Es macht mich ordentlich böse! Das falsche Eis, das dich so übel fallen ließ, zu einer Zeit, da du so gut beschäftigt wareſt! Und wo waren damals die guten Engel, daß ſie nicht aufpaßten? — Das kann ich ihnen nicht vergeben.

Aber dennoch ſei Gott Dank dafür, daß du dich wieder auf dem Wege der Beſſerung befindeſt, daß der Frühling und die Zeit zum Marſtrandbad wieder nahe iſt und daß du beide benutzen kannſt! Und unſere arme Marie wird ſie wol auch benutzen müſſen.

Daß Charlotte und alle Freundinnen ſo zärtlich mit dir, ſo gütig gegen dich geweſen ſind, dafür danke ich ihnen nicht, denn es iſt ganz natürlich. Aber ich liebe ſie dafür und finde ſie beſſer als die Engel, welche ſich nicht um dich bekümmert haben. Und, meine liebe Agathe, wenn das Herz und der Wille uns Flügel geben könnten, ſo — — wäre ich jetzt in deinem Zimmer, an deinem Bett oder, wenn du, wie ich hoffe, deinem Bett Lebewohl geſagt hätteſt, an deiner Seite, als dein Stock oder deine Krücke. Das weißt du!

Dank ſei der Homöopathie und meinem guten, ſorgſamen Doctor, ich bin mit meiner Geſundheit wieder recht hübſch auf den Füßen. Aber ganz feſt bin ich noch nicht darauf und habe dann und wann noch einen Rückfall. Allein er dauert nicht lange, und da ich nun mein Uebel und ſeine Gegenmittel beſſer kenne, ſo hoffe ich, daß ich vollſtändig wieder ich ſelbſt werden werde. Das bin ich aber während dieſer Wintermonate nicht geweſen. Meine Sonne war manchmal verdunkelt und zwar zuweilen ſo total, daß ich fürchtete, unverrichteter Sache nach Europa zurückkehren zu müſſen; ich glaubte, es würde mir nicht möglich ſein, das Klima zu vertragen. Und ich habe mich nicht wenig darüber gewundert, daß ich mich für ſo ſtark oder für ſo ausdauernd gehalten habe, ins Land hineinzureiſen, wie irgend ein Yankee. Aber das Uebel, an dem ich gelitten habe und noch leide, gleicht dem Ungeheuer in der alten Sage, welches Thor dadurch erlegte, daß er ihm einen gekrümmten Knochen vorwarf. Es iſt eine häßliche, giftige, ſchlangenartig ſchleichende Krankheit, ein Vampyr, der den Menſchen im Dunkeln beſchleicht und ihm Saft und Kraft aus dem Körper und auch aus der Seele und aus den Nerven ſaugt. Die Hälfte oder zwei Drittel der Menſchen hier zu Lande leiden in verſchiedenen Graden an dieſem Uebel oder haben daran gelitten. Und ich bleibe dabei, es iſt das Fehlerhafte in den Nahrungsmitteln, in der Lebensweiſe, in dem Wärmeapparat der Zimmer, was in jedem Himmelsſtrich ſchädlich ſein würde, in dieſem hitzigen und ſcharfen Klima aber geradezu tödtlich iſt. Die Menge Fleiſch und Fett, das warme Brot, die Gewürze an den Speiſen, das Eingemachte für die Abende, die Auſtern — dies Alles würden wir in Schweden nicht dulden (wir wollen ja unſere Speiſen in nichts Anderm, als in guter Butter ſchmoren), und hier ſollte man es in die Litanei ſetzen. Dahin ſollte man auch die ſogenannten „furnaces“, ſetzen, eine Art

von Röhren, welche durch Oeffnungen im Fußboden oder n den Wänden warme Luft in die Zimmer leiten und durch welche die Zimmer zwar warm, ja in fünf bis ehn Minuten wie gekocht werden, aber von einer heftigen, dicken, ungeſunden Wärme, die mir ſtets ein Gefühl von Angſt und eine Betäubung im Kopfe erregt. Die kleinen eiſernen Kachelöfen, die ebenfalls häufig gebraucht werden, ſind nicht weniger unangenehm; ſie ſind zu heiß und zu ſchnell wirkend, aber doch immer noch unendlich beſſer als dieſe „furnaces“, die gewiß irgend eine heimliche Gemeinſchaft mit dem hölliſchen Feuer haben. Sie ſcheinen mir gemacht zu ſein, die Nerven und die Lungen der Menſchen zu zerſtören. Dazu kommt noch die Hitze der Gasbeleuchtung in den Salons, ſowie die Schärfe und der Wechſel der Luft außer dem Hauſe; und es iſt ſehr erklärlich, warum beſonders die Frauen, die keineswegs vorſichtig in Bezug auf ihre Kleidung ſind, hier zu Lande ſchwach und zu Krämpfen geneigt ſind und warum die Bruſtkrankheiten (consumptions) in dieſen nordöſtlichen Staaten ſo ſehr zunehmen. Sie entſtehen außerdem auch oft in Folge der Dyspepſie.

Unendlich dankbar bin ich, daß ich aus den Klauen dieſes Ungeheuers gerettet worden bin. Und meinen alten guten Doctor mit ſeiner etwas rauhen Außenſeite und ſeinem warmen menſchenfreundlichen Herzen liebe ich ſehr! Sieben Wochen lang hat er mich nun mit der größten Sorgfalt behandelt, iſt tagtäglich, zuweilen zwei mal des Tages, wenn er mich für kränker hielt, zu mir gekommen, hat mich väterlich ermahnt und mich zuletzt mit Heilmitteln und diätetiſchen Vorſchriften für meine ganze Reiſe verſehen. Und wenn ich ſeine Mühe anerkennen und ihn bezahlen will, ſo — läßt er mich nicht dazu kommen, es zu thun. Er ſchüttelt den Kopf, er will davon nichts hören und ſagt mit ſeiner tiefen ernſten Stimme, „es gehöre zu den erfreulichſten Ereigniſſen

ſeines Lebens, daß er einigermaßen habe dazu beitragen können, meine Geſundheit wieder herzuſtellen."

— „Aber um Eins bitte ich Sie" — ſchreibt er in ſeinem väterlichen Abſchiedsbrief an mich — „und das beſteht darin, daß Sie zuweilen an mich ſchreiben und mir mittheilen, ob Sie geſund ſind und was Sie erleben und genießen. Denn von menſchlichen Leiden und Schmerzen höre ich genug, aber ſelten nur von menſchlichen Freuden."

Ja, meine Agathe, ich weiß nicht, ob ich „die Amerikaner recht kennen lernen werde", aber gewiß iſt Das, was ich von ihnen kennen lerne, ſchöner und liebenswürdiger, als was ich anderswo in der Welt kennen gelernt habe. Ihre Gaſtfreundlichkeit und Herzlichkeit, wenn ihre Herzen warm geworden ſind, iſt wirklich übermäßig und kennt keine Grenzen. Und wenn ſo viele Reiſende ihre Fehler ſehen und ſoviel Weſen davon machen, ſo iſt es wol billig, daß Jemand vor allem ihre Tugenden kennen lernt. Und dieſe Fehler — ſoweit ich ſie als Nationalfehler bemerkt habe — können ſämmtlich und vorzüglich auf das Jugendleben dieſes Volkes zurückgeführt werden. In vielen derſelben erkenne ich gerade meine eigenen Jugendfehler — Frageluſt, Mangel an Ueberlegung, Mangel an Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und auf Andere, Prahlerei u. ſ. w. Und wie frei von dieſen Fehlern ſtehen hier die Beſſern, eine täglich zunehmende Menge! Die beſten Sittenrichter und Kritiker über die Amerikaner ſind — die Amerikaner ſelbſt!

5. März.

Du dankſt mir für meine Briefe, liebe Agathe! Ach, mir ſcheint es, als ob ſie erbärmlich geſchrieben und ihrer nur wenige wären. Ich gedachte beſſer an dich zu ſchreiben. Aber theils bin ich ſo oft leidend und verſtimmt geweſen, daß ich nicht ſchreiben wollte, theils hat

das tägliche Streben, Menſchen und Gegenſtände zu ſehen, theils haben Beſuche, Billets u. ſ. w. mir Beſinnung und Sammlung genommen; und meine Briefe in die Heimat haben darunter gelitten. Auch dieſer Brief wird nur ein knappes Facit der Begebenheiten aus den letzten beiden Wochen, denn dieſe ſind dahin gerauſcht wie ein Strom, und ich erinnere mich kaum ihres Inhaltes.

Einigen „conversations“ bei Alcott wohnte ich in Boſton noch bei. Sie feſſelten mich durch Waldo Emerſon's Anweſenheit und Theilnahme. Mehre Perſonen von Intereſſe und Talent fanden ſich in denſelben ein und alle Bänke waren voll beſetzt. Der Gegenſtand der Unterhaltung ſollten die Haupttendenzen der Zeit ſein. Eine und die andere Abweichung kam wol dabei vor, aber es hielt nicht ſo ſchwer, zu einem Mittelpunkt zu kommen. Die Unterhaltungsſtoffe hatten eine ſtarke Neigung, gleich Irrſternen herumzufahren, ohne Sonne und Gravitation. Allein Emerſon's Gegenwart bringt ſtets eine gewiſſe vertiefende Wirkung hervor; und allmälig ordnete ſich die Unterhaltung zu einer regelmäßigen durch Frage und Antwort, beſonders durch Emerſon's Klugheit, gewiſſe Perſonen aufzufodern, ſich über verſchiedene Fragen auszuſprechen. Eine etwas ungehobelte Perſönlichkeit unter der Menge rief plötzlich mit grober Stimme ihn ſelbſt auf, Rede zu ſtehen und zu erklären, was er unter „dem moraliſchen Recht des Sieges auf Erden und der Gerechtigkeit der Fügungen“ u. ſ. w. verſtehe, „abſurde Behauptungen, die er in ſeinen Schriften aufſtelle, die den Lehren des Chriſtenthums und dem Zeugniß der Märtyrer geradezu entgegenſtünden und alle Märtyrer als Thoren und Getäuſchte darſtellten.“ Der Ton, in welchem dieſe Auffoderung geſchah, war herbe und anklagend. Die ganze Verſammlung richtete ihre Augen auf Emerſon.

Ich unterſchied in Emerſon's Geſicht eine etwas

ſtärkere Gemüthsbewegung, als er aber nach einem Nachdenken von einigen Augenblicken antwortete, war ſein Benehmen ebenſo ruhig und ſeine Stimme vielleicht ſanfter und melodiſcher als gewöhnlich, und ſtark contraſtirend mit der des Fragenden.

— „Allerdings" — antwortete er — „glaube ich, daß ein Jeder, der für etwas Wahres und Rechtes gekämpft und gelitten hat, endlich den Sieg behalten wird, wenn auch nicht bei ſeinem erſten Auftreten („apparence"), doch gewiß bei ſeinem zweiten."

Der Fragende ſchwieg auf dieſe Antwort, ſah aber böſe und unentſchloſſen aus.

Allmälig theilte ſich unter Emerſon's Einfluß die Unterhaltung in zwei Ströme, die in der That als die Haupttendenz der Zeit bezeichnet werden konnten. Die eine Tendenz die der Socialiſten, welche die Menſchen und die Menſchheit durch ſociale Einrichtungen vervollkommnen wollen (und dieſe ſchien mehre Sachführer in der Verſammlung zu haben); die andere, von Emerſon ſelbſt angeführt, will die Geſellſchaft durch die beſondere Vollendung jedes einzelnen Individuums in ſich ſelbſt vervollkommnen. Die erſtere beginnt mit dem Staat, die letztere mit dem Menſchen. Einer der Anweſenden, von Emerſon aufgefodert, ſagte, es vereinige ſich mit Emerſon dahin, „daß der Menſch die Aufgabe der Vervollkommnung mit ſich ſelbſt beginnen müſſe. — Aber er müſſe ſich ſchmücken wie eine Braut, um ſich zur Vereinigung mit dem himmliſchen Geiſt geſchickt zu machen. Nur durch dieſe Vereinigung werde die höchſte Menſchlichkeit erzielt."

Emerſon beantwortete dieſe Aeußerung mit einem nachdenkenden Lächeln, und als dieſelbe Perſönlichkeit, ebenfalls lächelnd, hinzuſetzte: — „Sie ſehen, daß ich, wie meine großen Landsleute Swedenborg und Linné, großes Gewicht auf — — die Ehe lege!" — da erräthſt du gewiß, wer dieſe Perſönlichkeit war.

— „Sie halten also die Ehe für sehr wichtig im Leben?“ — fragte Alcott sehr vergnügt. — „Ja, die geistige; sie ist nothwendig!“ — erwiderte ich. Allein darüber schien Alcott weniger vergnügt zu sein.

Alcott blieb übrigens dabei, aus uns Allen zusammen, auch aus den Kindern, ein „élite-corps“ bilden zu wollen, dessen Lehrer er sein und welches das menschliche Geschlecht regeneriren sollte.

Als die Conversation ihre Weisheit und ihre Unweisheit ziemlich vollständig ausgesprochen hatte, nahm Mr. Parker (der Prediger) das Wort und gab eine ganz vorzügliche, aber sehr sarkastische Uebersicht über Alles, was im Verlauf des Abends gesprochen worden war, besonders über Alcott's menschenfreundliche Absichten mit dem gegenwärtigen Menschengeschlecht. Als er endigte, spielte ein unwillkürliches Lächeln auf allen Gesichtern, auch auf Emerson's Gesicht; aber er wandte das adlergleiche Haupt (dem Ausdruck, wenn auch nicht gerade den Zügen nach adlergleich) nach der Seite des letzten Sprechers und sagte: — „Das ist sehr richtig und würde es noch mehr sein, wenn es sich darum handelte, eine Rede vom Katheder zu beurtheilen, und nicht eine freie rücksichtslose Unterhaltung. Aber hier könnte eine Maxime gelten, die ich bei einem meiner Freunde in England sah, der einige Freunde zu einer Unterhaltung über interessante Fragen bei sich zu versammeln pflegte. Er hatte nämlich über die Thür seines Gesellschaftszimmers einige Worte geschrieben, die ich leider nicht mehr wörtlich weiß, deren Inhalt aber ungefähr folgender war: — «Jeder kann hier aussprechen, was er für gut befindet; aber es ist verbotten, Bemerkungen über Das zu machen, was er ausgesprochen hat.»

Bei diesen Worten entstand ein abermaliges Lächeln, aber augenscheinlich auf Parker's Kosten. Dieser schien sich ein wenig verletzt zu fühlen, erröthete, sprach aber

nach kurzem Schweigen, „er hoffe, daß es beſſer ſei, Bemerkungen über Das zu machen, was geſprochen worden ſei, als zuſammen zu kommen und zu ſprechen, ohne genau zu wiſſen, worüber man eigentlich geſprochen habe.“

Und nun lachten Alle wieder, und auch Emerſon, ſogar Parker, und die Verſammlung brach ſehr heiter auf, ich aber fuhr weit mehr ergötzt und erbaut nach Hauſe, als ich durch eine „conversation“ bei Alcott jemals werden zu können gedacht hatte.

Mrs. Kemble's „readings“ beſuchte ich noch mehre male mit großem Vergnügen. Außerdem gewährte mir auch ihre Bekanntſchaft Intereſſe und Vergnügen. Sie iſt eine geiſtreiche und in jeder Hinſicht reich begabte Frau mit warmem Herzen und edelm Sinne; ſie hat genug Leben und „spirits“, um jeden Tag ein Pferd zu Tode reiten und jeden Mann oder jede Frau meiſtern zu können, die ſie etwa meiſtern wollen. In einer Stunde ſtolz wie die ſtolzeſte Herrſcherin, kann ſie in einer andern Stunde gegen eine anſpruchsloſe Perſönlichkeit, welche ſie hochachtet, fügſam und liebenswürdig ſein wie ein liebenswürdiges junges Mädchen. Prachtliebend und koſtſpielig in ihrer Lebensweiſe, kann ſie doch zuweilen wieder einfach wie ein Bauernmädchen ſein. Auf dem Lande geht ſie oft in Männerkleidung und ſtreift in Wäldern und Feldern herum; und ein mal trieb ſie ſelbſt eine Kuh zu Miß C. Sedgwick, welche die ihrige verloren hatte und nun dieſe von „der ſublimen Fanny“ zum Geſchenk erhielt. (NB. Sie wohnt in Miß Sedgwick's Nachbarſchaft und Beide halten ſehr viel voneinander.) Sie kann die edelſten Geſinnungen ausſprechen, läßt aber zuweilen die feinere Weiblichkeit vermiſſen und ſcheint den wahren Werth ihres eigenen Geſchlechts nicht zu verſtehen. Aber den Shakſpeare verſteht ſie und lieſt ihn unvergleichlich. Ihren Heinrich V., ihren Brutus, ihre Kleopatra (in der Todesſtunde) vergeſſe ich nie.

Bei ihrer Vormittagsvorleſung am vergangenen Sonnabend hatte ich Maria Lowell bei mir. Mrs. Kemble las Shakſpeare's reizendes: „As you like it“ — und las es entzückend ſchön. Nach der Vorleſung bat ich ſie, mit den jungen Lowells ein „lunch“ bei mir einzunehmen. Sie kam auch, voll von ſprühendem Leben, warm von der Vorleſung, warm vom Erfolg und von der Wärme aller Zuhörer; ihr Auge ſchien die ganze Welt auffaſſen zu können und ihre erweiterten Naſenlöcher ſchienen das reiche Leben der ganzen Welt einzuſaugen. Zufällig war zu derſelben Zeit Laura Bridgeman mit ihrer Wärterin zum Beſuch zu mir gekommen und ſaß eben in meinem Parlour, als Fanny Kemble eintrat. Mrs. Kemble hatte die blinde und taubſtumme Laura früher nie geſehen und wurde durch den Anblick dieſer armen gefeſſelten Natur ſo ergriffen, daß ſie wol über eine Viertelſtunde in ihr Anſchaun verſunken daſaß, während ihr große Thränen über die Backen rollten. Laura war gegenwärtig nicht recht geſund und darum bläſſer und ſtiller als gewöhnlich.

Man kann ſich nicht leicht zwei größere Gegenſätze denken als dieſe beiden Perſönlichkeiten, dieſe beiden Leben. Fanny Kemble mit allen ihren Sinnen offen für das Leben und mächtig genug, das Leben in ſeiner ganzen Fülle und Mannichfaltigkeit zu erobern; Laura Bridgeman ausgeſchloſſen vom Leben, die edelſten Sinne entbehrend, todt, ohne Geſicht, ohne Gehör, ohne Sprachvermögen!!! — — — Und dennoch war jetzt vielleicht Laura die glücklichſte von Beiden, wenigſtens in ihrem eigenen Gefühl. Auch dies mal gab ſie auf eine diesfalls an ſie gerichtete Frage ihr Gefühl von Glück lebhaft zu erkennen. Und Fanny Kemble *weinte*, ſie weinte bitterlich. War es über Laura, über ſich ſelbſt, über den bloßen Contraſt zwiſchen ihnen? —

Ich ging einige male zu Fanny, um ſie zu bewegen, etwas zur Erfriſchung zu ſich zu nehmen; allein

ſie antwortete mir blos: — „Noch nicht!“ — und fuhr fort, Laura anzuſehen und zu weinen. Später beruhigte ſie ſich jedoch, und wir hatten mit Lowells eine ſehr lebhafte, angenehme Unterhaltung.

Miß Kemble iſt, wie du weißt, mit einem reichen Amerikaner und Sklavenbeſitzer, Mr. Butler, verheirathet geweſen und von dieſem geſchieden werden. Dieſe Ehe und deren Folgen ſcheinen ihr Leben verbittert zu haben, beſonders durch die Trennung von ihren beiden Kindern. Ich habe ſie darüber auf eine herzergreifende Weiſe klagen hören und kann nicht begreifen, wie der Geiſt der amerikaniſchen Geſetzgebung, gewöhnlich ſo günſtig gegen Frauen und Mütter, ein ſolches Unrecht geſtatten kann, wenn die Fehler, durch welche die Eheſcheidung hervorgerufen worden iſt, auf Seiten des Mannes liegen. Eine Mutter von ihren Kindern trennen! Das ſollte nie geſchehen können, wenn die Mutter nicht eine offenbare Verbrecherin iſt oder ihre Rechte auf ihre Kinder aufgegeben hat!

In dieſem ehelichen Trauerſpiele haben die beiden Hauptperſonen Jede ihre Anhänger und Freunde; allein die allgemeine Stimme ſcheint für die Frau zu ſein. Ich kann nicht glauben, daß Fanny Kemble nicht die allertrefflichſte und gewandteſte Hausfrau ſein ſollte. Warum gab ihr Mann ſich ſo anhaltend Mühe, ſie zu gewinnen? Er kannte ihren Charakter und ihre Abneigung gegen die Sklaverei vorher; denn ſie iſt viel zu wahrhaft, um etwas zu verbergen.

Merkwürdig iſt die Art von magnetiſchem Einfluſſe, den dieſes in vielen Beziehungen unweibliche Weib auf viele Männer ausübt. Ich für meine Perſon — um mit einer ihrer Freundinnen zu ſprechen — bin ſehr froh, daß es eine Fanny Kemble in der Welt gibt; aber weniger froh würde ich ſein, wenn es zwei Fanny Kembles in der Welt gäbe.

Meinen letzten Geſellſchaftsabend in Boſton ver-

brachte ich bei dem Maire der Stadt, Mr. Quincy, der einer der älteſten Familien von Maſſachuſetts angehört. Die nächſten Tage vor meiner Abreiſe waren der Arbeit gewidmet und der letzte, an dem ich einzupacken, mehre Briefe zu ſchreiben, Beſuche zu machen und Beſuche zu empfangen hatte, bis auf die letzte Stunde, warf mich meinem Elend und dem Fieberzuſtand wieder in die Arme. Aber als dieſer letzte Tag meines Aufenthalts in Boſton mit ſeinen verſchiedenen Auftritten, mit ſeinen Arbeiten und ſeinen Curioſis und mit der einen — und noch dazu ſo ſchweren — Abtheilung meines Lebens in dieſer neuen Welt vorüber war und ich mir ſpät am Abend von dem jungen Vickers einige Capitel aus dem Evangelium St.-Johannis vorleſen ließ, da war es gut, da war es ſchön und lieblich. Und wenn jetzt auch meine Thränenquelle ſprang, ſo war es doch großentheils aus Dankbarkeit. Denn — — war ſie nicht vorüber, dieſe Zeit der Kränklichkeit und Niedergeſchlagenheit? — Hatte ich durch dieſelbe nicht einen der beſten und edelſten Menſchen, meinen guten Arzt und Freund Osgood, und ein köſtliches Heilmittel für dich und mich kennen gelernt? — Und ich weiß nun auch, wie es Denen zu Muthe iſt, die kränklich und nervenſchwach ſind. Das habe ich früher nicht gewußt und bin darum oft geneigt geweſen, ungeduldig gegen ſolche Leute zu ſein. Künftig will ich mich beſſer benehmen.

Dieſer letzte Abend war mir wie eine ſüße Friedensbotſchaft nach dieſer unruhigen Zeit und dieſem unruhigen Tage.

Ich reiſte am letzten Februar neun Uhr des Morgens von Boſton ab. Seit fünf Uhr hatte ich das Bett verlaſſen. Auf die Eiſenbahnſtation wurde ich von Mr. King und dem jungen Mr. Vickers begleitet, und auf der Station ſelbſt, wen ſollte ich dort ſehen, wenn nicht meinen guten Doctor, der dahin gekommen war, um

mir Lebewohl zu ſagen, und den liebenswürdigen Profeſſor How, der mir einen großen, ſchönen Blumenſtrauß gab? — Mit dem Blumenſtrauß in der Hand fuhr ich in dem bequemen Wagen, auf den Flügeln des Dampfes, im funkelnden Sonnenſchein, an einem hellen, kalten Morgen, leicht an Leib und Seele, gegen meine Erwartung (denn Tages vorher fühlte ich mich elend) ab; aber ich hatte die Nacht ziemlich gut geſchlafen und empfand eine Art von Gewiſſensfrieden darüber, daß ich meine geſelligen Pflichten in Boſton ſo gut erfüllt hatte. Allein mit einem neidiſchen Seufzer blickte ich auf die Hühner, die vor den kleinen „cottages“ nahe am Wege lagen, ſich wärmten und im Sonnenſchein und Sand ihre Federn ſträubten; es ſchien mir, als wäre es viel glücklicher, eine Henne, als eine Löwin zu ſein.

In Springfield wurde ich ins „Unionshotel“ zum Mittageſſen eingeladen, erhielt Beſuch von mehren Herren und Damen und fertigte Autographen. Dann ging es weiter auf der fliegenden Fahrt. Der Himmel war trübe geworden; es wurde dunkler und dunkler, und in einem völligen Unwetter mit Sturm, Schnee und Regen kam ich nach Neuyork. Aber auf der Eiſenbahnſtation erwartete mich ein Diener und ein Wagen, beide von Marcus Spring geſendet. Und eine halbe Stunde ſpäter war ich in Roſe-Cottage (in Brooklyn), von meinen vortrefflichen Freunden auf das herzlichſte empfangen, Thee trinkend und mich mit ihnen bis ſpät in die Nacht unterhaltend.

Und nun bin ich bei ihnen und darf mich der Welt einige Tage entziehen. Das iſt herrlich, und ich hoffe mich hier vollkommen erholen zu können, bevor ich mich in den Süden begebe. Ich genieße hier ſo viel Frieden und Freiheit, wie ich haben will, und Spring's Lebensweiſe iſt auch in Bezug auf Eſſen und Trinken einfach und geſund; und ſie ſelbſt und die Kinder und Roſe-Cottage mit ſeiner friedlichen Umgebung — ja, noch

mehre solche Häuser, und die Neue Welt ist dann auch die bessere Welt! Aber es ist noch sehr kalt hier und ich sehne mich nach dem Süden, nach einer andern, weicheren Luft.

Massachusetts Klima ist mir nicht hold gewesen. Doch danke ich ihm für einige herrliche Frühlingstage mitten im Winter, für seinen schönen hochblauen strahlenden Himmel, für seine stattlichen Ulmen, in deren schlanken, schwankenden Zweigen der Oriol sein kleines, im Winde schaukelndes Nest so vertrauensvoll baut; ich danke ihm für seine ländliche Heimat, in welcher Gottesfurcht und Fleiß, Familienliebe und Sittenreinheit heimisch sind. Sein Schulwesen hat meine ganze Achtung, und viele vortreffliche Menschen darin besitzen meine ganze Liebe. Der guten Stadt Boston schicke ich meinen Segen und freue mich — für den Augenblick sie verlassen zu haben; ich hoffe aber, dahin zurückzukehren, denn ich muß meine dortigen Freunde wiedersehen, wenn sich die Ulmen belaubt haben, vor allen meinen guten Doctor und die jungen Lowells! Ich danke dem Land der Pilger vor allem für seine Ideale, für seine Begriffe von dem höchsten Gesetz im Staate, für seinen Begriff von einer Menschenwürde, die höher steht als die gangbare Moral, welche die höchste Sittenreinheit zum Gesetz macht, auch für den Mann, und die keine schlaffen Concessionen duldet. Ich preise dieses Land wegen seines edeln Sinnes für die Rechte der Frauen und für die Entwickelung des bürgerlichen Lebens; wegen seines Gefühls für die Ehre der Arbeit und für das Recht aller guten Arbeiter auf einen anständigen Arbeitslohn; ich danke ihm für seinen großartigen Willen und für das Bestreben, Allen Alles zu geben, sowie für die kleinen Neubauten, in denen die Kinder dieser Neuen Welt die göttliche Lehre von einer allgemeinen Brüderschaft zu verwirklichen suchen. Man sagt, solche Ideale seien unpraktisch. Aber für erhabene Gemüther ist etwas Hochsinniges nie unpraktisch.

Solche unpraktiſche Ideale ſind es, durch welche die Geſellſchaft dem Himmel näher, dem Reiche Gottes näher wächſt!

Sonntag, den 10. März.

Ich komme aus einer presbyterianiſchen Kirche, in welcher ich einen jungen Prediger aus dem Weſten über „das Poſitive im Chriſtenthum" predigen gehört habe, eine der beſten extemporirten Reden, die ich jemals gehört habe. Der Prediger Henry Beecher, iſt ein junger Mann voller Leben und Energie und predigt aus einer Erfahrung des chriſtlichen Lebens, die ſeinen Worten eine ergreifende Gewalt gibt. Dazu ſcheint er mir ungewöhnlich frei von Sektengeiſt zu ſein und hält ſich mit Kraft und Klarheit an das zuſammengenommene Licht und Leben aller chriſtlichen Kirchen. Er iſt auch witzig und trägt kein Bedenken, ſeine Predigt durch humoriſtiſche Einfälle zu beleben. Mehr als ein mal brach in der von Menſchen vollgepfropften Kirche ein allgemeines Gelächter aus, welches jedoch die Verſammelten nicht hinderte, bald darauf Freudenthränen der Andacht zu vergießen. Dies geſchah namentlich bei dem Gebet, welches der junge Prediger bei der Ausſpendung des Abendmahls über Brot und Wein hielt. Und über ſeine eigenen Wangen ſtrömten Thränen, als er ſich in eine tiefe Betrachtung über das lichte Myſterium des Abendmahls und über die in Chriſti Leben („Leib und Blut") wiedergeborene und verklärte Menſchheit verſenkte.

— „Wenn wir zum Abendmahl gehen mit unſern nächſten Angehörigen oder mit unſern Freunden, ſo ſollen wir uns dieſen Gedanken lebendig machen, es aus dem Standpunkt der chriſtlichen Verwandlung betrachten und denken: — «Wie ſchön wird nicht mein Gatte, mein Freund, mein Bruder werden, wenn dieſer Fehler oder jener Mangel wegfällt, wenn er verklärt durch das göttliche Leben daſteht!» O wie geduldig, wie mild, wie

liebreich und hoffnungsvoll werden wir uns dann gegeneinander benehmen!"

Das war die Richtung der Rede des jungen Predigers; aber wie innig und hinreißend er sprach, das kann ich nicht beschreiben. An dem Abendmahl, zu welchem er alle anwesenden Christen einlud, weß Namens und von welcher Sekte sie seien, auch Fremdlinge aus andern Ländern, nahm auch ich Theil. Das Brot (kleine viereckige Brotstückchen auf einem Teller) und der Wein wurden in den Sitzbänken herumgegeben und von Hand zu Hand gereicht. Das nahm der Handlung allerdings viel Feierliches. Wie schön ist nicht unser Gang zum Altar und nach diesem Gang der Hallelujahgesang der Gemeinde!

Das Ritual unserer schwedischen Kirche scheint mir als Ausdruck des religiösen Bewußtseins der Gemeinde auch besser und vollkommener zu sein als das einer andern Kirche, die ich kenne. (Dadurch wird jedoch nicht gehindert, daß es noch vollkommener sein könnte.) Aber die Predigt und der Kirchengesang sind im Allgemeinen hier zu Lande besser. Die erstere hat viel mehr Leben und paßt weit mehr auf das praktische Leben; der letztere ist lebhafter und schöner und würde Beides noch mehr sein, wenn er von der Versammlung wirklich gesungen würde. Aber ich habe gegen den Kirchengesang in den Vereinigten Staaten einzuwenden, daß er gewöhnlich von einem ungeübten Chor auf der Emporkirche gesungen wird, während die übrige Versammlung stumm dasitzt und zuhört, gerade wie man in einem Concertsaal sitzt. Einige begleiten den Gesang, indem sie in den Psalmbüchern nachlesen, Andere öffnen diese nicht ein mal. Wenn ich dann und wann ein mal meine Stimme mit dem Sängerchor vereinige, bemerke ich oft, daß sich meine Nachbarn mit einiger Verwunderung nach mir umsehen. Und gleichwol sind Hymnen und Kirchenlieder hier so voll von rhythmischem Leben, haben so be-

lebende Melodien und ſo belebende ſchöne Worte, daß mir ſcheint, man ſollte ſie mit Herz und Seele ſingen. Unſere zahlreichen langen ſchweren Pſalmen in Schweden, voll von Selbſtbetrachtungen und immer Eins und Daſſelbe wiederholend, finde ich hier zu Lande nicht *), noch weniger den einförmigen, abgemeſſenen, ſchleppenden Takt, der alles Leben in der Seele und im Geſange tödtet und der mich, wenn ich einen Pſalm anfange, ſtets mit einer gewiſſen Furcht auf deſſen Länge blicken läßt. Denn wenn er lang iſt, ſo beendige ich ihn nie, ohne ermüdet oder ſchläfrig zu ſein, wenn ich ihn auch mit warmem Herzen angefangen habe. Und geht es Andern anders? — Ich habe in ſchwediſchen Kirchen oft um mich geblickt und eine Menge ſtarrende, träumende Blicke und halb offene Mäuler geſehen, die keine Worte ausſprechen und ſich zu ſchließen vergeſſen, kurz eine Art von albernem Ausdruck, der mir ſagt, daß der Geiſt fort iſt. Und während ich dies beobachte, bemerke ich, daß es mir ebenfalls ſo geworden iſt.

Die Gebete ſcheinen mir bei uns in Schweden beſſer als hier zu Lande zu ſein, aber wir könnten ſie immer noch beſſer haben.

In der Epiſkopalkirche hier werden die Gebete nach dem vorgeſchriebenen Ritus aus einem Buch laut vorgeleſen; oft aber kann die Seele nicht dabei ſein. Das wird dann ein bloßes Geplapper mit dem Munde. In der unitariſchen Kirche betet der Prediger für die Verſammlung und im Namen der Verſammlung ein langes Gebet, welches das Unpaſſende hat, daß es gar zu viel und in gar zu vielen Worten ſagt und dennoch Das nicht ſagt, was jeder Einzelne ſagen ſollte. Wie oft habe ich nicht bei dieſen langen Gebeten mit ihren

*) Von unſern herrlichen Pſalmen, die an religiöſem Leben mit den ſchönſten Pſalmen aller Völker wetteifern, wenn ſie dieſelben nicht übertreffen, rede ich hier nicht.

fortwährenden Umschreibungen daran gedacht, wie weit zweckmäßiger es wäre, wenn der Prediger blos sagte: — „Herr, hilf uns!“ — oder: — „Herr, erhebe dein Angesicht über uns!“

Am allerbesten wäre es, wenn der Prediger — wie Jean Paul vorschlägt — blos sagte: — „Lasset uns beten!“ — Dann müßte eine schöne, innige Musik beginnen, bei deren Tönen Jeder im Stillen nach dem Bedürfniß seiner Seele und nach seinen Eingebungen beten könnte. Jedenfalls würden dann die Gebete reiner und inniger zum Himmel emporsteigen, als wenn sie von Menschenzungen und von Formeln vorbuchstabirt werden. Einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, den lebendigen Ausdruck des Lebens und der Wahrheit im christlichen Leben; wann werden wir den auf Erden haben?! —

Aber ich muß noch einige Worte von dem jungen Schüler Calvin's, von Henry Beecher sagen, der jedoch das Harte und Versteinerte der Calvin'schen Orthodoxie weit hinter sich gelassen und sich bis zu einer wahrhaften christlichen Gnadenlehre — zu einer Gnade für Alle durchgebrochen hat. Er war gestern Abend bei mir und erzählte, wie er als Missionär im Westen unter freiem Himmel den Bewohnern der wilden Gegenden gepredigt und unter einsamen Reisen in der großen ursprünglichen Natur, unter täglichen Erfahrungen Dessen, was in dem Leben des Christenthums am meisten auf frische gesunde Menschenseelen wirkt, allmälig für sich selbst seine innere Welt, seine religiösen Fragen ausgebildet hat und aus der alten versteinerten Kirche in eine umfassendere und lichtere getreten ist. Er beschrieb auch auf eine höchst malerische Weise die nächtlichen „Campmeetings“ im Westen, die Taufen an Flüssen und Strömen u. s. w. theils mit ihren poetischen, theils mit ihren oft komischen Zügen. Es ist etwas von dem Umfang und der Triebkraft des großen Westen in diesem

jungen Mann, aber auch etwas von — — der Roheit des Westen. Das ist ein muthiger und inniger Kämpfer für das junge Amerika, zu reich begabt und zu sehr anerkannt, um nicht sein Ich bedeutend zu fühlen. Und auch in seiner Predigt kam dieses Ich zu hervorstechend vor. Aber ich fühle immer mehr und mehr, welches große Interesse ich finden werde, wenn ich den „großen Westen" besuche, wo „Wachsthum" (growth) die einzige geltende Losung zu sein scheint, wo in dem ungeheuren Mississippithal, zwischen den Alleghanygebirgen und dem Felsengebirge (Rocky mountains), Platz für eine größere Volksmenge sein soll, als ganz Europa enthält, und wo sich durch eine Vereinigung aller Volksstämme ein großes neues Volk entwickelt, in der Pflege einer großen und mächtigen Natur, die gleich einer starken Mutter sie zu einem stärkern und höhern Menschengeschlecht aufziehen will.

Ich hatte beabsichtigt, nun von Neuyork nach Philadelphia in Gesellschaft der Mrs. Kirkland nach ihrem eignen Vorschlag, und dann mit Anna Lynch nach Washington zu reisen, um den Congreß zu hören und dessen Löwen zu sehen. Aber ich fürchte mich noch so sehr vor den Anstrengungen des geselligen Lebens und sehne mich so sehr, nach dem Süden zu kommen, während die Jahreszeit am günstigsten ist (schon im Mai wird die Hitze in den südlichen Staaten zu groß), daß ich auf Anrathen meiner Freunde beschloß, den Sonnabend das Dampfboot nach Charleston im südlichen Carolina zu benutzen. In drei mal vierundzwanzig Stunden bin ich dort und finde wahrscheinlich schon den vollen Sommer. (Hier ist Alles noch mit Schnee bedeckt.) Von da aus besuche ich verschiedene Orte, an welche ich eingeladen bin, in Carolina und Georgien, bringe in diesem südlichen Paradies Nordamerikas die Monate März und April zu, komme im Mai nach Washington und nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen daselbst kehre

ich hierher zurück und fahre von hier aus westwärts nach Cincinnati (Ohio), nach Illinois und Wisconsin, wo ich meine Landsleute, die Schweden und Normänner, sehen und mich recht überzeugen will, wie sie sich befinden. Dann fahre ich auf den großen Landseen an den Niagara, wo ich zu Ende Juni bestimmt mit Downings und Lowells zusammentreffe.

So sieht meine Reisekarte aus, und ich bin überzeugt, daß ich die Gedanken eines guten Geistes aus meiner schwedischen Heimat unterwegs bei mir haben werde. Mit diesem und meinem kleinen Reise-Nisse wird Alles gut gehen. Es kann wol vorkommen, daß ich künftig nicht so oft, wie bisher, an dich werde schreiben können, aber einmal in jedem Monat wenigstens sollst du einen Brief von mir haben, und ich werde mir Mühe geben, bessere Briefe als bisher zu schreiben. Ach, wenn ich nur so gesund bleiben kann, wie ich jetzt den Ansatz dazu zu fühlen beginne, so will ich recht viel leben, denken und schreiben. Es ist mir auch bisweilen, als ob ein Buch über Amerika in meinem Kopf im Entstehen wäre. Aber das sieht ganz anders aus als alle andern Bücher.

Da kommt jetzt die Sonne und bescheint mich in meinem gemüthlichen Stübchen in Rose-Cottage. Möge sie auch dir scheinen und dir von Frühling und warmen Lüften, von Salzbädern und guter Gesundheit sprechen!

13. März.

Es wurde nichts aus meiner Reise nach dem mitgetheilten Plane. Das Fahrzeug, mit welchem ich reisen zu können gedachte, ist an einen Californienfahrer verkauft worden, und das nächste Dampfboot nach Charleston geht erst den Sonnabend über vierzehn Tage ab. So lange zu warten, ehe ich nach dem Süden kommen sollte, hatte ich weder Lust noch Zeit. Ich habe mich deshalb entschlossen, mit einem Segelschiff abzurei-

ſen, und Marcus Spring hat mich auf einem guten und ſichern Packetboot verdungen. Bekommen wir guten Wind, ſo geht die Reiſe in vier oder fünf Tagen fort, und ich denke mir, es wird hübſch ſein, zu ſegeln. Wird der Wind ungünſtig und das Wetter ſtürmiſch, ſo geht die Reiſe — — dennoch fort. Ich habe nichts dagegen, daß nun ein bischen gegen Winde und Wellen gekämpft wird. Heute habe ich eingepackt und mich reiſefertig gemacht, und obgleich es ſtürmt und ſchneit, fühle ich mich doch ganz leicht und reiſeluſtig. Der Vikingerſinn regt ſich in mir und

„Mir klingt ſo lieblich der Wellen Geſang,
Wo ſie rauſchen im wogenden Meer!"

Beſſer wird mir auf den Wellen zu Muthe ſein, als in den gasbeleuchteten Salons von Boſton und Neuyork.

Ich habe nun eine Woche bei Mrs. Kirkland in Neuyork zugebracht. Sie iſt nicht das heitere und lebensluſtige Weſen, wie uns ihr Werk „a new home in the west" vermuthen läßt. Sie iſt bedeutender. Das humoriſtiſche, ſpielende Gemüth iſt von Sorgen und Unglück unterdrückt, blitzt aber zuweilen hervor und verräth auch dann einen tiefen Ernſt der Geſinnung. Sie iſt eine warmherzige und ſtarke Frau und eine wahre Bürgerin und erhält ſich unter großen Prüfungen aufrecht durch Religion und durch Arbeit für ihre vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. (Der jüngſte Sohn Willie und die Tochter Cordelia ſind namentlich meine Lieblinge.) Die Freundſchaft für den edeln und ausgezeichneten Prediger Bellows und ihre Thätigkeit als Schriftſtellerin machen ihr Leben reich. Sie iſt eine derjenigen Naturen, in denen das Weibliche und das Männliche harmoniſch vereinigt iſt und die dadurch ſo gut für das Leben paſſen und Leiter ihrer Umgebungen werden.

Bei Mrs. Kirkland ſah ich eine Miß Haynes, welche Miſſionärin in China geweſen iſt, noch jung und ſchön

ist und einer Mädchenpensionsanstalt in Neuyork vorsteht. Sie interessirte mich durch ihre Persönlichkeit und durch ihre interessanten Erzählungen von Miß Dorothea Dix (der Mrs. Fry der Neuen Welt) sowie durch ihre ungewöhnliche Charakterkraft und Thätigkeit. Ich hoffe diesen Engel der Gefängnisse und Hospitäler noch zu treffen und — — — ihre Hand zu küssen für Das, was sie ist und was sie thut.

Bei Mrs. Kirkland sah ich auch den jungen Wanderer Taylor, einen schönen Yankeejüngling, der neulich aus Californien zurückgekommen ist. Und ich freute mich, seine Erzählungen aus dem Goldland, besonders von dessen Natur, Klima, Gewächsen und Thieren zu hören.

A propos bei ihm erlaube ich mir zugleich, dir zu sagen, was ein Yankee ist oder was er mir zu sein scheint. Yankee ist eigentlich ein Eingeborner von Neu-England, ein Repräsentant des „go a head“ Amerika, des jungen welterobernden Amerika. Er ist ein junger Mann (wenn er auch alt ist), der sich seinen eigenen Weg durch die Welt bricht im vollen Vertrauen auf seine eigene Kraft, der vor Nichts stehen bleibt, vor Nichts zurückweicht, Nichts für unmöglich hält, Alles glaubt, Alles hofft, Alles versucht, durch Alles hindurchgeht und aus Allem herauskommt — immer derselbe. Fällt er, so steht er sogleich wieder auf und spricht: — „No matter.“ — Mislingt ihm etwas, so sagt er: — „Try again!“ — und „Go a head!“ — Und so fängt er wieder an oder nimmt etwas Anderes vor und hält nicht eher inne, als bis es ihm gelungen ist. Nein, auch dann hält er nicht inne. Er hält nie inne. Sein Wirken und sein Wollen ist, stets zu wirken, zu bauen, von neuem anzufangen oder neue Werke zu unternehmen, sich und sein Vaterland stets entwickelnd und erweiternd. Und Jemand sagt mit Recht, daß alle Entzückungen des Himmels einen Amerikaner nicht an einem Orte wür-

den festhalten können, wenn er wüßte, daß es einen andern Ort weiter nach Westen zu gebe." Dann muß er nach Westen, das Land urbar machen und bebauen. Das ist wieder der Vikingersinn, aber nicht der heidnische, sondern der christlich gewordene, der nicht erobert, um zu zerstören, sondern um zu veredeln. Und das thut er nicht mit Lärmen oder Seufzen, sondern heiter und gutmüthig. Er ist auch bei seinen Widerwärtigkeiten im Stande, sein „Yankee Doodle" zu singen, denn geht es auf eine Weise nicht, so geht es auf die andere. Er ist auf der ganzen Erde daheim und kann alle Dinge zu seinem Dienst gebrauchen. „Yankee Doodle" ist der Repräsentant von dem Humor der Volksstimmung. Er ist, noch ehe er die mittlern Jahre erreicht hat, Schullehrer, Ackerbauer, Gesetzesmann, Kriegsmann, Schriftsteller, Staatsmann gewesen, hat sich in allen Dingen versucht, ist in allen heimisch gewesen und ist dabei um die halbe oder um die ganze Welt gereist. Wohin er auch auf Erden kommt und in welche Umstände er geräth, trägt er ein doppeltes Bewußtsein mit sich, das ihn stark und ruhig macht; das ist das Bewußtsein, daß er ein Mann ist, der sich auf sich selbst verlassen kann, und daß er Bürger eines großen Volkes ist, welches die Bestimmung hat, das größte Volk der Erde zu werden. So fühlt er sich als Herr der Erde und beugt sich vor Niemand, außer vor dem Herrn aller Herren. Aber zu diesem blickt er mit kindlichem Glauben und mit Vertrauen empor.

Dieser Charakter kann sonderbare, vielleicht auch lächerliche Seiten haben; aber er hat unleugbar auch eine frische unbefangene Größe und vermag sehr viel auszurichten. Und in Beziehung auf die Lösung des größten Problems der Menschheit und auf deren höchstes Ziel — auf die Erschaffung eines Brudervolks, glaube ich, daß der Vater der Völker seine Hand auf das Haupt seines jüngsten Sohnes gelegt und

(wie unſer König Karl IX.) geſagt hat: — „Er ſoll es thun!“

Als eins der luſtigen charakteriſtiſchen Beiſpiele des Yankeecharakters habe ich oft die Reiſe eines jungen Mannes (eines Bruders von Charles Sumner) nach Petersburg erwähnen hören, um dem Kaiſer Nikolaus eine Eichel zu ſchenken. Doch ich muß dir dieſe Geſchichte ſo erzählen, wie ſie Maria Gild in ihren unterhaltenden „Briefen aus Neuyork“ erzählt.

„Mr. Dallas, Geſandter der Vereinigten Staaten in Petersburg, ſah vor einigen Jahren eines Tages einen hochgewachſenen Jüngling in einem Alter von etwa neunzehn Jahren bei ſich eintreten. Derſelbe war ein vollkommenes Specimen von „the genus Yankee“, mit Rockärmeln, die viel zu kurz für ſeine beinſtarken Arme waren, mit Beinkleidern, die ſich nach ſeinen Knieen emporzogen, die Hände in den Taſchen und darin mit Kupfermünzen und Zehnſtüberſtücken ſpielend Er führte ſich mit den Worten ein:

— „Ich bin hierher gekommen mit einigen Yankee „notions“, um zu handeln, und wünſche den Kaiſer zu ſehen.“

— „Warum wünſchen Sie ihn zu ſehen?“

„Ich habe ihm ein Geſchenk von Amerika mitgebracht. Ich achte ihn ſehr hoch und wünſche zu ihm zu kommen, um es ihm mit meinen eigenen Händen zu übergeben.“

Mr. Dallas lächelte und erwiderte:

„— „Es iſt ein gewöhnlicher Brauch, lieber Junge, gekrönten Häuptern in der Erwartung Geſchenke zu machen, dafür etwas Schönes zu bekommen, und ich fürchte, der Kaiſer wird dies blos als einen Yankeekniff betrachten. Was haben Sie denn für ihn?“

— „Eine Eichel.“

— „Eine Eichel? Wie in aller Welt kamen Sie

auf den Gedanken, dem Kaiser von Rußland eine Eichel hierher zu bringen?"

— „Nun, kurz vorher ehe ich unter Segel ging, reisten Mutter und ich nach Washington, um von einer Pension zu hören; und als wir dort waren, dachten wir, daß wir uns Mount Vernon*) ansehen müßten. Da pflückte ich die Eichel hier ab und dachte bei mir selbst, daß ich sie dem Kaiser bringen wollte. Ich glaube, dachte ich, er muß viel von unserm General Washington gehört haben, und ich denke, er soll unsere Einrichtungen bewundern. So sehen Sie nun, daß ich sie hierher bringe, und nun will ich zu dem Kaiser gehen."

— „Mein Junge, es ist für einen Fremden keine leichte Sache, in die Nähe des Kaisers zu kommen, und ich fürchte, er wird sich um Ihr Geschenk wenig kümmern."

— „Ich sage Ihnen, daß ich eine Unterredung mit ihm haben will. Ich denke, daß ich ihm Eins oder das Andere von Amerika sagen kann. Ich vermuthe, er wird sehr zufrieden sein, von unsern Eisenbahnen und von den großen Furchen zu hören, welche unsere Dampfschiffe hinterlassen. Und wenn er hören wird, wie galant unser Volk vorwärts geht, so wird es ihn vielleicht bewegen, etwas zu thun. Das Lange und das Kurze bei der Sache ist, daß ich nicht eher zufrieden bin, bis ich den Kaiser gesehen und gesprochen habe; es würde mir auch lieb sein, seine Frau und seine Kinder zu sehen. Ich will ein mal sehen, wie solche Leute eine Familie aufziehen."

— „Nun gut, Sir; da Sie so entschlossen sind, will ich thun, was ich für Sie thun kann. Aber Sie müssen erwarten, daß Ihr Wunsch unerfüllt bleibt. Obwol es ein sehr ungewöhnlicher Weg ist, so würde ich

*) Die Besitzung Washington's, auf welcher er begraben liegt.

Ihnen doch rathen, dem Vicekanzler Ihre Aufwartung zu machen und ihm Ihre Wünſche mitzutheilen. Er kann Ihnen möglicherweiſe helfen.“

— „Gut. Das iſt Alles, was ich von Ihnen wünſche. Ich werde wieder kommen und Sie wiſſen laſſen, wie Alles abgelaufen iſt.“

Nach zwei oder drei Tagen kam er wieder und ſagte:

— „Na, ich habe den Kaiſer geſehen und eine Unterredung mit ihm gehabt. Er iſt ein wahrhafter Gentleman, kann ich Ihnen ſagen. Als ich ihm die Eichel gab, ſagte er, daß er einen großen Werth darauf lege und daß es keinen Charakter in der alten oder neuen Geſchichte gebe, den er ſo ſehr bewundere wie unſern Waſhington. Er ſagte, daß er die Eichel mit eigener Hand in ſeinem Schloßgarten pflanzen wolle; und das hat er auch gethan, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen. Er wollte mich um Vielerlei von unſern Schulen und Eiſenbahnen und Eins und das Andere fragen, ſodaß er mich einlud, wieder zu kommen und ſeine Töchter zu ſehen; denn er ſagte, ſeine Frau könnte beſſer Engliſch ſprechen, als er es könnte. Darum ging ich geſtern wieder zu ihm. „Sie iſt eine kluge, feine Frau, das kann ich Ihnen ſagen, und ſeine Töchter ſind hübſche Mädchen.“

— „Was ſagte denn die Kaiſerin zu Ihnen?“

— „Ach, ſie legte mir eine ganze Menge Fragen vor. Glauben Sie wol, daß ſie dachte, wir hätten keine Dienſtleute in Amerika? — Ich ſagte ihr, daß arme Leute ſich ſelbſt bedienten, daß aber reiche Leute Diener vollauf hätten. — „„Aber dann nennen Sie dieſelben nicht Diener““ — ſagte ſie — „„ſondern Sie nennen Sie Gehülfen.““ — Ich vermuthe, Madame, daß Sie Mrs. Trollope geleſen haben, ſagte ich. Wir hatten das Buch derſelben am Bord unſers Schiffs. Der Kaiſer klatſchte dabei in die Hände und lachte ſich bald todt. — „Sie haben Recht, Sir“ — ſagte er. —

„Wir ließen ein engliſches Exemplar holen und ſie hat gerade heute Morgen darin geleſen!“ — Da ſagte ich ihm Alles, was ich von unſerm Land wußte, und er freute ſich ſehr darüber. Er wollte wiſſen, wie lange ich mich hier im Orte aufhalten würde. Ich ſagte ihm, daß ich alle die „notions“, die ich mit mir herüber gebracht hätte, bereits verkauft hätte und mit demſelben Fahrzeug zurückzukehren gedächte, mit welchem ich hierher gekommen wäre. Dann ſagte ich Allen Adieu, ſammt und ſonders, und ging, um meine Sachen zu beſorgen. Habe ich nicht guten Erfolg gehabt? — Ich vermuthe, Sie rechneten nicht darauf, daß ich mich ſo durchſchlagen würde, Mr. Dallas?“

— „Nein, in der That, mein Junge, darauf rechnete ich nicht. Sie können ſich glücklich preiſen, denn es iſt etwas ſehr Ungewöhnliches, daß gekrönte Häupter einen Fremden mit ſo viel Auszeichnung behandeln.“

Einige Tage darnach kam der junge Mann wieder zu dem Geſandten und ſagte:

— „Ich vermuthe, daß ich noch einige Zeit hier bleiben werde; es iſt mir ſo wohl gegangen. Vorgeſtern kam ein großer Offizier zu mir in meine Wohnung und ſagte zu mir, der Kaiſer hätte ihn geſchickt, um mir alle Merkwürdigkeiten zu zeigen; ich zog mich an und er nahm mich in einen ſehr koſtbaren Wagen mit vier Pferden. Ich bin mit ihm im Theater und im Muſeum geweſen, und ich vermuthe, daß ich Alles geſehen habe, was in St.-Petersburg zu ſehen iſt. Was meinen Sie dazu, Mr. Dallas?“

Es ſchien ſo unglaublich, daß ein armer ungeſchliffener Yankeejüngling ſo mit Aufmerkſamkeit überhäuft worden ſei, daß der Geſandte nicht recht wußte, was er glauben und denken ſollte.

In kurzer Zeit erſchien ſein ſonderbarer Landsmann wieder bei ihm.

— „Na“ — ſagte er — „ich habe mich entſchloſſen,

nach Hause zu reisen. Darum ging ich zum Kaiser, um mich zu bedanken. Ich glaubte, daß ich nicht weniger thun könnte, da er so artig gegen mich gewesen ist. Da sagte der Kaiser: — „Gibt es noch etwas, was Sie gern sehen möchten, ehe Sie nach Amerika zurückkehren? — Ich sagte ihm, daß ich gern ein Bischen nach Moskau geguckt hätte, denn ich hätte eine ganze Menge davon erzählen hören, daß sie den Kreml abgebrannt hätten, und ich hätte auch sehr viel vom General Bonaparte gelesen. Aber das würde mir eine Menge Geld kosten, wenn ich nach Moskau reisen wollte, und ich möchte Das, was ich verdient hätte, gern der Mutter nach Hause bringen. So sagte ich ihm Adieu und ging meiner Wege. Aber was glauben Sie wol, was er am nächsten Morgen that? — Ich versichere, daß er mir denselben Mann in Uniform schickte, um mich in seinem eigenen Wagen nach Moskau bringen und auch wieder zurückfahren zu lassen, wenn ich dort Alles gesehen hätte, was ich wollte. Und morgen fahren wir dahin, Mr. Dallas. Was meinen Sie nun?"

Und wirklich fuhr am andern Morgen der Yankeejüngling in einem prächtigen Wagen mit vier Pferden an der Wohnung des Gesandten vorüber, wehte mit seinem Taschentuch und rief: — Adieu! Adieu!"

Mr. Dallas hörte später vom Kaiser selbst, daß Alles, was ihm der junge Mann erzählt hatte, wörtlich wahr war. Er hörte auch später aus Moskau von ihm, wo er von den Beamten der Stadt begleitet und mit derselben Auszeichnung behandelt wurde, die gewöhnlich fremden Gesandten erwiesen zu werden pflegt.

Die letzten Nachrichten, welche man durch die Zeitungen von ihm erfahren hat, erwähnen ihn als Reisenden in Tscherkessien, ein Tagebuch schreibend, das er drucken lassen will.

— „Und wer außer einem Yankee könnte dies Alles gethan haben?“ setzt Mr. Gild hinzu.

Zwischen diesem jungen Yankee und dem amerikanischen Staatsmann und Gentleman Henry Clay ist — — — ein langer Weg, und ich weiß nicht, warum aus der Menge von Personen, welche ich während dieser Woche in Neuyork sah, gerade diese Persönlichkeit vor mich hintritt. Vielleicht wegen ihres Unterschiedes von dem jungen Yankee. Ich sah ihn bei Anna Lynch, die zu seinen besondern Freundinnen gehört und ihm zuweilen Dienste als Secretär leistet. Er ist ein sehr langer und magerer Herr mit einer ungewöhnlich hohen kahlen Stirn, einem unschönen, aber ausdrucksvollen Gesicht, einer ungewöhnlichen Figur, aber mit wirklicher Anmuth in seinen Manieren und in seiner klangreichen Stimme. Er hat, wenn er will (und er will bei Damen stets), etwas ganz besonders Verbindliches, ich möchte sagen etwas Inniges in seinem Ausdruck und in seinem Benehmen. Er ist aber auch stets von weiblichen Verehrerinnen umgeben und soll selbst ein großer Verehrer der Frauen sein. Er hält sich seit einigen Tagen in Neuyork auf, überwältigt von Freunden und Einladungen. Es scheint mir jedoch, als ob er sich in dem Glanz seiner Popularität mehr sonnte, als ich von einem alten Mann gedacht hätte.

Die Amerikaner haben mehr Enthusiasmus für ihre Staatsmänner als die Europäer für ihre Könige. Henry Clay, obgleich aus einem Sklavenstaat (Kentucky), ist, glaube ich, ein freisinniger Mann, der die wahre Größe seines Vaterlandes und seines Volkes erkennt und will. Obwol nicht von der eigentlichen Yankeerace (diese südlichen Staaten wurden von der politischen Partei bevölkert, welche in England „Cavaliere“ genannt wurde nnd an Sitten, Leben und Charakter den Puritanern entgegengesetzt war), so hat er doch etwas von dem Vikingersinn, der die Söhne der Neuen Welt auszeichnet. Er

iſt, was man hier einen „ſelbſtgemachten Mann“ zu nennen pflegt (ſein Vater war ein armer Farmer), und der größere Theil ſeines Lebens iſt ein raſtloſer Kampf auf dem ſtürmiſchen Meer der Politik geweſen. Er hat dabei mehre Duelle gehabt und als Senator mit ſeinen Reden und mit ſeinem Einfluß im Congreß der Vereinigten Staaten während einer langen Reihe von Jahren tapfer und ehrenvoll für den innern Beſtand und die äußere Macht der Union gewirkt.

Noch eine andere Geſtalt tritt aus dieſen volkreichen Tagen klar hervor, eine ſchöne einnehmende weibliche Geſtalt, die lady-like Mrs. Bancroft, die Gattin des Geſchichtſchreibers. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Europa und bekannt mit dem „high life“ in Englands höchſten Kreiſen, kehrte ſie mit klarem und innigem Gefühl für die wahren Vorzüge ihres Vaterlandes und für deſſen Miſſion in der Menſchheit nach Amerika zurück.

Mr. Kirkland begleitete mich zu Springs zurück. Ach, Agathe! Könnte ich dir doch ſchildern, wie liebenswürdig, wie gut, wie rein, wie zartfühlend dieſe beiden Gatten ſind! Marcus Spring iſt gewiß einer der beſten und reinherzigen Menſchen, welche die Erde verſchönern. Und Rebecca iſt gut, ungewöhnlich begabt, freundlich und angenehm. Gutes zu thun und Andern zu helfen iſt ihre größte Freude, ihr beſtändiger Gedanke. Und dabei ſind ſie ſo heiter und haben eine ſo gutmüthige und hübſche Weiſe, die Sachen zu nehmen, daß ſich in ihren Händen auch das Unangenehme zu etwas Gutem und Angenehmen geſtaltet. Wenn man ſo etwas lernen könnte, würde ich viel von ihnen lernen. Glücklichere Menſchen habe ich nie geſehen. Sie ſelbſt ſind ſo erfüllt von Dankbarkeit für das Glück, welches ſie genoſſen haben und noch genießen, daß ſie bereit ſind, jeden Schlag des Schickſals in Ergebung mit dem Gefühl aufzunehmen, daß ſie ſoviel von dem ſchönſten Glück dieſer Welt genoſſen haben. Allein das Unglück ſcheint

nicht den Muth zu haben, dieſe ſanften und dankbaren Weſen zu treffen, die ihm mit Blicken ergebener Liebe entgegenſehen; es nähert ſich und droht, aber dann geht es vorüber. So iſt es in Bezug auf ihren „Baby" geweſen, der lange am Rand des Grabes geſchwankt hat und nun mit jedem Tage friſcher und munterer wird. Wie gut ſie gegen mich geweſen ſind und noch ſind, kann ich nicht beſchreiben. Sie denken für mich, ſie ordnen für mich an, ſie pflegen mich, als ob ich ihre Schweſter wäre; und Alles thun ſie mit Verſtand und Klugheit. Ich kann dieſen Freunden nicht dankbar genug ſein.

Auch Downings ſind mir unſchätzbar. Sie kamen nach Neuyork, um mit mir zuſammenzutreffen; ſie kamen und brachten die allerſchönſten Blumen mit. Seine dunkeln innigen Augen und ihre ſanften hellblauen Augen, die unſern ſchwediſchen Veilchen gleichen, begleiten mich auf meinen Wegen und — — — in meinem Herzen.

16. März.

Aber ich weiß nicht recht, ob ich noch zum Abreiſen kommen werde, ſo widerwärtig geht mir's mit dem Schiff und mit dem Schiffscapitän. Der Capitän der Segelbrigg nämlich, die ich mir zu meiner Reiſe auserſehen hatte, weigerte ſich, als er die Namen der Damen erfuhr, die auf ſeinem Fahrzeug als Paſſagiere mitfahren wollten, mich an Bord zu nehmen. Und als Marcus den Grund wiſſen wollte, antwortete er, daß er keine Schriftſtellerin an Bord haben möge, die ſeine „accomodations" verſpotten würde und „ihn in ihr Buch ſetzen könnte!" Marcus lächelte und wollte ihn überreden, dieſes Wagniß auf ſich zu nehmen, indem er ihm die Verſicherung gab, daß ich nicht gefährlich ſei u. ſ. w. Aber der Mann war unbeweglich. Er wollte mich durchaus nicht an Bord nehmen. Und nun muß ich acht Tage länger warten, bis das nächſte Dampfboot abgeht. Und das habe ich Mrs. Trollope und Dickens zu verdanken!

Aber ich bin glücklich in Rose-Cottage bei meinen liebenswürdigen Freunden, und dieser Aufenthalt hat mir das Vergnügen verschafft, Emerson's „lectures“ hier und in Neuyork mehre male beizuwohnen. Es ist ein eigenthümlicher Zauber darin, von dieser tiefen klangvollen Stimme Worte aussprechen zu hören, die einen Eindruck machen, der dem von Juwelen und echten Perlen gleicht. Gestern hörte ich ihn in einer Vorlesung über „Wohlredenheit“ die gedankenlose Uebertreibung und Schwülstigkeit seiner Landsleute im Ausdruck gegen die natürliche poetisch-schöne Vergrößerung der Gefühle und Gegenstände im Morgenlande streng geißeln. Er gab von beiden Proben, und die Versammlung, im besten Einverständniß mit dem Lehrer, gab ihren Beifall und ihr Vergnügen lebhaft zu erkennen. Marcus Spring hatte in Verbindung mit mehren bedeutenden Männern Brooklyns Emerson eingeladen, daselbst Vorlesungen zu halten, und ich habe ihn deshalb mehre male hier gesehen. Vielleicht sehe ich ihn nie wieder. Aber ich bin froh, ihn gesehen zu haben.

20. März.

Wir haben ein paar stille schöne Abende gehabt (denn ich nehme dies mal nur ausnahmsweise Besuche und Einladungen an — ich muß ausruhen), ich und meine Freunde, an denen wir gelesen und uns unterhalten haben. Ich habe auch Briefe gelesen, welche sie von Miß M. Fuller, der gegenwärtigen Marquise Ossoli, erhalten haben, denn ihre Heirath ist nun öffentlich bekannt gemacht worden und ihr Vertheidiger Mr. Russell hat vollkommen recht gehabt. Mrs. Ossoli ist jetzt mit ihrem Mann und ihren Kindern auf dem Wege nach Amerika, wo sie sich niederlassen wollen. Und am Bord desselben Schiffes ist auch der junge Mann, der nach Petersburg gereist ist, um dem Kaiser von Rußland eine Eichel zu schenken.

Der letzte Brief der Mrs. Ossoli ist aus Gibraltar

und beſchreibt rührend ſchön den Abend, an welchem die Leiche des Capitains (er war an den Blattern geſtorben) ins Meer geſenkt wurde, während die Abendſonne glühend unterging und kleine weiße Segel, „wie ausgebreitete Flügel der Engel", auf dem Meeresſpiegel ruhten. In dieſem Briefe lebt eine gewiſſe Schwermuth und eine durch und durch edle Geſinnung, aber nichts von dem ſtolzen und trotzigen Geiſt, den ich aus mehren Gründen in ihr vermuthet habe. Von ihrer Mutterfreude und von ihrem ſchönen Kind ſpricht ſie mit Rebecca Spring in hinreißenden Ausdrücken.

— „Ich kann mein Glück kaum faſſen" — ſagt ſie an einer Stelle — „ich bin Mutter eines unſterblichen Weſens! Gott ſei mir armen Sünderin gnädig!"

Das klingt gar nicht ſtolz. Sie hat ein paar Kiſten mit Geſchenken und Andenken für ihre Freunde in die Heimat geſchickt, — „für den Fall" — ſchreibt ſie — „daß ich mein Vaterland nicht wiederſehen ſollte." — Sie hat dieſe Reiſe mit düſtern Ahnungen angetreten, und dieſe Ahnungen ſcheinen, nachdem der gute Capitain der Brigg unterwegs geſtorben iſt, noch zugenommen zu haben. Doch iſt bisher Alles gut gegangen; und ihre Mutter, drei Brüder und eine einzige Schweſter (die junge liebenswürdige Frau in Concord) ſowie eine Menge Freunde erwarten ſie mit Sehnſucht und Freunde.

22. März.

Geſtern beſuchte ich „the Female Academy" in Brooklyn, eine Erziehungsanſtalt für fünfhundert junge Mädchen, in welcher ſie ſtudiren und akademiſche Grade erlangen, wie junge Männer zu thun pflegen. Ich bewunderte die Einrichtung, das Muſeum, die Bibliothek ꝛc. ꝛc. des Inſtituts und fand beſonderes Wohlgefallen an der Haltung der jungen Mädchen, hörte ihre Arbeiten in

Verſen wie in Proſa an und fand an ihnen wie an den jungen Vorleſerinnen viel Vergnügen. Ich hörte hier auch einen Geſang, mit dem ich — zu meiner Beſchämung — ſchon zwei oder drei male früher hier zu Lande begrüßt worden bin, denn die Worte, in denen ich auch nicht einen Funken von geſunder Vernunft oder von Zuſammenhang entdecken kann (das Lied beginnt mit den Worten: — „I dream, I dream of my fatherland!“), werden mir zugeſchrieben, und die Muſik — Jenny Lind! — „C'est imprimé.“

Dieſe großen Dreſſuranſtalten für junge Mädchen geben unleugbar einen großen Theil — Dreſſur, Specialkenntniſſe, geſellſchaftliche Haltung, Sicherheit u. ſ. w. Aber ſind das Vortheile für die Entwickelung des Beſten im Weibe? — Ich zweifle, und ich habe denkende Frauen hier zu Lande, auch unter den jungen Frauen, ebenfalls zweifeln oder vielmehr es verneinen gehört. Sie möchten blos als Uebergangsbildung gut ſein, um die Frauen in Kreiſe von Kenntniſſen einzuführen, aus denen ſie früher ausgeſchloſſen geweſen ſind. (So rühmt man allgemein ihre Fähigkeit und ihre Fortſchritte in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, in der Algebra und in der Phyſik.) Aber mir iſt es klar, daß, wegen der Studien und dieſes Schulcurſus ſehr viel von den Tugenden und Reizen des häuslichen Lebens verſäumt wird. Das junge Mädchen ſchnauzt in ihrem Eifer, ihre Lection gut zu lernen, ihre Mutter an und wirft dem Vater böſe Blicke zu, wenn dieſe ſie zu unterbrechen wagen. Man entzündet ihren Ehrgeiz auf Koſten ihres Herzens. Man legt zu viel Gewicht auf Schulkenntniſſe. Die höchſte Aufgabe der Schule ſollte aber darin beſtehen, die Leute darauf vorzubereiten, daß ſie dieſelbe entbehren können. Wenigſtens ſollte das Leben junger Mädchen zwiſchen Haus und Schule dermaßen vertheilt werden, daß die letztere nur einen kleinern Theil davon bekäme. Das gute Hausweſen iſt doch die wahre hohe Schule!

Aber ich mache mir faſt Vorwürfe darüber, daß ich gegen eine Anſtalt ſpreche, in der ich ſo viel Wärme von jungen Herzen genoſſen habe, wie hier. Gewiß iſt es, daß ich umarmte und umarmt wurde, küßte und geküßt wurde von Töchtern und Schweſtertöchtern, von Müttern und von Tanten, ſodaß mir's faſt — — zu viel wurde. Aber eine warme und erwärmende Zeit verbrachte ich dort, und manche ſchöne Erinnerung brachte ich von dort mit.

Ich bereite mich jetzt zur Abreiſe vor und porträtire inzwiſchen meine Freunde und ihre Kinder „the rose coloured family“ in einer kleinen Gruppe von Köpfen, die ich ihnen als ein Andenken an mich hinterlaſſen will. Es koſtet mich viel, ſie zu verlaſſen. Ich möchte fortwährend mit ihnen zuſammenleben. Aber ich werde ſie wieder ſehen, denn ich kehre hierher zurück. Einen großen Theil meiner Bücher und Kleider laſſe ich unterdeſſen in ihrem Hauſe. Wenn ich meine Bücher in Augenſchein nehme und die dicken Bände Hegel'ſcher Philoſophie und ſkandinaviſcher Mythologie darunter ſehe, die ich während meines Aufenthalts in Amerika durchſtudiren wollte, ſo muß ich lächeln. Ich habe nicht daran gedacht, auch nur eins dieſer Bücher aufzumachen.

24. März.

Geſtern war Channing hier, der liebenswürdige H. W. Channing. Er kam frühmorgens und war auch friſch und lichtvoll wie ein Morgen im Monat Mai. Während des Winters hatten wir einige Briefe gewechſelt und waren darin ein wenig aneinander gerathen. Emerſon war der Zankapfel. Channing war gegen Emerſon aufſäſſig, und ich wurde aufſäſſig gegen — ihn. Und ſo ſchwiegen wir Beide.

Als wir jetzt zuſammentrafen, war Channing herzlich und ſtrahlend gegen mich, ſchenkte mir ein Werk von Wordsworth, „the Excursion“ und zeigte ſich außer

ordentlich gütig und liebenswürdig. Mit solchen Leuten athmet man eine wahre Frühlingsluft. Abends war eine kleine Gesellschaft hier, Channing darunter. Nachdem er Abschied genommen hatte und hinaus gegangen war, kam er schnell wieder herein und rief mich hinaus, führte mich hinaus auf die piazza, zeigte mir den Sternenhimmel, der in strahlender Pracht hell über uns stand, lächelte, drückte meine Hand und — — — war verschwunden.

Aber ich sollte nicht blos von mir und meinen Interessen reden. Ich muß dir auch etwas von den allgemeinen Angelegenheiten mittheilen.

Ein allgemeines und starkes Interesse ist gegenwärtig hier zu Lande die Frage von der Sklaverei, zu einem neuen Leben erweckt durch die Frage von der Einverleibung Californiens und Texas als selbstständiger Staaten in die Vereinigten Staaten. Man kann sagen, daß das ganze Land in pro-slavery- und anti-slavery-Leute getheilt ist. Californien, schnell bevölkert, besonders von Leuten aus den nordöstlichen Staaten, den Söhnen der unternehmenden Pilger, ist bei dem Congreß mit der Bitte eingekommen, von der Sklaverei befreit und für einen Freistaat erklärt zu werden. Das wollen die südlichen Sklavenstaaten nicht zugeben, da Californien durch seine Lage den südlichen Staaten angehört und seine Befreiung von der Sklaverei wenigstens der Einfluß der Sklavenstaaten im Congreß vermindert würde. Sie kämpfen verzweifelt um Beibehaltung Dessen, was sie ihre Rechte nennen. Die nördlichen, von der Sklaverei freien Staaten kämpfen eben so verzweifelt, theils um die Ausbreitung der Sklaverei nach Californien und Texas zu verhindern, theils um die Ausrottung Dessen zu befördern, was sie mit Recht für ein Unglück und für eine Schande ihres Vaterlandes halten. Dieser Kampf wird von beiden Seiten mit großer Bitterkeit sowol innerhalb, als außerhalb des Congresses geführt. Abolitionisten

sind auch hier von allen Farben. Mehre meiner Bekannten gehören zu den Ultras, Springs zu den Gemäßigten, und den Letztern schließe auch ich mich an. Die Andern halte ich für unvernünftig.

Die fortwährend zunehmende Auswanderung von Europas ärmsten Volksclassen (meistens aus Irland und Deutschland) ruft große Anstalten hervor, aber nicht, um dieselbe zu hindern, sondern vielmehr ihr entgegenzukommen und sie nicht blos unschädlich, sondern für Volk und Land so wohlthätig wie möglich zu machen. Die Irländer werden die besten groben Handarbeiter Amerikas, besonders bei der Anlegung von Wegen und Kanälen. Die Deutschen ziehen meist nach Westen in die großen deutschen Colonien im Mississippithale, wo alle Hände und Kräfte noch vollauf zu thun haben. In den östlichen Staaten fängt es schon an, wie in Europa, mehr Arbeiter, als Arbeit zu geben. Auch ziehen die Arbeiter in großen Scharen nach Westen. Dieser große Westen bis ans Stille Meer ist Nordamerikas Zukunft und Hoffnung, der freie Raum und die Aussicht, welche diesem Volk ein freieres Athmen, ein frischeres Leben als andern Völkern gewähren.

Ueber alle Fragen von allgemeinem Interesse in den einzelnen Staaten werden große Zusammenkünfte gehalten, Beschlüsse gefaßt und Motionen oder Petitionen an den Congreß geschickt, wenn sie zu dessen Geschäftsbereich gehören. Und es ist eine wahre Freude zu hören, wie Alles, wenigstens in den nördlichen Staaten, in einer vorwärtsschreitenden Richtung geht, nach Entwickelung der Volksbildung und der Volksgewalt strebt und im Allgemeinen Maßregeln und Schritte anwendet, die zum Vortheil Aller führen.

Mitten durch die Aufregung wegen aller dieser großen Fragen geht in diesem Augenblick die Nachricht von Jenny Lind's bevorstehender Ankunft wie ein Lauf-